Indi

Die evangelische Mission

unter den

Indianern in Nord- und Südamerika

von

Dr. G. E. Burkhardt,
Archidiak. in Delitzsch.

Bielefeld.
Verlag von Velhagen und Klasing.
1857.

Mit
rste Abt
en der
weite A
en Ind
ichen Re
Bolksbla
latt Nr.
Dank; l
er ersten
nit Rück
er ist, n
Bandes n
Möge
Bibliothek
treue Her
ner Ehre
Segen in
Delitz

Vorwort.

Mit herzlicher Freude über die günstige Aufnahme, welche die rste Abtheilung der „Kleinen Missions-Bibliothek“ bei den Freunden der Mission bisher gefunden, übergebe denselben hiemit die weite Abtheilung dieses Werkes, die evangelische Mission unter en Indianern in Nord- und Südamerika umfassend. Den freundichen Recensenten in der Neuen Halleschen Zeitung 1857, Nr. 175, Volksblatt für Stadt und Land Nr. 64, Evang. luth. Monatsblatt Nr. 19, und Neue Preußische Zeitung Nr. 193 herzlichen Dank; letzterem mit dem Bemerken, daß der auf dem Umschlag er ersten Abtheilung gegebene Prospekt nur ein vorläufiger, später nit Rücksicht auf die Oekonomie des Ganzen leicht zu modifizirener ist, worüber eine weitere Angabe beim Erscheinen des zweiten Bandes mir vorbehalte.

Möge nun auch diese zweite Abtheilung der kleinen Missions-Bibliothek einer ebenso günstigen Aufnahme sich erfreuen, und der treue Herr der Missionen zu dem in Seinem Namen und zu Seiner Ehre unternommenen Werke auch ferner Seinen Beistand und Segen in Gnaden verleihen!

Delitzsch, im Oktober 1857.

Dr. Burkhardt.

Inhalt.

Amerika.

2. Die Indianer in Nord- und Südamerika.

I. Amerika.

2. Die Indianer in Nord- und Südamerika.

A. Die Indianer Nordamerika's.

Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission. Hamburg und Gotha, 1846. II. 2, p. 353 ff.
Loskiel, Geschichte der Mission der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika. Barby, 1789.
Basler Missions-Magazin, 1834 H. 4; 1855 H. 3. cf. 1825 H. 4. u. a.
Sondermann, die Mission der kirchlichen Missions-Gesellschaft in England unter den heidnischen Indianern des nordwestlichen Amerika. Nürnberg, 1847.
Catlin, die Indianer Nordamerika's u. s. w., deutsch von H. Berghaus. Brüssel und Leipzig, 1848.
Calwer Monatsblätter, 1839, p. 148; 1846, p. 161; 1854, p. 147 ff. u. a.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt, herausgegeben von Graul. Leipzig, 1848, p. 1 ff.; 1851, p. 209 ff.
Steger, die protestantischen Missionen u. s. w., Hof und Wunsiedel. 1848. I. p. 105 ff. II. 103 ff. III. 1. p. 81 ff.; 2. p. 114 ff.
Hoffmann, Missionsstunden I., 2. Auflage. Stuttgart, 1848. p. 175 ff.
Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld. 1848. Nr. 1 ff.

§. 1. Land und Leute.

Wo jetzt das Sternenbanner der Union sich stolz entfaltet und blühende, volkreiche Städte sich erheben, wo auf ehernen Schienen die Lokomotive das Land durchbraust und unzählige Dampfboote die Wogen der mächtigen Ströme und Seen zertheilen, wo die Axt des Ansiedlers noch fortwährend den Urwald lichtet und Farm auf Farm als Vorposten der immer weiter dringenden Civilisation ersteht, da sah es vor zwei bis dreihundert Jahren noch ganz anders aus. Im dichten Schatten undurchdringlicher Wälder streiften da noch auf den von den Vätern ererbten Jagdgründen die zahlreichen und mächtigen Stämme der heidnischen Ureinwohner des Landes, die kriegerischen Indianer, umher, deren Land und Leben, deren Heidenthum und Bekehrung, deren Unterdrückung und Errettung wir im Folgenden näher ins Auge fassen wollen.

Nordamerika, wo wir die Wohnsitze der Indianer zu suchen haben, ist nach drei Seiten vom Meere umflossen, östlich vom atlantischen, westlich vom stillen, nördlich vom Eis-Meere; im Süden grenzt es an den mexikanischen Staat. Zwei Gebirgszüge laufen in ziemlich gleicher Entfernung neben einander her und durchschneiden das Land; im Osten das 4000 Fuß hohe Alleghani-Gebirge oder die Apalachen, im Westen das an 13000 Fuß sich erhebende Felsengebirge oder die **Rocky Mountains.** Zwischen beiden Gebirgen, von dem mexikanischen Meerbusen bis an's nördliche Eismeer, dehnen sich die ungeheuren Ebenen des Missisippi

und von Kanada aus, so groß wie ganz Europa. Den mächtigen Gebirgszügen entsprechen gleich gewaltige Ströme, unter denen der Mississippi und der Lorenzstrom die bedeutendsten sind. Beide entspringen ganz nahe bei einander, jener aber strömt südlich in den Busen von Mexiko, dieser wendet sich nach Osten dem atlantischen Meere zu. Der Mississippi (d. h. Mutter der Ströme) nimmt aus Westen den vom Felsengebirge kommenden, ihn selbst an Größe übertreffenden, 730 geographische Meilen langen Missouri auf. Der St. Lorenzstrom ist der Ausfluß der fünf großen, auf der Grenze der Freistaaten und des britischen Nordamerika gelegenen sogenannten Kanadischen Seen, des Obern-, Michigan-, Huron-, Erie- und Ontario-Sees. Unter dem Namen St. Louis fließt er zuerst in den Obern-See, dann, immer wieder unter verschiedenen Namen, auch in alle übrigen. Als Ausfluß des Erie- in den Ontario-See heißt er Niagara, und bildet den berühmten Wasserfall gleiches Namens. Die Ziegeninsel theilt denselben in zwei Theile; der Arm auf der amerikanischen Seite ist 800, der auf der kanadischen 1500 Fuß breit, der ganze Fall, die Insel mit eingeschlossen, 4700 Fuß. Aus einer Höhe von 164 Fuß stürzen da in jeder Minute 672000 Tonnen Wasser ganz senkrecht herunter und meilenweit vernimmt man das furchtbare Getöse.

„Wer je an dieser Stelle war, und ein Gefühl hat für das Große und Feierliche der Natur, wodurch Gott mit dem Menschen spricht, der kann die Eindrücke nimmermehr vergessen, welche dieses Schauspiel in seiner Seele zurückläßt. Die Berge haben ihre majestätische [illegible] aber ihre Sprache, wie sehr sie auch zum Herzen dringt, ist lautlos, so lange nicht [illegible]rm über ihre Gipfel hintobt und an ihren Seitenwänden die Wälder in Aufruhr bringt. Die Wüste hat ihre romantischen Einöden und ihre endlosen Steppen, indeß auf ihren Sandfeldern der heiße Gluthwind nicht selten dem Wanderer den Tod bereitet; aber in ihr kann das Auge keinen Ruhepunkt finden und das Gemüth durch anziehende Gestalten erheitern. Der sturmbewegte Ocean hat seine festlichen Erhabenheiten, wenn die Riesengebirge der Wellen dem kleinen Kahne des Schiffers sich wild und drohend entgegenstürzen; aber dieses erhabene Schauspiel hat seine Gefahren, und wo Gefahr ist, da ist Schmerz. Mit den brausenden Wasserfällen des Niagara verhält es sich anders; denn an ihnen kann die Seele frei von jeder bangen Besorgniß ausruhen. Der Zuschauer setzt sich am Fuße des ungeheuren Kataraktes nieder, und sieht und hört, und wird des Schauspiels nimmer müde. Er kann an den Ufern dieses majestätischen Stromes hinwandeln von dem Punkte an, wo die schwarzen Gewässer des Tschippewaslandes in ihn hineintreten, und Schritt für Schritt seinem raschen Laufe folgen, und mit den Augen sehen, wie die Fluth jeden Augenblick mehr und mehr ihren raschen Lauf beflügelt. Die wachsende Schnelligkeit des Stromes fängt allmälig an, die wellenlose Oberfläche des Wassers aufzuwirbeln; der Wasserstrudel wird mit jedem Moment wilder, bis sich der mächtige Strom schäumend und brüllend in die ungeheure Tiefe hinabstürzt. Welch ein Wunder der Natur, das immer neue Gegenstände des Erstaunens darstellt, von welcher Seite her man dasselbe betrachtet. Es ist seit Jahrtausenden immer dasselbe erhabene Werk Gottes voll Leben und Bewegung. Seine Quellen trocknen niemals aus und seine brausende Wasserfülle wird nie vermindert. An seiner Pracht und Größe kann sich die Seele des Wanderers nie ersättigen und immer kühner wird die Begierde, die Wundergröße dieses Naturspiels in ihren tausendfachen Gestaltungen anzuschauen." —

Der Niagarastrom ist etwa 12 Stunden lang; die Wasserfälle sind 4 Stunden von der südlichen Spitze des Ontario-Sees und 8 Stunden von dem Fuße des Erie-Sees entfernt. Bei den Höhen von Lewiston beginnt der mächtige Wassersturz, von wo aus der Strom beinahe zwei Stunden Weges fortwährend in die Tiefe hinabsprudelt, bis seine wildbewegten Gewässer in der Tiefe der Ebene ein Ruheplätzchen zum Athmen wieder finden, um von hier aus sanft und geräuschlos in den Ontario-See hineinzuschleichen. Oberhalb der Fälle bei Quenston

befindet sich ein mächtiger Wasserwirbel, welcher nicht minder merkwürdig ist, als die Fälle selbst. Hier macht der in seinen Ufern eng zusammengepreßte tiefe und reißende Strom in einem spitzen Winkel eine scharfe Beugung, die ein mächtiges Wasserbecken bildet, in welchem die wilden Gewässer sich zuvor kreisförmig umherwälzen, ehe sie den Ausgang nach unten zu finden vermögen. In diesem Becken bildet der Strom verschiedenartige, übereinanderliegende Wasserschichten, die sich nach unveränderlichen Gesetzen bis zu dem Punkte auf- und abrollen, wo die mächtige Wasserpyramide ihren Ausgang gefunden hat. Nicht selten werden entwurzelte Bäume, welche der Strom aus der heulenden Wildniß herausgetragen hat, Tage und bisweilen Wochen lang im Wirbel des Wasserbeckens kreisförmig umhergeworfen, bis sie der heulenden Wasserspitze sich nähern und von derselben in eine unbekannte Tiefe hinabgezogen werden, nach einiger Zeit in einer andern Ecke des Beckens wieder auf der Oberfläche erscheinen und nun auf's Neue in die strömenden Umkreise des Wassers hineingezogen werden. —

Der größte und schönste der fünf Seen ist der Obere, dessen Länge von Osten nach Westen auf 280, und seine größte Breite vielleicht auf 120 Stunden sich beläuft. Die wilde und romantische Einsamkeit seiner Ufer, so wie der dichten Wälder und der unangebauten Fluren, die ihn umschließen, sind bis jetzt noch wenig besucht worden, und nur der rothe Mann (wie die Indianer ihrer röthlichen Hautfarbe wegen genannt werden), der zur Sättigung seines Hungers das Gewild verfolgt, oder der rachsüchtige Krieger, der nach Blut dürstet, findet einen Pfad durch die Wildnisse dieser Gegend, die im Verhältniß zu den untern Seen und den bewohnten Gebieten von Kanada und den Vereinigten Staaten als ein weit entferntes Land im Nordwesten bezeichnet wird. Der Huron-See, dessen Gewässer einen ungeheuren Seeweg für die größten Schiffslasten in das Innere des nördlichen Amerika's hinein bildet, ist besonders merkwürdig durch eine ganze Welt größerer und kleinerer Inseln, deren man bereits 32000 in ihm gezählt hat, meist mit hohen Eichen- und Tannenwäldern dicht bedeckt.

Daß in einem so weit von Süden nach Norden herauf sich erstreckenden Lande, wie Nordamerika, der Unterschied des Klima's und der Erzeugnisse sehr groß ist, versteht sich von selbst. In dem warmen Süden wird Zucker und Baumwolle gebaut; hier giebt es Kolibri's und man findet Papageien selbst während des Winters; doch trifft man auch giftige Schlangen, wie die Klapperschlange, 6 Fuß lang und 9 Zoll im Umfange. — In den großen Ebenen des Missisippi und von Kanada wird besonders Getreide, Weizen, Roggen, Mais gebaut. Hier wechseln noch undurchdringliche Urwälder, die Aufenthaltsplätze von Hirschen, Büffeln, Elenthieren, Bären, Wölfen, mit weiten Prärien ab, wiewohl sich durch die schnell wachsende Einwanderung das Dunkel schon überall lichtet. Dasselbe gilt auch vom Oregongebiet, jenseit des Felsengebirges. Oberhalb Kanada in den Hudsonsbai-Ländern und an der Nordwestküste giebt es wohl anfangs noch fruchtbaren Boden und herrliche Waldungen; nach und nach aber nimmt der Pflanzenwuchs ab, und an dessen Stelle tritt ein Schnee, der den größern Theil des Jahres Alles bedeckt. Man trifft keine Gärten und Blumen, keine Wälder, keine Städte und Häuser mehr an. Zwar kommt man auf ausgebreitete Ebenen, aber kaum sind sie mit etwas Moos bekleidet und die Berge erscheinen ohne Gras im Sommer wie im Winter. Die zahlreichen, mächtigen Ströme sind meist zugefroren, und nur wenige Monate lang kann man die Fahrzeuge zu den entlegenen Eilanden lenken. Pelzthiere, als schwarze und braune Bären, schwarze,

blaue und graue Füchse, Luchse, Marder, Biber und Fischottern bilden in diesen Gegenden den Hauptreichthum.

Während nun vor noch nicht dritthalb hundert Jahren das ganze weite Ländergebiet von Nordamerika im ungestörten Besitz der **Indianer** war, ist es jetzt fast dahin gekommen, daß man die Länder suchen muß, in welchen man sie noch findet. Seit zuerst europäische Ansiedler das Land betraten, war das unglückselige Loos der Ureinwohner, immer weiter und weiter verdrängt und zum großen Theil vernichtet zu werden, entschieden.*) Zu Haufen sind sie dahingeschmolzen und schmelzen noch hinweg, ein sterbendes Völkergeschlecht. Grausame Kriege haben sie aufgezehrt, zu denen sie durch die Missethaten der Weißen aufgereizt wurden, und der kleine Ueberrest zahlreicher Völkerstämme, ein niedergedrücktes, ein schutzloses, ein zerbrochenes, ein in seinen eigenen Augen geschändetes Geschlecht, sie sind in Muthlosigkeit hinabgesunken, und der Tod ist ihnen lieber geworden, denn das Leben. Von Anfang an kauften die Europäer den des Werthes völlig Unkundigen ihr Land um einen Spottpreis ab, oft nur um allerlei Werkzeuge und Waaren, oder gar um den ihnen so verderblichen Branntwein, und weiter und immer weiter mußten sie zurück weichen in die dichten Urwälder. So besonders in den Vereinigten Staaten, dem schönsten Theil von Nordamerika, wo mit reißender Schnelligkeit der Strom der Einwanderer anwuchs und noch bis auf diesen Tag nicht versiegt ist, aber auch überall vor sich her die armen Indianer ausgerissen und fortgeschwemmt hat. Denn die Weißen gewöhnten sich immer mehr, in den Indianern Wesen von weit geringerer Gattung als sie selbst, ohne irgend einen Rechtsanspruch und der völligen Ausrottung geweiht, zu erblicken, und so häufte man selbst von Staatswegen die schreiendsten Ungerechtigkeiten gegen dieses Geschlecht. So wurden im Jahre 1820 die im Staate New-York noch lebenden, größtentheils zum Christenthum bekehrten Indianerstämme, schon bis dahin vielfach von den Weißen bedrängt, endlich genöthigt, in das nordwestliche Gebiet, jenseits des Michigan-Sees, an den Ufern des Fuchs-Flusses, auszuwandern. Dort, in einem für Indianer ganz vortrefflichen Lande, sollten sie für alle Zeiten vor dem Andrange der Weißen sicher sein, der große Vater in Washington aber, der Präsident der Vereinigten Staaten, sollte sie schützen und vertheidigen und ihnen stets im Besitz ihrer Rechte behülflich sein. Ein feierlicher Vertrag wurde, nachdem die im Nordwesten wohnenden wilden Indianerstämme sich zur Aufnahme ihrer Brüder bereit erklärt, mit der Regierung abgeschlossen, von beiden Theilen unterzeichnet und im Staatsarchive zu Washington niedergelegt. In diesem Vertrag war zugleich bestimmt, daß die Regierung den weißen Leuten nie gestatten werde, sich in diesem neuen Indianergebiet des Westens niederzulassen. Außerdem machte sich der Präsident anheischig, alle etwa entstehenden Streitigkeiten unter den Indianerstämmen selbst zu schlichten, ihnen Werkzeuge des Ackerbaues und Förderungsmittel nützlicher Gewerbe, so wie Lehrer für ihre Kinder und Diener der Religion zuzusenden, um ihnen den Weg zum Himmel zu zeigen. So schien denn eine schö-

---

*) cf. Ev.-luth. Missionsbl. 1853, p. 329 ff. Miss.-Mag. 1834, IV, 539 ff

neue Zeit über den armen Indianern aufzugehen. Schon hatten sie angefangen, neue Dörfer zu bauen, und mit den wilden Stämmen in ihrer neuen Heimath, die von ihnen willig Gesittung und Christenthum annahmen, freundliche Bündnisse geschlossen; Missionare wirkten unter ihnen in reichem Segen, und der alte Häuptling, der an ihrer Spitze ausgewandert war, durfte mit den Worten sterben: „Jetzt ist meine Seele zufrieden!" Der Vater sprach zu seinen Kindern: „Nun haben wir wieder eine Heimath, aus der wir nicht mehr vertrieben werden dürfen"; und die Mutter lächelte freundlicher ihrem Säugling entgegen, für den sie eine Ruhestätte gefunden hatte.

Da zog abermals eine verheerende Gewitterwolke über den Häuptern der unglücklichen Indianer auf und zerstörte die hoffnungsreichen Saaten, die durch ihren Fleiß in der neuen Heimath bereits emporkeimten. Kaum zehn Jahre waren dahingeflossen, so wuchs die Menge der Einwandrer in den östlichen Staaten so sehr, daß sie neuen Raum verlangten und mit Begierde ihre Augen auf jene fruchtbaren Gebiete im Westen richteten. Schlaue Unterhändler wußten die wilden Indianer gegen ihre von New-York gekommenen Brüder aufzuhetzen, und redeten ihnen ein, diese hätten sich in den Besitz ihres Landes eingedrängt; sie möchten dasselbe zurückfordern und es ihnen, den Weißen, um einen weit höhern Preis verkaufen. Mittlerweile kam bei der nordamerikanischen Regierung der Plan zur Sprache, sämmtliche Indianer diesseits des Mississippi über diesen Strom hinüberzudrängen, und die entstandenen Streitigkeiten sollten als Mittel dienen, seiner Ausführung nahe zu kommen. Es wurde deßhalb im Jahre 1830 eine Regierungs-Commission nach Greenbay, einer Niederlassung am Ausflusse des Fuchsflusses in den Michigan-See, gesendet, scheinbar, um die streitenden Parteien zu versöhnen, in Wahrheit aber, um die erforderlichen Schritte zu jenem Ziele einzuleiten. Eine große Rathsversammlung wurde angesagt, und so erschienen denn im August desselben J. bei Greenbay die Abgeordneten der wilden Menomenies, Winnebagos und Tschippewas, so wie der christlichen Stockbridges, Oneidas und Brothertons, etwa 30 Häuptlinge, begleitet von fast 3000 Indianern, welche am Fuchsflusse ihre Lager aufschlugen. Nach den nöthigen Zurüstungen zogen am bestimmten Tage, den 24. August, die Regierungs-Abgeordneten in feierlichem Zuge nach der Stelle, wo die große Rathsversammlung öffentlich gehalten werden sollte, und auf welcher ein Schanty (bedeckter Platz) aufgerichtet worden war, der durch ein leichtes Dach bei offenen Wänden die Versammlung gegen den Platzregen sicherte. Nachdem sie nebst ihrem Gefolge ihre Sitze eingenommen hatten, drängte sich der Haufe von Zuschauern dicht um sie herum. Viele standen, Andere setzten sich auf den Boden oder legten sich gestreckt auf denselben hin, und Jeder hatte seine Pfeife im Munde, um sich die Zeit gemüthlich zu verrauchen. Schon hatten sich auch alle Häuptlinge unter großen Feierlichkeiten auf dem Platze eingefunden, nur die Menomenies fehlten noch und kamen auch, als ein Bote zu ihnen entsendet worden, nur langsam und feierlich herbei und nahmen mit großer Gravität und unbeweglichen Gesichtszügen, die Pfeifen im Munde, ihre Plätze ein. Unter großen Feierlichkeiten ging jetzt die Friedenspfeife an einem vier Fuß

langen Rohre von Mund zu Mund, und mit einem Ernste, als ob das ganze Geschäft mit Tabaksdampf abgemacht werden müsse, zog ein Jeder, vom Präsidenten an bis zum letzten Häuptling, seine Rauchwolke aus der Pfeife heraus.

Die Scene war im hohen Grade malerisch, und kaum dürfte je eine ähnliche Volksversammlung auf der weiten Welt zu finden sein. Von dem reinen Weiß der europäischen Hautfarbe bis zum dunkeln indianischen Blutroth hinab waren in wunderbarer Abstufung alle Schatten von Farbenmischung der Haut in derselben anzutreffen. Alle wilden Indianer stellten sich ganz nackt, nur mit einem kleinen Gürtel um die Lenden, auf dem Platze ein. Viele derselben hatten das Aussehen, als ob sie vom Tage ihrer Geburt an nie gewaschen und gekämmt worden wären. Nicht Wenige derselben hatten sich mit einem Gemisch von Farben übertüncht, Einige waren schimmernd roth und Andere so schwarz, wie die Schatten der Unterwelt; Einige waren nur auf der einen Seite roth und auf der andern schwarz, und wohl hätte der geschickte Pinsel eines Malers hier das treffendste Bild einer Versammlung des Todtenreichs finden dürfen. Ein Jeglicher hatte neben seiner Pfeife Pfeil und Bogen mit einem Wurfspieße, und dieser letztere ist nicht selten zu einer Tabakspfeife eingerichtet. Allein es hatte sich in einer andern Abtheilung der Versammlung auch noch ein anderer Haufe von Indianern stille niedergesetzt, deren Kleidung, Gesichtszüge und ganzes Benehmen den würdigsten Anstand des civilisirten Lebens verriethen. Sie sahen sämmtlich als Menschen aus, die sich selbst achteten, und auch die Achtung Anderer zu gewinnen wußten. Ihr ganzes Benehmen würde in jeder Parlamentssitzung für würdig gehalten worden sein. Es waren die christlichen Indianer, von der nämlichen Hautfarbe, wie jene, und sichtbar Sprößlinge desselben Volksstammes. Aber durch solche Merkmale körperlicher und geistiger Ueberlegenheit zeichneten sie vor den Uebrigen sich aus, daß der Unterschied zwischen ihnen und ihren wilden Waldbrüdern ungleich stärker hervortrat, als wenn in allen Ländern Europa's der Geringste im Volke neben den Höchsten hingestellt würde. Während der ganzen Rathssitzung, die acht Tage nach einander fortgesetzt wurde, trat die Achtungswürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit dieser christlichen Indianer durch ihr sittlich-reines, verständiges und wahrhaft edles Betragen mit jeder Stunde herrlicher hervor. Wenn irgendwo, so lag im Bilde dieser Versammlung der glänzendste Triumph des Christenthums. — Um so schmachvoller, daß die weißen Christen durch ihr Benehmen gegen die Indianer dasselbe schändeten.

Von beiden Seiten traten in dieser Versammlung viele Sprecher auf und hielten bald längere, bald kürzere Ansprachen, welche durch die vielfache Verdolmetschung, deren sie, weil jeder in seiner Sprache redete, bedurften, freilich viel verlieren mußten. Das Merkwürdigste waren unstreitig die von den Indianer-Häuptlingen aus dem Stegreif gehaltenen Reden, in welchen sich die christlichen Indianer vornemlich auf ihr klares Recht und die früher abgeschlossenen feierlichen Verträge berufen durften. Der ehrwürdige Häuptling der Stockbridge-Indianer, John Metoxen, ein kräftiger Mann von 60 Jahren, eröffnete mit edler und würdevoller Haltung das Anliegen der christlichen Indianer vor der Ver-

sammlung mit folgender Rede, nachdem er zuvor ein geschriebenes Dokument auf den Rathstisch niedergelegt hatte:

„Brüder, höret, was ich zu sagen habe. Dank dem großen Geist, der uns in Gesundheit und Frieden zusammengebracht hat. Wir ehren unsern großen Vater, den Präsidenten, in unsern Herzen. Wir freuen uns, Euch, seine Kinder und unsere Brüder, bei der Hand zu fassen. Möge die Kette der Freundschaft, welche uns so viele Jahre zusammengebunden hat, uns so lange zusammenketten, als die Sonne über der großen See auf- und in unsern Wäldern untergeht. — Brüder, Ihr wisset, wie wir immer Freunde unsers großen Vaters gewesen sind, der uns versprach, unsere Feinde von uns abzuhalten, wenn wir ihm helfen wollten, seine Feinde von ihm abzuhalten. Wir lebten zuerst unter seinem Schatten im Ostlande mit unsern Brüdern im Staate New-York, und da unser großer Vater sagte, es wäre besser für uns, hieher zu kommen, so gehorchten wir seiner Stimme und kamen. Dabei versprach er uns, er werde es nicht mehr gestatten, daß der weiße Mann uns länger beunruhigen dürfe. Er wünschte, wir sollten Land kaufen von unsern Brüdern, den Menomenies und Winebagos, uns unter denselben niederlassen und sie die guten Wege des weißen Mannes lehren; wie sie Korn pflanzen, Häuser bauen, ihre Kleider machen und andere gute Dinge treiben sollen. Unser Vater sagte: dieses Land, das wir gekauft haben, solle uns und unsern Kindern für immer gehören, er werde seine weißen Kinder nie unter uns kommen lassen, um unsern Nachbarn starkes Wasser (Branntwein) zu verkaufen und sie zu verführen, daß sie ihnen ihr Land geben; die großen Seen sollen immer eine Mauer sein zwischen uns und ihnen; er wolle fromme Männer zu uns senden, die uns lehren, was wir brauchen; er wolle uns Pflüge geben und Werkzeuge, um Korn zu pflanzen. Wenn einer der Stämme sich gegen uns erheben und Zank anfangen wolle, so werde unser großer Vater seinen langen Arm ausstrecken und mit seinem Munde zu ihnen reden und ihnen sagen: Seid stille! Und so sollen wir hier Alle unter seinem Schatten in Frieden leben, mit einander aufwachsen und eine große Nation werden, wie die weißen Leute; und am Ende unsern eignen großen Vater haben, der mit ihm, dem Präsidenten, in Frieden leben werde. — Brüder! Da wir unsern großen Vater für einen wahrhaftigen und ehrenwerthen Mann hielten, der sein Wort nie brechen werde, sondern einen starken Arm habe, das Wort wahr zu machen, so glaubten wir Allem, was er uns gesagt hat. Wir ließen seine weißen Kinder unser schönes Land und unsere Wohnungen im Staate New-York wegnehmen, und wir selbst nahmen unsere Weiber und unsere Kinder in unsere Arme, und kamen über die großen Seen hieher, um am Fuchsflusse zu leben. Wir zündeten das Rathsfeuer an und machten Friede mit unsern Brüdern, den Winnebagos und Menomenies. Wir gaben ihnen Geld für ihr Land. Sie sagten, sie seien froh, uns zu sehen, und daß wir gekommen seien, unter ihnen zu leben und daß wir Alle nur Ein Volk sein wollen. Sie versprachen, die Jagd und Fischerei fahren zu lassen, und gleich uns Korn zu bauen, und daß ihre Weiber spinnen sollen, wie unsere Weiber thun, und daß wir mit einander so gut und so groß werden wollen, wie die weißen Leute. Wir waren Alle einverstanden, und unser Aller Herz war voll Freude. — Brüder! Wir dachten nicht, unser großer Vater, der Präsident Monroe, werde so bald sterben, oder daß ein Anderer an seine Stelle kommen werde, der vergessen würde, was er versprochen hatte. Wir dachten nicht, daß unser jetziger großer Vater so viele Papiere auf seinem Schreibpult liegen habe, daß er das Papier nicht mehr finden konnte, auf welchem sein Vertrag mit uns geschrieben steht. — Ihr sehet, Brüder, der weiße Mann ist hier; er hat starkes Wasser gebracht, um es unserem Volke, den Menomenies, den Winnebagos und den Tschippewas zu verkaufen, damit sie toll werden und mit einander Händel anfangen. Der Indianer kann zu Allem verführt werden, wenn er starkes Wasser sieht. Es macht ihn wahnsinnig, er wird nicht mehr arbeiten, er wird sein Weib und Kind schlagen, er wird selbst morden, wenn er auch am andern Tag vor Gram darüber vergehen sollte. Es ist kein Friede, so lange der Indianer starkes Wasser bekommen kann, und Alles geht schlecht. Hat uns doch unser großer Vater versprochen: der weiße Mann soll nicht mehr hieher kommen, um starkes Wasser zu verkaufen. Aber Ihr sehet, Brüder, schon ist eine große Anzahl der weißen Leute in unser Land gekommen, um hier zu leben. Sie sagen uns, sie werden bleiben, es sollen deren noch mehr

kommen, sie wollen unser Land haben und wir müssen an den Missisippi auswandern. Alles dieses macht uns sehr betrübt. — Wir lebten in Frieden mit den Winnebagos und den Menomenies und allen Stämmen des Nordwestens, unser Rathsfeuer brannte gut und ist niemals ausgegangen. Aber als wir friedlich um dasselbe herum saßen und die Freundschaftspfeife mit unsern Brüdern rauchten, kam der weiße Mann herein und warf einen großen Stein in das Feuer, und streute die brennenden Späne unter unsern Füßen und in unsern Kleidern umher, und rief aus: Es ist kein Friede! Es ist Krieg! — Wir eilten unsern Hütten zu und weinten vor Traurigkeit, und seitdem ist kein Friede mehr. Der weiße Mann will uns nicht mit unsern Brüdern vom Frieden reden lassen. Er sagt unsern Brüdern, wir seien ihre Feinde und bloß darum hieher gekommen, um ihnen ihr Land zu nehmen und sie fortzujagen. Sie sollen, sagt er, das Land wieder zurücknehmen, das sie an uns verkauft haben; sie können es jetzt an die Weißen wieder verkaufen, und es sich zum zweiten Mal bezahlen lassen, auch werden ihnen die Weißen viel mehr Geld dafür geben, als wir gegeben haben. Vor drei Jahren (1827) haben sie einen großen Sack voll Geld aus der Stadt Washington empfangen, um gerade das Land am Fuchsflusse wieder zu verkaufen, welches sie einst an uns verkauft haben. Wir wissen nicht, aus welchen guten Gründen ihnen dieses Geld gegeben worden ist, und wir sind deßhalb in großer Besorgniß. — Brüder! ich habe nichts mehr zu sagen. Wir haben schriftlich aufgesetzt, was wir denken. Es ist Euch so eben vorgelesen worden, und es liegt jetzt in Eurer Hand. Wir wünschen, Ihr möchtet über das nachdenken, was auf diesem Papiere geschrieben steht, daß Ihr es unserm großen Vater überbringen und ihn in unserm Namen bitten mögt, darüber nachzudenken. Wir wünschen, daß es gelesen werde von den Häuptlingen der großen Nation, welche in der Stadt Washington um das Rathsfeuer herumstehen, und daß auch sie darüber denken mögen. Wir verlangen nichts, als die Vollziehung ihres eignen Vertrages, und warten mit Verl ngen, die Antwort unsers großen Vaters und der Häuptlinge zu Washington zu vernehmen."

Der oberste Häuptling der Winnebagos, Vierbein genannt, weil er an jedes Knie einen Fuchsschwanz angehängt hatte, der immer um seine Füße herumspielte, stand in der Versammlung auf, und sprach, die Hauptsache zwar umgehend, aber doch den Frieden aufrichtig wünschend, folgendermaßen:

„Brüder! höret meine Worte. Dank sei dem großen Geiste, der uns bis jetzt bewahret hat. Wir freuen uns, die Hände mit Euch zu schütteln; mögen wir lange die Freundschaftspfeife rauchen! Ehe unsere Häuptlinge unsern großen Vater gesehen haben an der Stelle, wo er das große Rathhaus gebaut hat, kannten wir die große Nation nicht. Wir zogen einst unsere kurzen Messer gegen ihre langen Dolche, griffen nach dem Tomahawk und sagten: Wir wollen ihnen Allen die Haut vom Kopfe ziehen. Aber es waren ihrer zu viele für uns. Und als unsere Häuptlinge zurückkamen und uns erzählten, was sie gesehen hatten, so sagten wir: Wir werden es nicht mehr wagen, unsere kleinen Messer gegen die langen Dolche wieder zu ziehen, und so wünschen wir im Frieden zu leben! Brüder! ich habe die Bäume der Wälder gezählt, welche um den Heerd meiner Väter rings herumstehen. Als die Sonne in den Wäldern sich zum Schlafe niederließ, schaute ich zur Thür meiner Hütte hinaus und zählte die Sterne. Aber als unsere Hauptleute zurückkehrten, sagten sie uns: Die weißen Leute könnet ihr nicht zählen! Brüder, mit dem weißen Manne wollen wir nicht fechten; wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren dicken Hütten, alle in einem großen Haufen auf einander geworfen, so groß, daß einer eine große Reise machen muß, um herum zu kommen. Sie erzählten uns von Euren dicken Kanoes (Schiffe) mit großen Flügeln, und wie sie Rauch auslassen und Donner von allen Seiten. Dieses Wort setzte uns in Schrecken; und wir wünschen Frieden. Unsere Hauptleute erzählten uns von Euren Kriegern, wie viele ihrer sind, und wie sie eben gerade vorwärts treiben und nicht springen und gleich dem Indianer hinter einem Baume brüten. Sie sagten uns von Flinten so dick, daß ein Indianer sie nicht mit seinem Arm umfassen kann, und daß vier Pferde sie auf Rädern ziehen müssen, und daß, wenn es feuert, es einen Lärm macht, wie der Donner, daß der Boden zittert und die Wolken auch. Brüder, wir wünschen Frieden! Ich habe nichts mehr zu sagen."

Der Häuptling der *Menomenies*, der *Tapfere* genannt, antwortete auf *Metoxens* Rede in der Versammlung also:

„Brüder! höret mich! Wir reichen Euch diese Hand, um Euch zu sagen, daß wir froh sind, Euch zu sehen. Ihr seid vom Aufgang der Sonne hieher gekommen. Wir danken dem großen Geist, der Euch glücklich über die dicken Wasser geführt und Euch in unser Land gebracht hat, diesen Mittelpunkt der Welt. Diese Hand ist unser Willkomm, Friede sei mit uns! — Brüder! Sagt unserm großen Vater, daß wir ihn lieb haben und daß wir alle Zeit thun werden, was er uns sagt. Lebt er in einem dicken Hause? Wir sind froh, hinzugehen und ihn zu sehen. Sagt ihm, wenn er uns Geld senden will und uns verlangt, so wollen wir kommen. Auch wünschten wir, daß er uns Tabak schicken möchte. Sagt ihm, wir schütteln die Hände mit ihm in unsern Herzen. — Brüder! Wir sind froh, daß Ihr gekommen seid, unsern Streit zu schlichten. Wir, die Menomenies und Winnebagos, wir haben keine Gelehrsamkeit wie unsere Brüder hier vom Aufgang der Sonne (die christlichen Indianer). Wir können nicht wie sie unsere Gedanken auf's Papier setzen. Wir verlangen, daß Ihr uns einen gelehrten Mann gebet, der uns lieb hat, und uns sage, was das Papier meint, und uns rathe, was wir thun sollen. Denn unsere Brüder von Sonnenaufgang wissen mehr als wir, und sie haben uns betrogen. Sie haben mehr Land bekommen, als wir an sie verkauft haben. Wir wünschen, daß Ihr ihnen sagt, wie viel sie haben sollen. Sagt ihnen, sie sollen es uns zurückgeben, und wir wollen es an unsern großen Vater und an unsere weißen Brüder hier verkaufen, die unsere Freunde sind und uns einen schönen Preis an Kleidern und Tabak dafür geben wollen. Wir lieben unsere weißen Brüder hier und wünschen, daß sie bei uns bleiben. Sie verkaufen an uns, was wir brauchen, und nehmen dagegen unsere Häute. — Brüder, möge der große Geist Euch bewahren. Dieß ist Alles."

Der gewünschte Rechtsbeistand wurde ihnen in der Person des bereits im Lande wohnenden obersten Friedensrichters der Regierung gewährt. Nun trat ein junger christlicher Häuptling der *Oneidas*, Namens *David Bread*, vor die Schranken und redete die amerikanischen Abgeordneten mit diesen Worten an:

„Brüder! Ich habe nicht viel zu sagen. Es freut mich, daß Euer Volk und mein Volk nur Eine Religion haben. Wir verehren denselben großen Geist, wir lieben denselben Herrn Jesum Christum, den Heiland der Sünder. Der weiße Mann hat uns diese Erkenntniß des wahren Gottes gebracht und uns gezeigt, wie wir selig werden können; und dafür sind wir von Herzen dankbar. Wir preisen den großen Geist, der uns jetzt zusammengeführt hat. Möge Er uns auf dem rechten Weg bewahren, daß wir einander lieben und nichts beschließen, was ihm mißfällig ist. — Bruder! Was unser Bruder, der Stockbridge-Häuptling, gesprochen hat, das ist wahr. Ich habe mit Freuden gehört, was er gesagt hat Ueberdieß haben wir Euch unsere Gedanken auf diesem Papier ausgesprochen. Wir wünschen, Ihr möget überlegen, was wir geschrieben haben, und es mit Euch nehmen zu unserm großen Vater und zu den Hauptleuten seiner Nation, damit sie es betrachten und uns unser Recht zurückgeben mögen. — Brüder! Ich wollte nicht sprechen, aber es wurde verlangt, daß einer aus meinem Stamme auch ein Wort rede. Wir sind alle traurig gemacht; wir sind in großer Unruhe, wir wissen nicht, was wir thun sollen. Der weiße Mann ist über uns gekommen und nimmt uns unser Land hinweg. Wir zogen hieher, um vom weißen Mann los zu sein, aber er folgt uns nach, wohin wir gehen. Wir sind muthlos geworden. Der weiße Mann hat den Frieden zwischen uns und unsern Brüdern hier im Nordwesten zerbrochen und will nicht haben, daß wir wieder zusammenkommen sollen. Wir können nicht thun, was wir so gern thun möchten, denn der weiße Mann will nicht haben, daß wir einen Einfluß haben sollen auf die Brüder unsers Volkes. Er füllt unserm großen Vater das Ohr mit lauter bösen Geschichten und schon hat er uns bedroht, uns ganz fortzujagen. — Brüder! Es war uns ehemals ganz wohl im Staate New-York, als wir von den Weißen umgeben waren. Dort hatten wir gutes Land, wir pflanzten Korn, wir lernten die guten Wege unserer wei-

ßen Nachbarn, wir hatten Wohnungen für unsere Familien und ein Haus Gottes. Dort genossen wir den Schutz der Gesetze. Wenn der weiße Mann uns Böses zufügte, so sagten wir es unserm großen Vater (der Obrigkeit); dieser war alsobald bei der Hand und schaffte uns Recht. Aber hier kann der weiße Mann uns alles Böse zufügen und es ist keine Hülfe für uns. Wir kamen hieher, weil wir wünschten, für uns selbst zu sein und ein besonderes Volk der Indianer zu bilden. Unser Vater, der Präsident Monroe, versprach uns, daß seine weißen Kinder nie uns nachkommen sollten. Er sagte, er möchte uns gern in Frieden und Wohlsein allein leben sehen, es sei besser für uns, hieher zu ziehen, als im Staate New-York zu leben, er wolle immerdar an uns denken und uns beschützen mit seinem starken Arm. Aber Brüder, wir erinnern uns, was in Eurer Bibel geschrieben steht, die auch unsre Bibel ist: „„Da kam ein andrer König auf im Lande, welcher Joseph nicht kannte."" Auch denken wir daran, daß einst der König Ahab Naboths Weinberg verlangte. Und Naboth sprach: „„Das lasse der Herr ferne von mir sein, daß ich dir meiner Väter Erbe geben sollte."" Aber wir haben um des lieben Friedens willen das Erbe unserer Väter hingegeben, weil unser großer Vater sagte, er brauche es für seine weißen Kinder. Ahab sprach zu Naboth: Ich will dir einen bessern Weinberg dafür geben. So sprach auch unser Vater, der Präsident, zu uns, und er versicherte uns, daß er ihn für uns und für unsere Kinder zu jeglicher Zeit vertheidigen wolle. Nun, wir klagen nicht über den Weinberg, er ist gut genug. Allein Ahab braucht ihn auch, und wir sind jetzt den Grausamkeiten und Plünderungen seines Volkes mehr als je zuvor preisgegeben. — Brüder! Wir können uns nicht mehr bewegen. Saget unserm großen Vater, daß unsre Herzen bluten über das Betragen seiner weißen Kinder und daß wir keinen Frieden haben. Dieß ist auch Alles, was ich zu sagen habe."

Acht Tage lang wurde die Sache hin und hergezogen, aber zuletzt kam man doch zu keinem andern Schlusse, als zu dem, daß die Indianer nach Washington gehen und ihrem großen Vater, dem Präsidenten, selbst die Sache zur Entscheidung vorlegen sollten. Dort war freilich schon längst entschieden, daß die Indianer ihre Wohnsitze verlassen und in der Wildniß jenseits des Mississippi ein neues Unterkommen suchen sollten. Am Schlusse der Berathungen zu Greenbay hielt der ehrwürdige John Metoxen vor dem Auseinandergehen der Versammlung noch folgende merkwürdige und ergreifende Rede:

„Brüder! Ich spreche jetzt zum letzten Mal zu meinen weißen und rothen Brüdern und zu Allen, welche hier sind. Ich bin ein alter Mann und mein Geist wird bald bei den Geistern meiner Väter sich befinden. Viele Jahre lang stand ich an der Spitze meines Volkes. Ihre Noth lag mir auf dem Herzen. Als ich vor ihnen her von New-York nach Greenbay zog und ihnen sagte, sie sollen jetzt ihre Hütten am Grande Kawkawlin aufschlagen, so dachte ich, sie würden Frieden haben, und ich werde nun in Frieden zu meinen Vätern hinfahren. Aber ich sehe nun, daß ich ohne diesen Trost in das Grab hinabsteigen muß. Es ist kein Friede. Alle Verhandlungen dieser Rathsversammlung zeigen, daß es für mein Volk keine Ruhe gibt, da sie doch um des Friedens willen hierher gezogen sind. — Ich wünsche noch ein Wort zu den Winnebagos und Menominenies zu sprechen. Brüder! Es ist nicht gut, daß der weiße Mann zwischen uns getreten ist und uns auseinander hält. Ehemals rauchten wir in Frieden mit einander. Wir kamen vom Aufgang der Sonne her und ersuchten Euch, uns eine Heimath zu geben. Wir sagten Euch, es sei keine Heimath mehr für uns an den Gräbern unserer Väter zu finden, denn der weiße Mann sei dorthin gekommen. Ihr nahmet uns bei der Hand und sprachet: Wir sind froh, Euch zu sehen. Hier ist unser Land, kommt und lebt unter uns. Wir sagten zu Euch: Gebt uns ein Land, welches wir das unsrige nennen können, und wir wollen Euch dafür bezahlen. Ihr thatet also und wir machten einen Bund. Wir sprachen: Der weiße Mann soll nicht mehr hierher kommen, und unser großer Vater, der Präsident, sprach: Meine weißen Kinder sollen Euch nie beunruhigen. Wir lebten im Frieden mit einander, bis der weiße Mann kam. Er, Brüder, er hat Euch

Sachen glauben gemacht, die nicht wahr sind. Er will Euer Land und nicht wir. Wir waren übereingekommen, ihn von uns abzuhalten; aber er spaltete uns, und jetzt ist kein Friede mehr. Er wird unser Land nehmen und das Eurige dazu, und was sollen dann unsere Kinder thun? Brüder, kommt doch zu uns zurück. Lasset uns wieder die Pfeife rauchen. Wir sagten Euch von den Wegen des weißen Mannes, daß er eine Schlange ist im Grase; daß er beißt und zerstört, wenn wir es nicht sehen. Er hat große Macht und wird die Indianer wegjagen und ihr Land unter seine Kinder austheilen. Das sagten wir Euch, und ihr sehet jetzt, daß unser Wort wirklich eingetroffen ist. Der weiße Mann ist gekommen und hat seine Hütte am Fuchsflusse aufgeschlagen, und jedes Jahr reißt er unsers Landes mehr an sich. Zuerst sprach er gar süße Worte, nun spricht er wilde Drohworte, weil er die Macht bekommen hat. Brüder, kommt zu uns zurück. Wir wollen *Ein* Volk sein, wir wollen uns vereinigen gegen den weißen Mann und unsern großen Vater bitten, daß er ihn wegnehme. Dann werden wir Frieden haben und keine Störung mehr. Ich versichere Euch der Liebe und der Treue unsrer Stämme, sie ist wahrlich nicht verrostet, sie ist noch gut. — Ich spreche noch einmal zu meinen weißen Brüdern. Ihr werdet es mir nicht übel aufnehmen, daß ich die Wahrheit geredet habe. Ihr habt ja selbst gesehen, Brüder, seitdem Ihr hier nach Greenbay gekommen seid, daß das Wahrheit ist, was ich so eben zu den Menomenies und Winnebagos gesprochen habe. Wir haben euch gezeigt, welche Zusage uns Euer und unser großer Vater gemacht hat. Wir machen Euch zu Zeugen an diesem Tage. Ihr sollt unserm großen Vater und seinen Hauptleuten, Ihr sollt Gott bezeugen, daß Alles Wahrheit ist, was wir gesagt haben. Es thut mir leid, Brüder, daß es nicht in Eurer Gewalt stand, uns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir danken Euch für Eure guten Absichten. Ihr saget, Eure Instruktionen gestatten Euch nicht, die vorliegenden Verträge zur Regel der Entscheidung zu machen. Wir haben unsere Ländereien im Ostlande verlassen und sind im Vertrauen auf diese Verträge hieher gezogen; wir haben in denselben eine volle Gewährschaft für unsere Schritte zu finden geglaubt. Wenn man auf *sie* sich nicht verlassen darf, so wissen wir nicht, auf was wir uns in unserm Vaterlande sollen verlassen können. Ihr bietet uns an, im Namen unsers großen Vaters einen *neuen* Vertrag mit uns abzuschließen. Aber machet doch zuerst den alten Vertrag gut, Brüder, und wenn wir alsdann etwas weiter brauchen, so werden wir Gründe haben, einem neuen unser Zutrauen zu schenken. Bis dieß geschehen ist, können wir nicht wünschen, einen andern Vertrag zu machen. Besser ist es, Brüder, gar keinen zu haben, als wenn beide Parteien denselben nicht halten wollen. Wir sind betrogen worden, und das ist nicht gut. Wir wünschen nicht noch einmal betrogen zu werden. — Brüder! Etwas Gutes haben wir von dem weißen Mann gelernt; es besteht darin, daß wir jetzt auf den Gott des weißen Mannes vertrauen dürfen. Wir glauben, daß Er der allein wahre Gott ist und der Gott aller Menschenstämme. Wir fühlen, daß wir es jetzt mehr als je nöthig haben, auf Ihn allein unser Vertrauen zu setzen. Man hat uns Unrecht gethan, und ich weiß nicht, welche neue Ungerechtigkeiten das Schicksal meines Volkes erwartet. Ich werde mit dem Gedanken an die Worte jenes Sohnes des Königs David zu Grabe gehen, welche ich in dem Buche gelesen habe, das dem Vater meines Vaters von Eures Vaters Vater weit jenseits des großen Salzmeeres zum Geschenk gemacht worden ist: *Und ich wandte mich, spricht Salomo, und sah an Alle, die Unrecht leiden unter der Sonne, und siehe, da waren Thränen der Unterdrückten, und sie hatten keinen Tröster; und von der Hand ihrer Unterdrücker Gewaltthätigkeit, und sie hatten keinen Tröster. Da pries ich die Todten, die längst gestorben, glücklicher als die Lebendigen, die noch das Leben hatten* (Pred. 4, 1. 2.). Gott ist Zeuge unserer alten Bündnisse, Gott ist Zeuge, wie sie gehalten worden sind, und Gott wird uns vergelten nach unsern Werken. — Brüder! Ich bin fertig."

Schon im Frühjahr zuvor hatte der Präsident der Vereinigten Staaten beim Congreß auf Bewilligung einer halben Million Thaler angetragen, um mit diesem Gelde die Räumung sämmtlicher Indianer-Stämme aus dem Gebiet der Freistaaten zu bewerkstelligen. Obschon dieser Antrag

im Congresse zunächst einen heftigen Kampf veranlaßte, obschon aus allen Theilen des Landes Petitionen gegen denselben einliefen, ging er doch mit geringer Mehrheit im Congresse durch und das Schicksal der armen Indianer war bereits für immer entschieden, als ihre Abgesandten im Herbst 1830 nach Washington kamen. Ja, der Staat Georgien hatte schon die in seinem Gebiet wohnenden Cherokesen ihrer Ländereien für verlustig erklärt und sie mit Gewalt zu vertreiben begonnen, zwei ihrer christlichen Missionare aber, welche dagegen protestirten, in's Gefängniß gelegt. Darum kamen zu den Abgeordneten der schon zu Greenbay versammelt gewesenen Stämme auch noch andere von Westen und Süden, von den Cherokesen, Creeks, Tschoctaws, Quawpaws und andere, die größtentheils auch schon christlich waren, im Winter 1830—31 in derselben Angelegenheit nach Washington. Besonders die zuletzt Genannten stellten höchst beweglich vor, wie sie durch Ueberschwemmungen des Rothen Flusses (Redriver), an den sie aus dem Arkansas-Gebiet versetzt waren, ihre ganze Ernte eingebüßt und fast den Hungertod vor sich hätten, und wie noch dazu die alten Eigenthümer ihnen die neu angewiesenen Wohnsitze streitig machten und sie mit dem Untergange bedrohten. Aber das Erbgut ihrer Väter war bereits von der Regierung um schweres Geld an die weißen Kolonisten verkauft, und weder sie, noch einer der andern Stämme vermochten in Washington etwas auszurichten, obschon sie an dem edlen Everett von Massachusetts, einem Mitgliede des Hauses, einen eifrigen und beredten Fürsprecher und Vertheidiger fanden. Mit dem Schluß des Congresses war auch der letzte Funke der Hoffnung für die unglücklichen Indianer verschwunden. Ehe sie nun aber zurückkehrten, um ihren Stammesgenossen die Trauerbotschaft zu überbringen, vereinigten sich die Christen unter ihnen zu einem Tag der Buße, des Fastens und des Gebets, an welchem sie ihre auf Erden rettungslos verlorene Sache vor dem Throne der ewigen Barmherzigkeit niederlegen wollten. Mitglieder der verschiedensten Indianerstämme aus dem Süden, Westen und Norden des Landes kamen an diesem Tage — es war der 5. März 1831 — in feierlicher Andacht zusammen, um dem Gottesdienste beizuwohnen und gemeinschaftlich vor dem Ewigen ihre Kniee zu beugen. Ein Geistlicher vom Oneida-Stamme, Namens Williams, hielt die Predigt, und mehrere andere Indianer verrichteten, ein Jeglicher in der Sprache seines Volkes, ein demüthiges und inbrünstiges Gebet. Eine erschütternde, heilige Wehmuth waltete in der Versammlung, und die Gegenwart des Ewigen, welcher die Schicksale der Nationen lenkt, ward von jedem Anwesenden tief empfunden. „Wir Indianer," so äußerte sich am folgenden Tage ein frommer Häuptling, „haben uns bisher zu viel auf Menschen verlassen; wir fühlen nun, daß wir uns allein auf Gott verlassen müssen."

Die weitere Ausführung des von dem Congreß gefaßten Beschlusses ließ nicht lange auf sich warten, und erwies sich als eine fortgesetzte Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Betrügereien. Nicht bloß wurde den Indianern das Land um einen Spottpreis, der Morgen etwa für einen halben Kreuzer, abgekauft; es soll auch vorgekommen sein, daß Regierungs-Commissäre für Land anstatt 5000 Dollars 5000 Fünf-

frankenstücke gegeben; daß sie, statt mit Metallmünze und Schatzkammerscheinen, mit schlechten Banknoten fremder Staaten auszahlten, und wenn die Indianer solche Zahlung nicht annehmen wollten, bemerkten, die Regierung zahle auf keine andere Weise; wollten sie sich aber einen Abzug von 15 Prozent gefallen lassen, so sollten sie baare Münze haben. Das den Indianern so abgenommene Land ward dann von der Regierung um guten Preis an die weißen Einwanderer verkauft, und so hat der Staat innerhalb weniger Jahre nach einem ungefähren Ueberschlag 215 Millionen Morgen urbaren Bodens an sich gezogen und dafür den Verkaufspreis von etwa 645 Millionen Gulden gewonnen. Alle die mächtigen Indianerstämme aber, welche im Anfang des 17. Jahrhunderts die östlichen Staaten bewohnten, sind theils gänzlich vertilgt, theils zu unbedeutenden Ueberresten herabgeschwunden, von denen keiner mehr nach Tausenden gezählt werden kann. Die ganze Anzahl der Indianer östlich vom Missisippi wurde im Jahre 1821 in dem amtlichen Bericht des Dr. Morse an den Kongreß zu 120,346 und im Westen (jenseits) des Missisippi auf 350,780 Seelen angeschlagen, so daß demnach die ganze Indianerbevölkerung, welche von den Ufern des atlantischen Meeres bis zu den Ufern des stillen Meeres im Gebiete der Vereinigten Staaten sich befindet, etwa auf eine halbe Million Seelen angeschlagen werden kann. Die gleiche Anzahl darf mit Grund auch in dem Britischen Gebiet von Nordamerika angenommen werden, und so finden wir demnach nur noch eine Million der sonst bei weitem zahlreicheren amerikanischen Ureinwohner, als ehrwürdige und meist beklagenswerthe Ueberbleibsel jener alten und mächtigen Völkerstämme über die Gebiete der weißen Einwohner weithin zerstreut; ein unglückliches Geschlecht, dessen Stolz gedemüthigt, dessen Muth gelähmt ist, das von den Grabstätten seiner Voreltern mit Gewalt weggejagt und genöthigt wird, ohne bleibende Wohnstätte heimathlos umherzupilgern, indeß die weiße Bevölkerung umher sich täglich anhäuft und sie in die Wildnisse zurückdrängt, bis sie in die Gewässer des stillen Oceans hineingejagt oder für immer von dem Erdboden vertilgt sind. Von den beiläufig 260 Stämmen, in welche nach Dr. Morse die Indianer sich theilen, und von denen viele gänzlich, viele bis auf wenige Personen ausgestorben sind, finden sich in den eigentlichen in den Bund der Vereinigten Staaten aufgenommenen Provinzen nur noch geringe Spuren, so in Michigan und Ohio noch einige Ueberreste heidnischer Indianer, in New-York etwa noch 5000, welche sich 1820 ihren Länderbesitz gesichert hatten, jetzt aber bisweilen freiwillig auswandern. In Florida haben besonders viele vom Stamm der Seminolen sich noch nicht zur Auswanderung zwingen lassen; in Jowa, zwischen Missisippi und Missouri, machen die Sioux den volkreichsten Stamm aus; in Wisconsin sind noch gegen 10000 von den heidnischen Menomenies, Tschippewas und Winnebagos zurückgeblieben, auch ein kleines Häuflein christlicher Stockbridge, welche sogar durch eine besondere Congreß-Acte 1843 als Bürger der Vereinigten Staaten anerkannt sind. In den weiter nach Norden gelegenen Distrikten, drei bis zum Felsengebirge, Ozark, Osage und Mandan, jenseit desselben bis zum stillen Meere der Oregon-Distrikt, finden wir

jenseits des Missouri, westlich von Jowa, im Mandan-Distrikt wilde Stämme, wie die Pawnee's, im Osage- und Ozark-Distrikt außer verschiedenen wilden Stämmen die meisten der aus den östlichen Provinzen ausgewanderten, Oneida's, Tuskarora's, Seneka's, Cherokesen, Creek's, Choktaw's; in Oregon sind am zahlreichsten die Plattkopf-Indianer.

Außerdem wohnen Indianer im Britischen Nordamerika, in den Hudsonsbai-Ländern und auch auf der Nordwestküste am stillen Ocean. Im erstern Lande, namentlich in Kanada, müssen ebenfalls schon die rothen Männer vor den immer weiter sich ausbreitenden Weißen zurückweichen, wo sie nicht gar völlig untergehen. Doch trifft man noch besonders in Kanada die aus sechs verbündeten Stämmen (Mohawk's, Oneida's, Onondaga's, Tuskarora's, Kajuga's und Seneka's) gebildeten Irokesen, ferner Algonkinen, Lenappe's oder Delawaren (der Stamm, den alle Indianer „Großvater" nennen), Osagen und Mimak's. In den Hudsonsbai-Ländern wohnen unter andern die Kupfer- und Biber-Indianer, und im hohen Norden der Nordwestküste stößt man außer Indianern auch schon auf Eskimo's.

Obwohl nun die Indianer*) sich etwa 1875 geographische Meilen weit von Norden nach Süden ausbreiten, sehen sie sich doch alle einander sehr ähnlich. Ihre Farbe ist bräunlich und kupferfarbig, das Haar glatt und herabfallend, der Bart unbedeutend, der Körper untersetzt, das Auge in die Länge gezogen und die Winkel nach oben, nach den Schläfen gekehrt, die Backenknochen hervorspringend, die Lippen breit; der Mund hat einen Ausdruck von Sanftheit, der gegen den tiefen, ernsten Blick absticht. So beschreibt A. v. Humboldt die Ureinwohner, ohne Unterschied, ob sie im nördlichen oder südlichen Amerika wohnen. Wahrscheinlich hat von Asien aus, über die schmale Meerenge der Behringsstraße, die erste Einwanderung in Amerika stattgefunden. In Ansehung ihrer Leibesbeschaffenheit sind die Männer meistens schlank, von mittlerer Statur und angenehmer Gesichtsbildung; die Frauen sind weniger schön, da bei ihnen die Backenknochen gewöhnlich mehr hervorstehen. Die Männer insbesondere sind sehr behend auf den Beinen und zeichnen sich durch Schnellfüßigkeit im Laufen aus. Ungemein scharf sind ihre Sinne, namentlich der Geruch, das Gesicht und das Gehör. Ein Feuer können sie schon aus weiter Ferne riechen; ihr Gesicht verlieren sie in der Regel nur im höchsten Alter und wissen nicht das Geringste von Augenkrankheiten und Fehlern an den Augen; ihrem Ohr entgeht auch nicht das leiseste Geräusch. Ihre wunderbare Ausdauer aber im Ertragen von allerlei Beschwerden und Martern werden wir im Folgenden noch näher kennen lernen.

Zur Kleidung dient den Indianern ein Fell oder auch ein Stück Tuch über die Schultern geworfen, bei Wohlhabenden noch ein anderes Stück

---

*) cf. Basler Missions-Magazin 1825, II., 229 ff. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1852, p. 244 ff. 259 ff. 1853, p. 164 ff. 329 ff. 348 ff. 1854, p. 11. 23. 39. 56. 71.

Tuch um die Mitte des Leibes genommen, eine Wampomschnur um den Hals, Arm oder Lenden, ein Kopfschmuck aus Federn; außerdem bemalen sie gewöhnlich den Körper mit wunderlichen Figuren in allerlei Farben. Tomahawk (Streitaxt), Lanzen und Wurfspieß tragen sie gewöhnlich in der einen, die große Tabakspfeife, für sie das unentbehrlichste Geräth, in der andern Hand. Die Weiber tragen kurze Röcke, die von den Hüften bis zu den Knieen reichen. Bisweilen durchbohren die Indianer den Nasenknorpel zwischen den Nasenlöchern, und tragen darin eine große Perle, ein Stück Silber oder Gold und dergleichen; die Ohrläppchen dehnen sie oft so lang und breit als möglich aus, und tragen darin ebenfalls allerlei Zierrath. Häufig bestreichen sie den ganzen Leib mit Fett von Bären oder andern Thieren, das sie bisweilen auch mit Farbe vermengen, um sich dadurch gegen das Steifwerden der Glieder und die Stiche der Mücken und anderer Insecten zu schützen. Ihre Hauptthaare lassen sie lang wachsen und flechten sie in Zöpfe, oder binden sie mit Bändern u. s. w. zusammen. Wohlhabende wissen sich überdem durch bunte Bänder, Gürtel, silberne Spangen und dergleichen zu schmücken, während andere mit Federn, Fuchsschwänzen 2c. sich zieren. Etwas anders wird die Kleidung der nordwestlichen Stämme beschrieben. Diese haben ein Oberkleid aus zwei Häuten von Hirsch oder Bergschafen, mit Locken von der Kopfhaut erschlagener Feinde, Glasperlen und Hermelin besetzt. Sie tragen auch Beinkleider von Hirschhaut, eng anschließend und mit Stacheln von Stachelschweinen, sowie mit Skalplocken verziert. Ihre Fußbekleidungen sind von Bocksleder, zierlich mit Stachelschweinstacheln besetzt. Ueber der einen Schulter und unter dem andern Arm hindurch tragen sie einen Mantel aus der Haut eines jungen Büffels, der nach außen ebenfalls mit Skalplocken besetzt, nach innen mit Darstellungen ehrenvoller Kämpfe und Ereignisse aus dem Leben des Besitzers geschmückt ist. Auf den Kopfputz wird bei diesen Stämmen besonders gehalten, und sie verfertigen denselben aus den Federn des Kriegsadlers oder des Raben und aus Hermelin. Der Schwanz eines Kriegsadlers, der 6—8 ausgezeichnet schöne, zum Kopfputz sich eignende Federn enthält, wird gewöhnlich mit einem ziemlich guten Pferde bezahlt. Der Maler Catlin, welcher Jahrelang unter diesen Stämmen lebte, hatte einst von einem Häuptlinge, den er in seinem vollen Putz gemalt hatte, alle Stücke seines Anzugs gekauft; nur den Kopfputz wollte derselbe zuerst durchaus nicht verkaufen, weil er nie Adlerfedern und Hermelin von solcher Schönheit wiederbekommen würde; zuletzt aber verstand er sich doch dazu, auch diesen kostbaren Gegenstand für zwei Pferde hinzugeben.

Die Wohnungen der Indianer, Wigwam's genannt, sind sehr einfach. Pfähle werden in die Erde gerammt und von außen mit Baumrinde belegt; ebenso wird auch das schräg in die Höhe gehende Dach mit Baumrinden bedeckt. In demselben wird eine Oeffnung gelassen für den Abzug des Rauches; eine andere Oeffnung zum Ein- und Ausgehen ist in der Wand. Die Stelle der Hausthür vertritt ein Stück Baumrinde ohne Schloß und Riegel, und ein von außen gegen diese Thür gestemmter Stock zeigt an, daß Niemand zu Hause ist. Oeffnungen, welche durch Schieber verschlossen werden können, lassen das Tageslicht

in's Innere fallen. Eine etwas andere Art, die Wigwam's zu bauen, fand Catlin bei den Mandanern. Von diesen wird erst für das Fundament die Erde 2 Fuß tief ausgegraben und der Fußboden geebnet. Innerhalb dieser kreisförmigen Ausgrabung werden dann Pfähle ganz dicht aneinander in die Erde getrieben und an der Außenseite eine starke Erdwand dagegen aufgeschüttet. Auf diesen Pfählen werden darnach andere von 20 bis 25 Fuß Länge befestigt, welche das Dach bilden und sich gegen eine in der Mitte befindliche Oeffnung von drei bis vier Fuß Durchmesser neigen, welche Rauchfang und Fenster zugleich sein muß. Ueber diese Pfähle, welche die Grundlage des Daches hergeben, werden sodann Weidenzweige etwa einen halben Fuß hoch gelegt, über diese Erde, zwei bis drei Fuß dick, und darüber endlich noch ein zäher Thon, der das Wasser nicht durchläßt und so hart wird, daß das Dach bei schönem Wetter der Familie zum Versammlungsplatz dient. Die Geräumigkeit dieser Wohnungen richtet sich nach dem Range der Bewohner. Sie sind stets kreisförmig und halten gewöhnlich 40 bis 60 Fuß Durchmesser. Der Fußboden ist von Erde, aber durch die Länge der Zeit wird er so fest und rein, daß er wie polirt erscheint. In der Mitte, gerade unter der Oeffnung im Dache, befindet sich, wie in allen Wigwam's, der Feuerplatz, ein kreisförmiges, etwa fußtiefes Loch von vier bis fünf Fuß Durchmesser, rings herum mit Steinen ausgelegt. Darüber hängt an schräg gestellten Stangen der Topf oder Kessel mit Büffelfleisch, und rings umher lagert sich die Familie auf Büffelhäuten oder zierlich geflochtenen Matten. Tische, Stühle und andere Mobilien finden sich nicht in den Indianerhütten, wohl aber Bänke oder Betten. Letztere sind — nach Catlin — aus runden, mit Stricken zusammengebundenen Pfählen gemacht, über welche eine Büffelhaut, mit den Haaren nach oben, ausgespannt ist. Eine zweite Büffelhaut dient als Kopfkissen, eine dritte als Decke. Außerdem gehört zu diesen Betten noch ein oft zierlich mit Franzen und Stachelschweinstacheln verzierter und mit allerlei Figuren bemalter Vorhang aus Büffel- oder Elennhaut, der vorn so viel Raum läßt, als nöthig ist, um in das Bett zu gelangen. Wegen der großen Zahl der Bewohner befinden sich in jeder Hütte viele solcher Betten, bisweilen 10 bis 12, welche stets 4 bis 5 Fuß von einander entfernt sind. In den Zwischenräumen steht ein 6 bis 7 Fuß hoher Pfahl mit großen, hölzernen Pflöcken, woran die Waffen und Rüstungen der Krieger aufgehängt werden, und auf dessen Spitze ein vollständiger Büffelkopf mit Hörnern prangt. Wenig und sehr einfach ist das sonstige Hausgeräth, das die Indianer meist selber mit ziemlich schlechten Werkzeugen machen. Eiserne Kessel zum Kochen und Messer haben jetzt fast alle Stämme durch Händler erhalten. Aus einer rothen Thonart machen die Weiber bei einigen Stämmen ihre Krüge und andere Geschirre.

Eine Anzahl von Wigwam's bildet ein Dorf. In solchen Dörfern sind die Hütten gewöhnlich so dicht an einander gebaut, daß man zwischen denselben nur gehen oder reiten kann. Dabei wird durchaus kein Plan beobachtet; Jeder baut seine Hütte dahin, wo es ihm am bequemsten dünkt. Nur in der Mitte bleibt ein freier Platz, etwa 150 Fuß im Durchmesser, der zu öffentlichen Spielen und Festen und zur Verrichtung

der religiösen Gebräuche benutzt wird. Das ganze Dorf ist meistens mit dicht aneinander gesetzten Pfählen umgeben, innerhalb welcher dann auch wohl noch ein tiefer Graben läuft. In demselben verbergen sich die Krieger, um vor den Pfeilen der herandringenden Feinde sicher zu sein, während sie auf diese durch die Pfähle hindurchschießen.

Die Nahrung der Indianer besteht hauptsächlich in Mais und getrocknetem Fleische. Im Westen ist Büffelfleisch die allgemeinste Speise, und nach Catlin's Behauptung leben in den westlichen Gegenden wenigstens 250,000 Indianer das ganze Jahr hindurch ausschließlich von Büffelfleisch. Im Sommer und Herbst wird dasselbe frisch gegessen; aus den Ribben und Schenkelknochen mit dem Marke wird eine wohlschmeckende Suppe bereitet. Für den Winter wird das Büffelfleisch in den heißesten Monaten in dünne Streifen geschnitten, auf Querstangen gehängt und so, ohne Salz und Rauch, bloß an der Sonne in einigen Tagen völlig gedörrt. Bemerkenswerth ist, daß die wilden Indianer, obschon ihr Land reich an Salz ist, sich desselben doch gänzlich enthalten. Der Kessel mit Büffelfleisch hängt stets kochend über dem Feuer; Jeder, er mag zum Hause gehören oder nicht, hat das Recht, in jede Hütte, selbst die des Häuptlings, einzutreten, den Kessel abnehmen zu lassen und zu essen, so viel ihm beliebt, falls ihn die Noth dazu treibt. Wenn jedoch Einer dieß thäte, der selbst auf die Jagd gehen kann, so würde er sein Mahl theuer bezahlen müssen und den entehrenden Beinamen „Bettler" erhalten. Die Indianer essen gewöhnlich zweimal, bisweilen auch nur einmal des Tages, und ihre Mahlzeiten sind meist so leicht und einfach, daß ein Europäer fürchten könnte, bei denselben zu verhungern. Wie die Indianer aber überhaupt in hohem Grade abgehärtet und an Ertragung aller Beschwerden geübt sind, so vermögen sie auch recht wohl mehrere Tage zu fasten, worauf sie denn freilich auch eine tüchtige Mahlzeit einnehmen. Tritt Mangel an Wild ein, so leiden ganze Stämme oft die größte Hungersnoth und nähren sich von Wurzeln, die sie aus der Erde graben.

Jagd und Krieg sind die vornehmsten Beschäftigungen der Indianer, im Norden auch Fischfang. In diesen nördlichen Gegenden jagen die wilden Indianer besonders Pelzthiere, deren Felle die englische Hudsonsbay-Gesellschaft von ihnen kauft oder austauscht. Nur diejenigen Stämme, deren Gebiet zu beschränkt ist, um von der Jagd leben zu können, haben feste Wohnsitze und treiben Viehzucht und Ackerbau. Alle Arbeit in Feld und Garten, gleich den sonstigen häuslichen Verrichtungen, ist allein Sache der Weiber. — Bei den Mandanern fand Catlin, daß Weiber sowohl als Männer in der Frühe des Morgens, beide Theile an einem für jeden besonders bestimmten Platze, durch ein Flußbad zu ihrem Tagewerk sich stärkten. Auch die Frauen stürzten sich furchtlos in den brausenden Strom und trieben darin ihre Spiele und Scherze. Die Männer ließen dann zugleich die Knaben im Schwimmen sich üben. Alle Indianer Nordamerika's, bemerkt Catlin, können schwimmen, und es giebt vielleicht kein Volk der Erde, welches diese Kunst besser zu seinem Vortheile zu gebrauchen weiß; selbst die Weiber sind im Stande, mit einem Kinde auf dem Rücken jeden Fluß, der ihnen in den Weg kommt, zu durchschwimmen.

Allerlei Volkslustbarkeiten und Spiele finden sich auch bei den Indianern, vor allem aber lieben sie den Tanz. In allen Verhältnissen seines Lebens und bei den verschiedenartigsten Anlässen tanzt der Indianer,*) und da giebt es denn einen Kriegstanz, einen Pfeifentanz, einen Bettlerstanz, einen Büffel-, Bären-, Stroh-, Schneeschuh- und andere Tänze, die oft wunderbar genug sind, um einen Europäer in Staunen zu setzen und an dem sonst so ernsten und gesetzten Wesen dieses Volkes irre werden zu lassen. Pfeifen, Schilfflöten, Klappern und Trommeln, letztere aus abgehauenen Stücken eines jungen hohlen Baumstammes bestehend und meist nur an einem Ende mit Fell überzogen, geben die Musik zu den verschiedenen Tänzen, die allerdings viel Aehnlichkeit mit einander haben. Der Büffeltanz wird vorzugsweise bei den Mandanern zur Zeit der Noth getanzt, wenn die Büffel die Gegend verlassen haben. In solchem Falle läßt der Häuptling eine Aufforderung ergehen, und die jungen Leute, jeder in seiner Maske, einer Büffelhaut mit den Hörnern, seinen Lieblingsbogen oder Wurfspieß, womit er die Büffel zu tödten pflegt, in der Hand, beginnen auf dem freien Platze des Dorfes den Tanz, der Tag und Nacht, ja bisweilen Wochen lang fortgesetzt wird, bis endlich wieder Büffel kommen. Dabei erschallt unaufhörlich der Lärm von Trommeln und Rasseln, das entsetzliche Singen und Heulen der kriechenden und springenden, den Schweif ihrer Büffelhaut auf der Erde schleppenden Tänzer, die nicht eher aufhören, bis sie vor Müdigkeit nicht mehr können. Dann kauern sie sich nieder auf den Boden, werden mit stumpfen Pfeilen geschossen und fortgeschleppt, und ihre Stelle von Andern, die mit Masken und Waffen schon bereit standen, eingenommen. Aehnlich ist der Bärentanz; eine Art Erntefest ist der grüne Maistanz; von Knaben wird besonders bei den Sioux getanzt der Strohtanz, der den Zweck hat, diese gegen Schmerz und Leiden abzuhärten und tapfere Krieger aus ihnen zu machen. Loses Stroh wird nämlich an ihren nackten Körpern befestigt und angezündet, und ohne Schmerz zu verrathen, müssen sie dabei zum Schall der Trommel und Pfeife im Kreis umhertanzen. — Bei dem Pfeilspiel kommt es darauf an, wer am schnellsten hinter einander Pfeile abschießen kann, so daß von ihm zu gleicher Zeit die meisten in der Luft sind; auch Pferderennen sind den Indianern bekannt.

Das Familienleben der Indianer zeigt allerdings einzelne liebenswürdige Züge, ist aber doch nichts weniger als rein, und vor Allem sind es auch hier die Frauen, deren Loos in der That ein beklagenswerthes ist. Sie werden allgemein gekauft und verkauft; in den meisten Fällen wird auf die Neigung des Mädchens keine Rücksicht genommen, vielmehr der Handel mit dem Vater allein abgeschlossen, der die Sache nur als ein Geldgeschäft behandelt und einen möglichst hohen Preis zu erlangen sucht. Doch kommen auch Fälle vor, wo gegenseitige Neigung die Wahl entscheidet. Dabei ist Vielweiberei durchaus herrschend, und nicht selten hat ein Häuptling 6 bis 10, ja selbst 12 und 14 Frauen in seinem Wigwam, denn die Frauen vertreten zugleich die Stelle der Dienstmägde, und weil es im Hause eines Häuptlings viel Arbeit giebt, so muß er

*) Ausland 1846 p. 226.

auch viele Frauen haben, und wer die meisten hat, gilt deßhalb für den reichsten. Den ärmern Indianern steht es auch frei, mehrere Frauen zu haben, aber weil sie für dieselben nicht Arbeit genug haben, auch gewöhnlich nicht im Stande sind, den Kaufpreis zu bezahlen, so haben sie in der Regel nur eine. Das Weib aber ist meist nur des Mannes Magd, und was nur an Arbeit in einem indianischen Wigwam vorkommt, fällt einzig und allein der „Squaw“ oder Frau zur Last. Sie muß das getödtete Wild zerlegen und trocknen, die Felle gerben, den Wigwam bauen und unterhalten, das Jagdhemd, Leggin's (lederne Gamaschen) und Mocassin's (Halbstiefeln) für sich und den Gebieter nähen, Holz herbei schaffen und die Mahlzeiten kochen, dabei der Kinder warten und sie pflegen, und auf dem Marsch die Fortschaffung des Gepäckes größtentheils besorgen. Betrachten wir einmal z. B. die tägliche Arbeit eines Pawnee-Weibes: eine Stunde vor Sonnenaufgang steht sie auf, packt das gedörrte Fleisch, Welschkorn und die übrigen Vorräthe zusammen, schlägt das Zelt ab, beladet und sattelt alle Pferde und Maulthiere, und mit Tagesanbruch beginnt der Marsch. Der Zug geht gewöhnlich fünf bis sechs Stunden lang fort, ehe man zum Mittagessen Halt macht: der Mann reitet, das Weib geht zu Fuß und trägt auf ihrem Rücken ein Kind oder irgend einen großen Pack; in einer Hand hat sie ein Bündel oder einen Wasserkrug, mit der andern führt sie eins oder zwei von den Lastthieren. Kommt man auf den Lagerplatz, so muß sie die Thiere abpacken und dann das Zelt aufschlagen. Zu diesem Ende treibt sie acht bis zehn starke, zugespitzte Pfähle in den Boden, der durch die Sonnenhitze fast so hart gebraunt ist, wie ein Backstein. Sobald sie damit fertig ist, geht sie aus, um Holz und Wasser zu suchen, und muß manchmal stundenweit gehen, ehe sie findet, was sie braucht. Die Holzlasten, welche sie zurückbringt, sind schwer. Ihre nächste Arbeit ist, daß sie das Feuer anzündet, das Fleisch zurecht schneidet und das Welschkorn zerstößt. Sobald die Mahlzeit geendigt ist, packt sie das Zelt wieder zusammen, beladet die Pferde, und muß noch einmal drei bis vier Stunden zurücklegen. Dann geht ihre Arbeit aufs Neue an, daß sie Wasser und Brennholz aufsucht und das Mahl für die Männer zurecht macht. Dieß sind ihre Arbeiten an einem Reisetage. An einem gewöhnlichen Tage sind sie anderer Art, aber nicht minder schwer. Das Leben des indianischen Weibes ist die härteste Sclaverei, während ihr Gatte mit der Jagd sich belustigt oder seine Zeit mit Rauchen und Nichtsthun zubringt. Das Weib ist sogar in manchen Stämmen so verachtet, daß viele weibliche Kinder gleich nach der Geburt getödtet werden, oft von der eignen Mutter. „Unter den armen Heiden“, sagt Peter Jakobs, ein bekehrter Tschippewas-Indianer, auf einem der Londoner Jahresfeste, „sind die Frauen in der That Sclavinnen, und es ist kein Wunder, wenn ein armes Weib ihr neugebornes Töchterlein mit dem größten Bedauern ansieht. Wenn ein Weib einen Knaben gebiert, so ist das ein Freudentag für den ganzen Stamm, denn man denkt, er werde einst ein tapfrer Krieger werden. Wird dagegen ein Mädchen geboren, so ist Jedermann unzufrieden und sagt: „Ein nichtsnutziges Mädchen ist geboren worden“. Die arme Mutter, welche weiß, daß die Botschaft keine Freude macht,

küßt das arme Kind mit den Worten: „Dein Vater hat dich nicht lieb, aber ich"; dann nimmt sie es bei den Beinen, schlägt es an die Wände, bis das Gehirn herausspritzt und ruft: „Wollte Gott, meine Mutter hätte mir's auch so gemacht, als ich geboren wurde; dann wäre ich keine solche Sclavin geworden!" — Männer und Frauen essen nie zusammen. Die Mädchen heirathen meist in dem Alter von 12 bis 14 Jahren, ja zuweilen schon, wenn sie erst 11 Jahre alt sind. Bei den nördlichen Stämmen kämpfen oft mehrere Liebhaber vor öffentlicher Versammlung um ein Weib, und der Sieger trägt sie als Beute davon, ohne daß sie um ihre Einwilligung gefragt wird. Daß Ehen wieder aufgelöst werden, ist gar nicht selten. Wenn einem Manne sein Weib nicht mehr gefällt, oder wenn eine Frau von ihrem Manne nicht mehr so viel Geschenke wie vorher erhält, so ist das schon ein Grund zum Auseinandergehen. Doch finden sich auch Beispiele von wahrer ehelicher Zärtlichkeit und daß Männer wohl 50 Jahre mit ihren Frauen leben. Oft vertragen sich die Eheleute recht gut zusammen; bricht aber einmal ein häuslicher Zwist aus, so geschieht es wohl, daß der Mann Bogen und Köcher nimmt, in den Wald hinausgeht und einige Tage auf der Jagd zubringt. Kehrt er dann nach zwei oder drei Tagen zurück, so haben meistens beide Theile ihren Aerger vergessen. — Für ihre Kinder haben die Indianer wohl eine natürliche Zuneigung, die sogar sehr innig sein kann, und der Tod derselben erfüllt sie oft mit dem tiefsten Schmerze; aber von eigentlicher Erziehung kann bei ihnen keine Rede sein. Die Mütter tragen ihre neugebornen Kinder, die mit Bändern auf ein breites Brett gebunden werden, mittelst eines breiten über die Stirn gehenden Tragriemens auf dem Rücken, oder stellen sie aufrecht an die Thür der Wohnung. Das Brett hat nemlich zwei schmale, vorstehende Seitenwände, die mit Schnüren zusammengebunden werden. Dahinein wird das Kind gelegt, nachdem man es in Moos gewickelt, das man getrocknet und auf eine Leinwand gebreitet hat, und bleibt darin Monate lang. Seine Hände sind darin frei und es scheint ihm ganz wohl zu gefallen. Aber statt „von der Wiege bis zum Grabe" würden die Indianer sagen müssen: „vom Moossack bis zum Grabe" und die am Rothen Flusse wohnenden Europäer sprechen auch immer so; sie haben Einen „vom Moossack an" gekannt. Uebrigens bekommen die Kinder in allen Stücken ihren Willen. Wenn die Mädchen heranwachsen, werden sie von der Mutter zu allerlei häuslichen Arbeiten angeleitet; die Knaben üben sich im Schießen, und der erste Hirsch, den ein Knabe schießt, giebt immer Anlaß zu einer Festlichkeit. — Unter den Indianern an der Nordwestküste ist der Kindesmord an der Tagesordnung. Bisweilen treibt auch andere die Noth dazu. Ein Hudsonsbay-Indianer erzählte nach einer großen Hungersnoth (1851) dem Missionar Horden:*) „Im letzten Herbst hatte ich ein Weib und sechs Kinder, alle wohlauf und gesund, jetzt bin ich kinderlos. Zwei von ihnen sind Hungers gestorben, glaube ich; bestimmt kann ich's nicht sagen. Ich war zu einem Gerippe abgemagert. Mein Weib erschoß unser jüngstes Kind, anderthalb Jahre alt. Wir kochten es und aßen es. Dar-

*) Missionsfreund 1855 p. 19.

nach kam ein andres dran. Meine älteste Tochter erschlug ihre jüngere Schwester, schleppte sie in ein anderes Zelt und aß sie dort auf. Dann kam sie in unser Zelt, wo ich und mein Weib waren, und wollte uns auch umbringen. Mit Mühe gelang es mir, sie zu erschießen. Sie fiel zur Erde, war aber noch nicht ganz todt. Da nahm ihre Mutter eine Axt und hieb ihr den Kopf ab; dann aßen wir sie. So sind meine Kinder umgekommen." — Noch häufiger aber ist die Grausamkeit der Kinder gegen ihre alten Eltern. Unter den Indianerstämmen, welche in den Prärien umherziehen, ist es herrschender Gebrauch, die Alten, welche nicht mehr gehen oder reiten können, und darum auf ihren beschwerlichen Wanderungen nicht fortzubringen sind, auszusetzen und zu verlassen. Ja, die Alten fordern selbst ihre Kinder dazu auf und sagen ihnen, daß sie es mit ihren Vätern ebenso gemacht. Als Catlin das Dorf der Punkah's verließ und sahe, daß die Einwohner ihre Wigwam's abbrachen und ihre Habseligkeiten einpackten, um fortzuziehen, bemerkte er einen alten abgezehrten Mann, der eben ausgesetzt werden sollte. Er saß bei einem kleinen Feuer, neben ihm befanden sich einige halb abgenagte Knochen und ein Gefäß mit Wasser, und zu seinem Schutze hatte man eine Büffelhaut über ein paar Stangen gebreitet. „Meine Kinder," sagte er, „unser Volk ist arm, und es ist nothwendig, daß ihr in das Land geht, wo ihr euch Fleisch verschaffen könnt. Meine Augen sind dunkel und meine Kräfte sind verschwunden; meine Tage sind gezählt, und ich wünsche zu sterben; macht eure Herzen stark und denkt nicht mehr an mich; ich tauge zu nichts mehr." — Als Alle von ihm Abschied genommen, trat auch Catlin zu ihm, dem er herzlich die Hand drückte; es schien ihm wohlzuthun, daß ein weißer Mann ihm Mitgefühl bezeigte; ein Lächeln flog über seine starren Züge. Nach einigen Monaten kam Catlin wieder an der Stelle vorbei; die Stangen und die Büffelhaut fand er noch ebenso, aber wenige Schritte von der Stelle, wo das Feuer gewesen war, lag der Schädel und einige Knochen des alten Mannes, von denen die Wölfe das Fleisch abgenagt hatten.

In Krankheiten nehmen die Indianer nicht sowohl zu Arzeneien, als vielmehr zu allerlei Zaubermitteln ihre Zuflucht. Bevor sie aber an ihre Zauberer oder Medizinmänner, von denen wir später noch mehr hören werden, sich wenden, versuchen sie gewöhnlich erst durch Schwitzen, was als ein Universalmittel gilt, sich selbst zu helfen. Deßhalb findet man auch vor den Dörfern in der Regel einen von den Wohnungen etwas abgelegenen Schwitzofen. In denselben kriechen die, welche schwitzen wollen, nackend hinein und lassen einige heißgemachte Steine hineinlegen. Nachdem dann das Thürchen dieses Ofens fest zugemacht worden, kommen sie bald so in Schweiß, daß er ihnen tropfenweis vom Leibe fließt. Wird es ihnen endlich zu heiß, so kriechen sie heraus und springen in das nahe fließende Wasser, von wo es dann wieder in den Schwitzofen geht. Dieß Verfahren wird drei bis viermal wiederholt und thut häufig sehr gute Wirkung.

Ihre Todten pflegen die Indianer zu begraben, doch ist die Art der Beerdigung bei den verschiedenen Stämmen verschieden. Manche legen die Leichname, gleich den Weißen, in Särge; sie binden aber den Deckel

nur fest, bis der Verstorbene in die Gruft gesenkt ist, und lösen dann die Bande wieder, damit die Seele freien Zutritt habe und aus und ein könne, indem besonders diese Stämme glauben, es wohnten in jedem Körper zwei Seelen. Andere setzen zuerst den Sarg in die Erde, dann wird der Todte mit großem Gefolge hinausgetragen und in den Sarg gelegt, worauf die Weiber ein entsetzliches Geheul erheben. Bei dem Kopfe der Leiche, der immer nach Osten zu liegen kömmt, wird ein langer Pfosten aufgerichtet, an welchem zu sehen ist, wer da begraben liegt. War es ein Anführer im Kriege, so wird der Pfosten roth angestrichen und der Kopf des Verstorbenen nebst seinen Thaten darauf gemalt. Nachher geht des Verstorbenen Mutter, Großmutter oder sonst seine nächste Blutsverwandtin Abends und Morgens zum Grabe und weint, was eine Zeitlang alle Tage wiederholt wird. Sie setzen auch wohl mehrere Nächte nach dem Tode des Hingeschiedenen Speise und Trank neben das Grab, was gewöhnlich in der Nacht von den umherwandernden kleinen Raubthieren verzehrt wird, was sie um so mehr zu dem Glauben veranlaßt, die Verstorbenen hätten selbst ihre Spenden abgeholt. Später werden die erwähnten Gänge seltener unternommen, zuletzt ganz eingestellt. Bei Wittwen währt die Trauer ein ganzes Jahr, während dessen sie allem Schmuck entsagen müssen und sich nur selten waschen dürfen. Von einer ganz besondern Art der Todtenbestattung bei den Mandanern berichtet Catlin folgendes: Sobald in dem Dorfe Jemand stirbt, und die Ehren- und Beileidsbezeugungen bei den Hinterbliebenen vorüber sind, wird der Verstorbene mit seinem besten Anzuge bekleidet, bemalt und mit Oel bestrichen. Man giebt ihm Bogen, Köcher, Schild, Pfeife nebst Taback, Messer, Feuerstein und Stahl mit, und so viel Lebensmittel, als er für die einige Tage dauernde Reise, die er ihrer Meinung nach zu machen hat, bedarf. Sodann wird die Leiche in eine frisch abgezogene Büffelhaut gehüllt, vom Kopf bis zu den Füßen mit Riemen von roher Büffelhaut fast ganz umwickelt und dann nochmals in mehrere in Wasser erweichte Häute geschlagen und so fest mit Riemen zusammengeschnürt, daß die Luft durchaus nicht hinzutreten kann. Nun wird die Leiche mit dem Rücken auf ein leichtes, hohes Gerüst hinter dem Dorfe gelegt, die Füße nach Sonnenaufgang gekehrt. Täglich sieht man Väter, Mütter, Frauen, Kinder der Verstorbenen unter diesen Gerüsten mit dem Gesicht auf der Erde liegen, das Unglück der Ihrigen beklagend; sie raufen sich das Haar, zerfleischen sich mit Messern, und unterwerfen sich andern Qualen, um die Geister der Abgeschiedenen zu versöhnen, deren Tod sie wähnen verschuldet zu haben. Wenn die Gerüste zerfallen, werden die Gebeine von den nächsten Verwandten beerdigt, die Schädel aber sorgfältig gereinigt und auf der Prärie in Kreisen von 20—30 Fuß Durchmesser zu mehrern Hunderten, 8 bis 9 Zoll von einander entfernt, mit dem Gesicht nach der Mitte des Kreises und jeder auf einem Büschel von wildem Salbei liegend, aufgestellt. Hier werden sie als Gegenstand religiöser Verehrung auf das Sorgfältigste unterhalten. Jede solche Schädelstätte aber, deren es mehrere giebt, hat in der Mitte eine Erhöhung von etwa 3 Fuß, auf welcher zwei Büffelschädel liegen und eine 20 Fuß hohe „Medizinstange" steht, an der mehrere sonderbare, geheimniß-

volle Gegenstände aufgehängt sind. Auch diese Stätten werden von den Hinterbliebenen besucht, doch nicht mehr unter Thränen und Klagen. Die Frau kennt den Schädel ihres Gatten oder Kindes, und selten vergeht ein Tag, an dem sie nicht Abends eine Schüssel mit den besten Speisen, die ihr Wigwam aufzuweisen hat, vor demselben hinstellt, die sie dann Morgens wieder abholt. Auch kommen die Frauen in der Absicht, mit den Todten zu plaudern und ihnen Gesellschaft zu leisten. Nicht selten erscheinen sie mit ihrer Arbeit und verbringen den größten Theil des Tages neben dem Schädel ihres Kindes, mit welchem sie unaufhörlich Gespräche führen. — Manche Stämme verbrennen ihre Todten, manche andere schaffen sie auf Bäume hinauf; die Wallawalla's in Oregon legen sie in besonders dazu gebauten Hütten übereinander; die Skyuse und Nezperse's hängen sie an bestimmten Plätzen in Canoes zwischen die Baumäste, durchlöchern jedoch diese Fahrzeuge erst, um sowohl dem Regen freien Abzug zu gestatten, als auch andere Menschen, besonders Weiße, zu verhindern, diese Boote zu stehlen und wieder zu benutzen. — Sind die Indianer übrigens auf dem Marsch oder auf einem Kriegszug begriffen, so machen sie weniger Umstände mit ihren Todten, hüllen sie nur einfach in ihre Decken ein, legen sie unter einen Baum, vielleicht auch in einen hohlen Stamm, wenn sie einen solchen in der Nähe finden, und bedecken sie mit schweren Aesten und Zweigen, um Wölfe und Aasgeier davon abzuhalten.

Was nun die geistige Befähigung der Indianer betrifft, so ist dieselbe zwar nicht bei allen Stämmen dieselbe, doch zeichnen die meisten durch ein gutes Gedächtniß und lebendige Einbildungskraft sich aus. Einen Ort, durch den sie einmal gegangen sind, ein Gesicht, das sie nur wenige Sekunden aufmerksam betrachtet haben, pflegen sie in ihrem Leben nicht wieder zu vergessen. Nach vielen Jahren wiederholen sie noch jeden Spruch aus den verschiedenen Reden, die bei öffentlichen Versammlungen gehalten worden sind, und ist in einer solchen Rathsversammlung einmal eine vorzüglich merkwürdige Ansprache vorgekommen, so überliefert sie ein Geschlecht dem andern mündlich mit der größten Genauigkeit. Durch scharfe Aufmerksamkeit auf Alles, was sie umgiebt, ist den Indianern ein solcher Ortssinn eigen, daß sie, ohne sich zu verirren, durch einen unwegsamen Wald von mehren hundert Meilen gehen und unfehlbar den Ort ihrer Bestimmung erreichen, oder in ihren Booten die größten Seen befahren und, wenn sie schon Tage lang die Ufer aus dem Gesicht verloren hatten, doch immer gerade da landen, wo sie es beabsichtigen. So sind sie auch mit der Geographie ihres Landes in der Regel sehr wohl bekannt. Fragt man sie über die Lage eines einzelnen Ortes, so zeichnen sie gleich, wenn es sich thun läßt, mit einem Stöckchen eine Karte von demselben, sowie von der umliegenden Gegend und dem Laufe der Flüsse; dabei zeigen sie auf die Sonne und bezeichnen damit die Lage der Oerter nach den Himmelsgegenden. Ueberhaupt sind sie sehr gelehrig, und Alles, was zu ihrer Lebensart gehört, oder wovon sie sich einen Vortheil versprechen, eignen sie sich sehr schnell an. Ein wilder Indianer ändert übrigens seine Gewohnheiten nicht, wenn man ihn auf den Schauplatz der civilisirten Welt versetzt. Die Abgesandten der heidnischen Stämme,

welche 1831 nach Washington kamen und dort in einen Gasthof einquartirt wurden, setzten dort, wie auf dem heimathlichen Boden ihrer Waldhütten, ihr wildes Wesen fort. Ein Bett gebrauchten sie nie zum Nachtlager, sondern legten sich, in ein Tuch eingehüllt, auf den Boden nieder. Es war unterhaltend zu sehen, welchen Eindruck ein großer Spiegel in ihrem Zimmer auf sie machte. Anfänglich wandten sie sich bestürzt von seinem Anblick hinweg, gleich als fürchteten sie ihre eigne Gestalt; nach und nach faßten sie Muth, blickten hinein, wurden wild und eilten erschreckt aufs Neue davon. Allmälig wurden sie zutraulicher mit ihm; sie fingen an zu glauben, es sei ihr eignes Bild, was aus dem Spiegel ihnen entgegenblickte, und konnten es nicht begreifen, auf welche Weise sie selbst, ihre Brüder und die Gegenstände um sie her so wundervoll verdoppelt werden könnten. Mit dem lauten Ausrufe „Umpf" machten sie jetzt einen Sprung in den Winkel des Zimmers, und belustigten sich über die sonderbaren Figuren, die ihnen aus dem Spiegel entgegenblickten. Am Ende lernten sie sich behaglich vor demselben niedersetzen und ihre Gesichter mit Farbe zu beschmieren, da ihnen hierzu der Spiegel des Wassers gebrach. —

Von der Zeiteintheilung haben die Indianer nicht viel Kenntniß, und ein Weib vom Rothen Flusse wußte über das Alter ihres Kindes nichts weiter zu sagen, als: „das Kind sei geboren, als die (wilden) Gänse kamen", was gewöhnlich im April zu geschehen pflegt; sonst rechnen sie bei der Angabe der Zeit nach Nächten, die sie geschlafen haben, und nach den verlebten Wintern. Merkwürdig ist auch, daß sie allenthalben das Sternbild des großen Bären unter demselben Namen kennen.

Von Künsten im Sinne der Europäer zeigen sich bei den wilden Indianern nur wenig Spuren. In Anfertigung ihrer Kleider, Waffen und Geräthschaften beweisen sie freilich nicht geringe Geschicklichkeit; sonst aber ist ihnen mühsame und anhaltende Arbeit zuwider. Doch besitzen sie viel Anlage, allerlei Handwerke und Künste zu erlernen, wie denn z. B. schon seit langer Zeit mehrere, die lange unter weißen Leuten gewesen waren, angefangen haben zu schmieden und Beile, Aexte und dgl. recht gut zu verfertigen. Des Lesens und Schreibens sind die Indianer nicht kundig, doch giebt es einen oder zwei Felsen in ihrem Lande, worauf sich nicht zu entziffernde Charaktere eingegraben finden. Die Schrift wird einigermaßen ersetzt durch allerlei bedeutsame Figuren, welche sie bisweilen in Steine einhauen, häufiger jedoch an Bäume malen. Um z. B. das Andenken eines berühmten Kriegsmannes zu erhalten, nehmen sie einem Baum auf der einen Seite die Rinde, schaben das Holz hübsch weiß, und malen darauf mit Rothstein den Helden in seiner Waffenrüstung und zu seinen Füßen so viel Menschen ohne Kopf und Arme, als er erlegt hat. Eine solche Malerei kann wohl 50 und mehr Jahre kenntlich bleiben. Ebenso malen indianische Krieger auch wohl selbst ihre Thaten. Wo aber ein Indianer auf der Jagd gelegen hat, da zeichnen sie an die Bäume, wie viel Nächte sie in der Gegend gewesen sind, wie viel Hirsche, Bären u. s. w. sie geschossen haben. In manchen Fällen, da wir uns der Schrift bedienen, gebrauchen die Indianer ihre Wampom's, künstlich bereitete Gürtel oder Schnüre aus Muschelschalen, oft mehrere Reihen

neben einander. Soll ein Vertrag bestätigt werden, so übergeben beide Parteien sich gegenseitig eine solche Muschelschnur. Auch sonst bei jeder wichtigen Rede überreichen die Indianer einen derartigen Gürtel, dessen Farbe nebst den auf ihm angebrachten Figuren nach dem Inhalt des Gesagten oder zu Sagenden sich richten muß. Ist der Inhalt der Rede bedenklich, so muß die Farbe des Gürtels schwarz, ist er dagegen erfreulich, so muß sie weiß sein. Soll Krieg angekündigt werden, so muß der Gürtel auch schwarz sein, aber mit rother Farbe bestrichen und in der Mitte das Zeichen eines Beils aus weißen Muscheln enthaltend. Da diese Gürtel auch zur Erinnerung an die bei ihrer Auswechselung geschlossenen Verträge dienen, so werden sie von den Indianern aufs Sorgfältigste bewahrt. Bisweilen setzen dieselben sich auch um die Kiste herum, in der die Wampom's liegen, nehmen sie einzeln heraus und erinnern sich dabei an Alles, was bei der Uebergabe eines jeden derselben gesprochen worden ist. Ein Mann in Philadelphia hatte einst einem Indianer eine solche Muschelschnur gegeben und dabei gesagt: „Ich bin dein Freund und will dir dienen, wo ich kann". Nach 40 Jahren brachte der Indianer die Schnur wieder, erinnerte den Geber derselben an sein Wort, und forderte ihn auf, jetzt, da er alt und schwach wäre, sein Versprechen zu erfüllen, und es war nicht vergeblich. — Von der natürlichen Beredtsamkeit der Indianer haben wir schon oben Gelegenheit gehabt, einige Proben kennen zu lernen. Doch darf man das vielgerühmte Rednertalent derselben auch nicht überschätzen. Denn wenn sich auch der Indianer wirklich oft kurz und bündig faßt und in bilderreicher Sprache seine Meinung gleichnißartig kund giebt, da ihm Worte fehlen, die Rede auszudehnen, so wiederholt er sich doch im Allgemeinen sehr oft und verweilt sich vorzüglich gern bei kleinen, unbedeutenden Nebenumständen. Dabei verstehen sich die wilden Indianer ziemlich gut darauf, das Wenige, was ihnen bei der Rede zu Gebote steht, mit viel Kraft zu handhaben, und zeigen ein großes Geschick, aus der unbedeutendsten Kleinigkeit viel Lärmens zu machen. Sie sind gewohnt, mit einem Tone und mit Geberden, die alle Sinnen in Bewegung setzen, sich als Redner mit dem einzigen Wort „Yerensolavakarangetawa" in der Versammlung einzuführen. Verdolmetscht heißt dieß „die möglich größte Fidel" und bezieht sich auf eine Kirchenorgel, die einer einmal in einer Rathsversammlung gesehen hat. Die Häuptlinge der Menomenie's pflegten ihre Reden und jeden einzelnen Satz derselben mit einem langgedehnten einsilbigen Wort anzufangen, welches das ganze Kehlvermögen des Redners in Bewegung setzte und den Sinn hatte: „Ich bin da, höret zu!" Jetzt wurde jedes einzelne Wort unter dem heftigsten Geberdenspiel und mit einer betäubenden Stentorstimme langsam und feierlich herausgetönt, gleich als ob das Schicksal der ganzen Welt von diesem Wort abhinge. Fand der Ausdruck den Beifall ihres Volkes, so folgte ihm ein lautes und tiefes Grunzen, das aus der untersten Kehlhöhle hervorkam, alsobald nach, und dieses Zeichen des Beifalls machte den Redner immer lebhafter, und er ließ sich dadurch zu einer dem trunknen Wahnsinn ähnlichen Begeistrung hinauf steigern. Der Gedanke aber, der den Beifall des Volkes entlockte, bestand oft in einer unbedeutenden Kleinigkeit; denn die Indianer

finden, wie die Kinder, meist an Kleinigkeiten ihr Vergnügen und werden schon durch das Wirbeln eines Würfels ergötzt; indeß stehen sie doch bisweilen auf, um sich als Männer von der ersten Größe zu zeigen. So drängt sich auch oft der ganze kühne Geist des rothen Mannes in kurzen, treffenden Sätzen zusammen und giebt seiner Rede dabei, neben der blumenreichen Sprache, einen unendlichen Reiz.

Jeder Indianerstamm aber, und bestände er auch nur aus ganz wenigen Mitgliedern, hat seine eigne Sprache, und so werden in ganz Amerika neben 2000 Mundarten gegen 4 bis 500 Hauptsprachen angenommen, welche von einander ganz verschieden sind und nur in ihrem Grunde noch alle eine gewisse Aehnlichkeit haben. Alle diese Sprachen*) sind nun sehr reich an Wörtern, Formen und Verbindungen der verschiedensten Art, und zeigen in ihrer ganzen Bildung so viel Kunst, daß man sie eher für das Werk von Gelehrten, als von Wilden halten sollte. Deßhalb sind dieselben sehr schwierig zu erlernen, woran Niemand zweifeln wird, wenn er liest, daß in einer dieser Indianersprachen **Nummatscheckodtantamuhngannunonasch** heißt: „unsre Liebe“, **Nuhromantanmuhngannunonasch** „unsre Freundschaften“, und **Rummogokdonattuhttamonoktitnaongannunonasch** „unsre Fragen“. So heißt **Nimachiishiwebiziwiainanin** „unsre Sünden“, so aber, daß der Angeredete von der Mitschuld freigehalten und ausgeschlossen wird, daher diese Form in Gebeten zu gebrauchen ist; dagegen **Kimachiishiwebiziwiainanin** „unsre Sünden“, mit Einschluß des oder der Angeredeten, daher diese Form in der Rede an die Gemeinde gebraucht werden muß. Um das einfache Zeitwort „lieben“ im Indianischen nach allen Beziehungen hin vollständig durchzuconjugiren, braucht man wenigsten zwanzig gut eingetheilte und ziemlich eng geschriebene Quartseiten, und kommen dabei Formen vor, wie **Azhiningionjiishisagiitizomingibon**, „wir hatten uns selbst um deßwillen so geliebt“, im Conjunctiv: **Azhikionjiishisagiitizoiongibon**, und im Modus Potentialis: **Nindagiwionjiishisagiitizominabon**, „wir möchten uns um deßwillen so geliebt haben“. Für **tshang**, gehen, hat man eine andere Form, wenn das Ziel, wohin man geht, ein Mensch, ein Thier, und eine andere, wenn es ein Ort oder eine Sache ist. **Nisagiwe** heißt ganz allgemein „ich liebe“; ist aber der Gegenstand meiner Liebe ein beseeltes Wesen, so muß ich sagen **Nisagia**, ist er unbeseelt, **Nisagiton**. „Ich liebe mich“ heißt **Nisagiitiz**, „ich liebe dich“ **Kisagiin**, „ich liebe euch“ **Kisagiinim**, „ich liebe sie“ **Nisagiawag** ꝛc. Zur Bezeichnung eines Bären giebt es im Indianischen fünf verschiedene Ausdrücke, für das Reisen hat man wohl zehn, für das Jagen fünfzehn, für das Fischen aber zweiundzwanzig verschiedene Bezeichnungen. So ist diese Sprache für das Leben, die Verhältnisse und Bedürfnisse der Indianer allerdings unendlich reich, allein so wie man christliche Wahrheiten in ihr ausdrücken will, wird sie eben so arm und dürftig. Des Indianers Sinn ist auf die Erde, auf das Sichtbare gerichtet. Die endlosen Wälder und unübersehbaren Prärien mit ihren Flüssen und Seen sind sein Element. Alles, was da seinem Auge und Ohr begegnet, was

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1852 p. 196 ff.

er da treibt, weiß er auf die mannigfaltigste Art auszudrücken. Aber etwas Anderes, Höheres findet in seiner Seele keinen Raum; das Uebersinnliche, Jenseitige ist für ihn nicht vorhanden. Dafür hat auch seine Sprache keine Zeichen. Für Himmel und Hölle, Seligkeit und Verdammniß, Erlösung, Versöhnung, Gerechtigkeit, Unschuld, Heiligkeit, Treue und Aehnliches sucht man in der Menge seiner Wörter vergebens einen Ausdruck. Und daß es deßhalb außerordentlich schwer ist, ihm das Evangelium zu verkündigen, leuchtet gewiß von selber ein. Doch sind die von dieser Seite entgegenstehenden Hindernisse Gott Lob zum Theil bereits überwunden und werden es immer mehr. Ueber die eigenthümliche Weise der Indianersprache aber spricht sich der Amerikaner Colton jedenfalls zu günstig aus, wenn er sagt: „Da die Ureinwohner Amerikas für ihr zeitliches Wohlergehn ganz und gar von einander abhangen, und da sie mit einem tief religiösen Gefühle die Leitung ihrer Wege, so wie die Befriedigung ihrer Bedürfnisse dem großen Geiste im Himmel anvertrauen, — denn sie selbst sind immer sorgenlos, und darum nicht selten in Mangel — so hat diese Empfindung ihrer Ausdrucksweise eine unbeschreibliche Zartheit und Milde aufgedrückt. Ihre Unterhaltung mit einander klingt gleich einer süßen Melodie. Da sie nie in abstrakten Begriffen denken, und ihre Ausdrucksweise nicht in die Verkettung der Schlüsse einschnüren, und da ihr Herz immer der wohlwollenden Gefühle bedarf, so ist auch ihre Unterhaltung der lebendigste Ausdruck der Freundlichkeit. Ihre kinderartigen Ergebenheitsgefühle haben in dem Bau, sowie im Gebrauch ihrer Sprache eine physische Wirkung hervorgebracht, wie sie sich bei keiner andern Sprache findet. Der ganze Charakter der Indianerstämme ist in ihren wechselseitigen Unterhaltungen der Laut zarten Wohlwollens, und erweckt dieses Gefühl im Herzen, wenn man auch kein Wort von ihrer Sprache versteht. Dabei ist besonders auffallend, daß der Indianer, wenn er eine europäische Sprache redet, eine Stimme hat, die von der Stimme seiner Muttersprache durchaus verschieden ist, was sie nicht einmal an sich selbst bemerken."

Das Temperament der Indianer betreffend, so scheinen sie mehr nach innen als nach außen gekehrt; ein Zug von Schwermuth, gewiß noch vermehrt durch das traurige Geschick ihres Volkes und die ihnen widerfahrnen Ungerechtigkeiten, ist bei ihnen unverkennbar.

Niemand kann behaupten, den Charakter der Indianer kennen gelernt zu haben, der sie bloß unter dem beflecken den Einfluß des Verkehrs mit Europäern gesehen hat. Denn wird der Indianer durch die Berührungen der Kultur nicht gebessert, was allein unter dem Einfluß des Evangeliums geschehen kann, so wird er unendlich schlechter, als er zuvor war und nimmt zu den Sünden seiner Natur noch die Laster der Weißen an, die ihn vollends herabwürdigen und verderben. Ganz anders der wilde Indianer, dessen väterliche Lebensweise durch das europäische Geschlecht noch nicht vergiftet worden ist. Stolz auf seine Unabhängigkeit streift er in seinen Wäldern umher und ist gewohnt, sich selbst als den Mittelpunkt der bloß für ihn geschaffenen Welt und als den Herrn und Gebieter alles dessen, was er um sich sieht, zu betrachten. Im Allgemeinen ist der Indianer, wenn er nicht zum Zorn gereizt wird, ein

menschenfreundliches, nicht selten heroisch-großmüthiges Geschöpf, bei aller kriegerischen Wildheit der edelsten Hingebung fähig. So hatte ein Choctaw-Indianer gesagt, als die Franzosen in New-Orleans an den Mündungen des Missisippi herrschten, die Colapissen-Indianer seien deren Sclaven. Ein Colapisse erschoß ihn für dieses Wort. Die Choctaw-Nation bewaffnete sich auf der Stelle und schickte Gesandte nach New-Orleans, den Kopf des Mörders zu fordern. Die Franzosen, unter deren Schutz er stand, boten Geld an, aber umsonst; sie erboten sich sogar, das Dorf der Colapissen zu zerstören, aber auch das genügte dem Rachedurst nicht. Um Krieg zu verhindern, mußte der unglückliche Indianer ausgeliefert werden. Es geschah; begleitet von seinen Verwandten kam er zu den Feinden. Da stand er in der Mitte der Versammlung und sprach: „Ich bin ein Mann und fürchte den Tod nicht. Aber ich beklage ein Weib und vier Kinder, die ich noch sehr jung hinterlasse; ich beklage Vater und Mutter, die sehr alt sind und die ich durch Jagd unterhielt." Kaum war das letzte Wort seiner kurzen Rede verhallt, als sein Vater sich erhob und sagte: „Mein Sohn stirbt muthig, aber er ist jung und voll Kraft, er kann besser für seine Mutter, sein Weib und seine vier Kinder sorgen. Er muß deßhalb dableiben, um sie zu ernähren. Ich bin dem Ende meines Laufes nahe, ich bin zu nichts mehr nütze, ich kann nicht gehen, wie der Rehbock, dessen Lauf man nicht sieht, wie der Flug des Windes; ich kann nicht mehr schlafen, wie der Hase, dessen Augen sich nicht schließen. Ich habe gelebt als ein Mann und will sterben als ein Mann, darum trete ich an seine Statt." Alles weinte um den Alten her; zum letzten Mal umarmte er Weib, Sohn, Schwiegertochter und Enkel. Er legte sich auf den Baumstamm, und ein Hieb der Streitart trennte sein Haupt vom Rumpfe. — Friedliebend und wohlwollend in ihrem häuslichen Leben, sind die Indianer mit Recht durch ihre Gastfreiheit berühmt, welche sich auch auf Fremde erstreckt, die zu ihnen ihre Zuflucht nehmen. Wer als Gast ihnen naht, er habe weiße oder rothe Farbe, der ist ihnen willkommen, der Indianer räumt ihm die beste Stelle in seiner Hütte ein, theilt die beste Nahrung mit ihm, und ißt lieber selbst nichts, wenn er sonst dem Fremden nicht reichlich genug geben kann. Verweigerung der Gastfreundschaft setzt allgemeiner Verachtung und Schande aus, und wird als Beleidigung aufgenommen. Dabei gedenken wir einer Indianergeschichte,*) deren Mittheilung wir uns nicht versagen können:

„Vor der Thüre seines Hauses stand an einem milden Juniabend ein Ansiedler, William Sullivan, beschäftigt, seine Sensen für die Heuernte zu dengeln, als ein verirrter Indianer zu ihm trat und um Speise und ein Nachtlager bat. Als seine wiederholte Bitte von dem Mann zurückgewiesen, ja nicht einmal ein Trunk Wassers ihm bewilligt ward, wandte der Indianer mit stolzer, aber trauernder Miene sich ab, und wankte langsam fort. Aber Mary, das Weib des Ansiedlers, sah ihn nicht weit vom Hause erschöpft zusammensinken, eilte ihm nach mit Speise und Trank und bot es ihm freundlich dar. Als der Verschmachtete sich erquickt hatte, sagte er mit dankstrahlenden Augen: „„Karkutschi schützt die weiße Taube vor den Klauen des Adlers; um ihrentwillen soll das unflügge Junge sicher sein in seinem

*) Calwer Missionsbl. f. K. 1852 p. 123 ff.

Nest, und ihr rother Bruder wird keine Rache suchen."" Dann zog er einen Büschel Reiherfedern aus dem Busen, nahm die längste heraus, gab sie der Frau und sagte: „„Wenn der Genosse der weißen Taube über die Jagdgründe des Indianers fliegt, soll er dieß auf dem Kopfe tragen."" Damit wandte er sich weg und war bald im Walde verschwunden. Als nun mit dem Herbste die Jagdzeit gekommen und Sullivan bange war vor der Rache des beleidigten Indianers, der er beim Umherstreifen im Walde so leicht anheimfallen konnte, erzählte ihm Mary, was sie an dem erschöpften Indianer gethan, und nähte die Reiherfeder auf seine Jagdmütze. Und nicht umsonst! Denn auf der Jagd verlor sich Sullivan von seinen Gefährten, verirrte sich, verwundete einen Büffel, der ihm entgegenkam, und war in Gefahr, von dem wüthenden Thiere zerstampft zu werden, als plötzlich ein scharfer Schuß fiel und der Büffel zu Boden stürzte, theilweise auf den hingestreckten Jäger. Eine dunkle Gestalt in indianischem Aufzug glitt schnell vorbei und stieß dem Thier ein Jagdmesser tief in den Hals. Hierauf wandte sich der Indianer zu Sullivan, der, zwischen Furcht und Hoffnung schwankend, weil er nicht wußte, ob sein Lebensretter zu einem feindlichen Stamme gehörte, um Auskunft über den rechten Weg ihn bat, mit den Worten: „„Wenn der müde Jäger warten will, bis morgen, so wird der Adler ihm den Weg zum Neste seiner weißen Taube zeigen."" Damit nahm er ihn bei der Hand und führte ihn durch die schnell hereinbrechende Nacht zu einem kleinen Indianerlager in der Nähe des Flusses. Dort gab er in seinem Wigwam dem Jäger ein reichliches Mahl von Maiskuchen und Wildbrät, breitete dann Thierhäute für ihn aus und wies ihn zur Nachtruhe. Am nächsten Morgen geleitete er ihn durch den dichten, dunkeln Wald, und ehe es Abend ward, erblickte Sullivan seine Wohnung vor sich und sprach seinem Führer den herzlichsten Dank aus für den geleisteten Liebesdienst. Da schaute ihn Karkutschi, denn er war's und jetzt erst erkannte Sullivan ihn wieder, mit einem Ausdruck stolzen und doch milden Vorwurfs an und sprach zu ihm: „„Vor fünf Monaten, als ich ermattet und verschmachtet war, nanntest du mich einen indianischen Hund und triebst mich von deiner Thür. In der letzten Nacht hätte ich mich rächen können; aber die weiße Taube hat mir zu essen gegeben, und um ihretwillen schonte ich ihren Genossen. Karkutschi heißt dich jetzt nach Hause gehen; und wenn du künftighin einmal einen rothen Mann in Noth siehst, so thue ihm, wie ich dir gethan habe! Lebe wohl!"

Im Ganzen ist das Leben der Indianer keusch und züchtig, obschon sie, wie wir bereits gesehen, der Vielweiberei ergeben sind; doch kommen auch bei ihnen, wie bei allen Heiden, insgeheim unnatürliche Sünden vor. In ihrem ganzen Verhalten sind sie besonnen und reden wenig, aber auf ihr Wort kann man sich verlassen, und sie sind ebenso treu und aufopfernd als Freunde, wie furchtbar als Feinde. Darum vertragen sie nichts weniger, als wenn man ihnen Mißtrauen bezeigt. Ihre Ehrlichkeit aber findet selbst unter Christen selten ihres Gleichen. So erzählt Catlin: „Ein Indianer am Biberfluß, der einen kleinen Kornhandel hatte, wollte mit seinem Weibe nach Pittsburg gehen. Vor seine Thür legte er einen Klotz und stellte noch etliche Holzscheite dagegen, daß sie zubleiben mußte. Als ich ihm bei der Beschäftigung aufmerksam zusah, sagte er zu mir: „Sieh, mein Freund, das ist ein indianisches Schloß, das ich da vor meine Thür lege." Ich antwortete: „„Das ist gut genug. Aber ich sehe, du läßest viele Waaren in deinem Hause zurück: fürchtest du dich nicht, daß sie in deiner Abwesenheit gestohlen werden?"" — „Gestohlen? von wem?" — „„Von wem? Natürlich von Indianern."" — „Nein, nein," antwortete jener, „kein Indianer würde so etwas thun. Wenn nicht zufällig weiße Leute da vorbei kommen, so werde ich bei meiner Rückkunft Alles unversehrt antreffen." Und damit ging er fort. — Ihre Heimath geht den Indianern über Alles; sie besitzen ein sehr leb-

haftes Nationalgefühl und eine große Anhänglichkeit an ihren besondern Stamm, wobei sie jedoch auch alle übrigen als zu einem Volke gehörig anzusehen pflegen. Den Europäern gestehen sie gern in allerlei Künsten und Wissenschaften den Vorrang zu; aber sie verachten sie dennoch, weil ihnen, wie sie meinen, die Freiheit fehlt. Zu nichts weniger sind sie geneigt, als ihre Lebensweise mit der europäischen zu vertauschen. Man verpflanze einen Indianer in die sogenannte gebildete Welt: er fühlt sich wie in einer Einöde, und unbefriedigt wandert sein Auge umher. Man behandle ihn mit der größten Freundlichkeit, man suche ihn durch die reizendsten Geschenke zu locken: er wendet seinen Blick davon hinweg und spricht: „Laßt mich nach Hause gehen. So wenig für den Fisch die Lebensart des Vogels paßt, so wenig würde es sich schicken, wenn die Indianer europäisch leben wollten." — Ueberhaupt empfinden sie gegen die Weißen einen natürlichen Widerwillen, und das sicher nicht ohne Grund. „Unser Land," sagen sie, „haben die Weißen uns großentheils genommen, unsere Jagden werden durch ihr Vieh eingeschränkt, viel anderes Unheil, sonderlich durch die Einführung des Rums, haben sie unter uns gestiftet; wahrscheinlich suchen sie unser Land vollends in Besitz zu nehmen und uns gar zu vertilgen." — Dem Indianer stehen aber im Kampfe so wenig Mittel der Vertheidigung zu Gebote, daß Ueberraschung des Angriffs ihn immer in's Verderben stürzt. Haben daher die Indianer von Seiten eines andern Stammes Feindseligkeiten zu besorgen, so wissen sie wohl, daß nur in der gänzlichen Zernichtung ihrer Widersacher eigne Sicherheit zu finden ist, und darum sind sie fast genöthigt, Wachsamkeit und Rache zu ihrem Losungswort zu machen. Hier aber, wenn er in den Krieg geht, wird uns klar, was in dem natürlichen Herzen des Indianers verborgen ist. Von seinem Lager steht der sorgenlose Wilde auf; ein Kriegsrath wird zusammengerufen, das feierliche Rathsfeuer angezündet, der Kriegszug öffentlich verkündigt, und der Kriegestanz als Zeichen der Theilnahme am Verheerungszuge angeordnet. Mit der eigenthümlichen Gewalt der Indianerrede werden die Gründe zum Feldzug dem versammelten Stamme kund gemacht, und dabei durch jegliches Mittel das Gefühl des Wilden aufgereizt. Feierlich und öffentlich werden nun die Feinde dem Tode geweiht. Der Stolz ihrer Nation, ihre Weiber und Kinder, ihre Hütten, ihr Jagd- und Fischergebiet, die Gräber ihrer Väter, ihr eignes Leben, Alles, was dem Herzen theuer ist, die ganze Schauerlichkeit ihrer Religionsweise wird in die Wagschale ihrer wilden gewaltsamen Dichtkunst gelegt, um die trägen Fesseln des Friedens abzuschütteln und alle Leidenschaften des Krieges zu entflammen. Die sanften Gefühle des Herzens werden erdrückt, und alle zarten Bande zerrissen, welche sie an das Leben fesseln. Der Wurfspieß oder ein rothbemalter Pfahl wird in die Erde gesteckt, der wilde Ton der Kriegstrommel erschallt, und der Tanz, der wilde, erregende, aufreizende Kriegstanz beginnt. Das Tanzen selbst aber ist etwas, was sich schwer oder gar nicht beschreiben läßt; es ist mehr ein Springen des ganzen Körpers, bei dem die Füße jedoch nur wenig, und dann immer zu gleicher Zeit den Boden verlassen; die ganze Gestalt biegt sich nieder und schnellt plötzlich wieder in die Höhe, das ganze Gewicht des Körpers wirft sich

dabei zu gleicher Zeit in den Sprung, und die Erde bebt, wenn eine große Anzahl von Kriegern versammelt ist und zu gleicher Zeit den rothbemalten Pfahl umtobt. Dann schwingen sie in wilder, tobender Wuth ihre scharfen Waffen, während sie sich im rasendsten Tempo rücksichtslos zwischen einander durchdrängen, daß eine Verwundung Einzelner fast unvermeidbar erscheint; und dann wieder schallt der wilde, schmetternde Schlachtschrei so gellend, so scharf von unzähligen Lippen, daß der Zuschauer entsetzt zusammenfährt und das Geheul von Teufeln statt menschlicher Wesen zu hören glaubt. Plötzlich fallen sie wieder in ihr monotones Hüpfen zurück, füllen im nächsten Augenblick vielleicht auf's Neue mit dem ohrzerreißenden „Whoop" die Luft, und bewegen sich gleich darauf stumm und lautlos in geisterhaftem Schweigen. So immer mehr und mehr aufgereizt zu kühnen Thaten, werden auch ihre Bewegungen wilder und lebhafter, und sie schwingen nun ihre Kriegskeulen und schlagen sie gegen den rothbemalten Pfahl, der in ihrer Mitte prangt; dabei ahmen sie das Hinanschleichen an ihre Feinde, den Hinterhalt, den nächtlichen Ueberfall nach; thun, als ob sie handgemein mit den Gegnern im tödtlichen Gefechte wären, heben drohend die Waffen und scalpiren endlich den eingebildet Ueberwundenen mit fürchterlich geschickter Hand. So tanzt und springt alles um das Feuer herum, nackt und nach dem Geschmack jedes Einzelnen am Körper bemalt, die Waffen in der Hand und mit fürchterlichen Geberden, gleich schwarzen Geistern der Nacht. — Unbeschreiblich aber ist der Einfluß, den diese Feierlichkeiten auf die Leidenschaft des Indianers ausüben. Seine frühere Gemüths- und Lebensruhe ist gänzlich gewichen und er ist in einen Rasenden umgewandelt. Von jetzt an bietet er Allem den Rücken, was seinem Herzen theuer ist. Er fastet, er zerfleischt seinen Körper und gewöhnt sich an das geduldige Ertragen auch des fürchterlichsten Schmerzes. Also zum Kriege vorbereitet, vermag selbst die grausamste Todesqual nicht, auch nur eine Muskel im Gesicht des Indianers in Bewegung zu setzen. Von nun an hat er kein Gefühl mehr für Mitleiden; er wird ein blutdürstiges Thier, bis er seinen Feinden in die Hände fällt oder siegreich zu der Heimath zurückkehrt. Er hat aufgehört ein Mensch zu sein und lebt in einem fortgesetzten Rausche rachsüchtiger Verrückung dahin. Wehe dem Manne, dem Weibe, dem Kinde, das jetzt in seine Hände fällt. Er hat einen feierlichen Eid geschworen, der ihn von jedem zarten Gefühl entbindet und Schonung des Feindes zum Verbrechen macht. Kriegslist und Grausamkeit, das sind die entsetzlichen Waffen, mit denen der barbarische Indianer kämpft. Denn ohne feig zu sein mag er sein Leben nicht nutzlos im offnen Kampfe der Gefahr aussetzen, wenn er dasselbe Resultat mit List und Schlauheit erreichen kann. Darum suchen sie heimlich den Feind zu beschleichen und durch plötzlichen Ueberfall zu erschrecken; gegen die Ueberwundenen aber giebt es kein Erbarmen. Die fallenden Feinde werden mit wilder Lust skalpirt. Dem zu Boden Geworfenen setzt der Sieger seinen Fuß auf den Hals, ergreift ihn mit der linken Hand bei den Haaren, spannt dadurch die Haut des Kopfes an, durchschneidet sie mit einem scharfen Messer rings um den Scheitel herum und reißt sie dann mit einem schnellen und gewandten Ruck vom Kopfe ab. Dazu

braucht ein geschickter Indianer kaum eine Minute Zeit. Die Skalpe aber oder Kopfhäute der erschlagenen Feinde gelten für die schönsten Siegstrophäen und werden sorgsam bewahrt; wer aber die meisten aufweisen kann, der hat den größten Ruhm. Viele Indianer behalten bloß, in kecker Verachtung des Schrecklichsten, was ihnen geschehen kann, eine einzige lange Locke, die sogenannte Skalplocke, auf ihrem Haupte, die sie theils färben, theils mit Adlerfedern und Perlen schmücken, um dem Feinde, wenn sie wirklich besiegt sind, das Abstreifen ihres Skalpes zu erleichtern. Nach glücklich beendetem Kriegszuge wird daheim der Skalptanz getanzt, wobei die Frauen in der Mitte des Kreises stehen und die erbeuteten Skalpe in der Luft herumschwingen, während die Krieger die Gruppe heulend umtanzen. Die Gefangenen läßt man freilich bisweilen am Leben, aber nur um den Glanz der zurückkehrenden Sieger zu erhöhen, von deren Angehörigen sie alle möglichen Quälereien und Verspottungen zu erdulden haben. Manche werden später förmlich zum Tode verurtheilt. Dazu versammeln sich die Indianer oft von fernen Orten her, wie zu einem Feste, um ihre Rachgier recht zu sättigen. Der Verurtheilte wird — nach Loskiel's Berichte — nackend, bisweilen schwarz bemalt, mit Rabenfedern auf dem Kopfe, vor einem brennenden Scheiterhaufen an einen Pfahl gebunden. Dann schreien seine Peiniger: „Die Gebeine unserer Brüder liegen unbegraben! Ihre Geister rufen uns laut zu: Rächet unser Blut! Rächet unser Blut! Nun laßt uns ihn martern und mit den Zähnen zerreißen!" Das Schlachtopfer fängt dagegen an, der Peiniger zu spotten: „Als tapferer Mann will ich fallen. Auf's Peinigen versteht ihr euch gut, aber ihr seid feige Memmen im Kriege. Ich gehe hinüber zu jenen Heldenmännern, die euch wie Spreu vor sich hergetrieben haben!" Und nun geht das Martern und Quälen los, entsetzlich, schauderhaft. Da reißt ihm Einer die Nägel von den Fingern, ein Anderer beißt ihm einen Finger ab und steckt ihn in seine Pfeife, die er wohl gar dem Verurtheilten zum Rauchen anbietet. Andere quetschen seine Finger oder Zehen zwischen Steinen, oder versengen ihn mit glühenden Eisen oder Feuerbränden; noch Andere zerfleischen ihn mit Messern, schneiden Riemen aus seinem Leibe und reiben Salz in die rohen Stellen. Um die Marter des Unglücklichen zu verlängern, wird sie öfters unterbrochen, so daß sie mitunter 2—3 Tage währt. Bisweilen wird der Gequälte, wiewohl schon halb zerfleischt und verbrannt, genöthigt, an einem kurzen Stricke um den Pfahl herumzulaufen. Giebt er durch Schreien seinen Schmerz zu erkennen, so wird er von seinen grausamen Peinigern verspottet, wogegen sie ihn freilich, wenn er standhaft bleibt, als einen braven Mann rühmen. Sehen sie endlich, daß er nicht viel Gefühl mehr hat, so schlagen sie ihn völlig todt und verbrennen den zerfetzten Körper. — Nicht minder wie von Grausamkeit und Rachedurst sind die Indianer, nachdem sie einmal durch die Europäer mit dem berauschenden Getränke bekannt geworden sind, auch von der Trunksucht beherrscht. Sie erkennen und beklagen selbst, wie verderblich die Einführung des Feuerwassers, des Branntweins, den sie mit Recht einen Vernunftzerstörer nennen, für sie geworden ist und fortwährend sich erweist; aber dessenungeachtet, wenn er ihnen geboten wird, folgen sie

willenlos der Verführung, und die Häuptlinge, welche Verbote gegen das berauschende Getränk erlassen, sind die ersten, dieselben zu übertreten. So hatte einst ein Rumhändler mit einem Fäßchen Rum, in welches er einen Strohhalm gesteckt hatte, sich auf einen Platz gestellt, wo viele Indianer sich befanden. Jedermann, rief er aus, solle die Freiheit haben, unentgeltlich durch den Strohhalm zu kosten. Ein Indianer kam langsamen Schrittes mit nachdenklicher Miene auf das Fäßchen zugegangen; plötzlich aber wandte er sich um und lief eilends zurück. Nach einer Weile kam er wieder und der vorige Auftritt wiederholte sich. Als er aber zum dritten Male wiederkam, ließ er sich von dem Verkäufer bereden und zog schüchtern durch den Strohhalm etwas von dem Rum. Kaum hatte er ihn gekostet, so kaufte er für die Wampom's, die er bei sich hatte, zuerst ein kleines Glas voll, hörte dann aber nicht eher auf, bis er die wollene Decke, die er auf dem Leibe trug, seine Büchse und alles, was er sonst noch besaß, hingegeben hatte. In der Trunkenheit hört aber auch der Indianer auf, ein Mensch zu sein; und daß die Zahl der Indianer so zusammengeschmolzen ist, muß vorzugsweise dem unmäßigen Branntweingenuß zugeschrieben werden. Ergreifend ist darum die Klage der Indianer am Rice-Lake (Reissee) über den Branntwein:

„Die fünf Dörfer Alewik, Rice Lake, Mud Lake, Scogog und Credit, das ist alles, was von den Missisaga-Indianern übrig geblieben ist. Rettet uns, ihr unsere weißen Brüder! rettet uns! Vor langer Zeit kamet ihr zu uns und batet uns um einen Platz, euer Wigwam darauf zu bauen. Wir gaben euch Land. Sagt selbst, war's nicht ein dankenswerthes Geschenk? Wir bitten euch nun: befreit uns von einem Feinde, den wir selber nicht bezwingen können! Wie alles, was vom weißen Manne kommt, ist er zu stark für uns. Wir lieben unsere Heimath und kämpfen wider den Fremdling, der sie uns rauben will. Aber unsere Reihen werden immer dünner und unser Todfeind dringt als Sieger verheerend, zerstörend, erdrückend immer weiter gegen Westen vor. Meine weißen Brüder! könnten die Seelen der todten Tschippewa's und Mohawk's, die vom Feuerwasser getödtet wurden, aus dem Lande der Schatten kommen und sich vor den Thüren der Branntweinshändler lagern von der Felsenstadt an bis zu den Quellen des großen See's: Städte und Städtchen würden voll der blassen Auswürflinge, die nicht mehr roth, die versengt sind von der blauen Flamme. Sie sind keine Krieger mehr. Die Totem's ihrer Väter sind verloren hoffnungslos. Auf den Wassern sieht man nirgends mehr den Wellenstrich eines Kanoe's, noch in den Wolken des Adlers Flug. So stirbt der arme betrunkene Indianer dahin. Sein Kanoe schießt den Strom hinab, zerfallen von dem Gift, das der weiße Mann gebracht hat. Sein Geist schwebt empor in eine finstre Wolke. Er ist dahin! Wer kümmert sich darum? Nach wenig Wintern wird unser ganzes Geschlecht verschwinden, zerstreut, schwach, stumpf, verzweifelt! Wer kümmert sich darum? Gebt uns unsere Wälder und unser Wild zurück! Gebt uns unsere Wigwam's zurück und die Tapferkeit unserer Väter! Rettet uns, ihr weißen Brüder! rettet uns! Es fleht euch an ein sterbendes Geschlecht. Löschet die blaue Flamme aus, die uns verzehrt! Ihr könnt!"

Die Religion*) der Indianer, über welche sich Colton jedenfalls zu günstig ausspricht, wenn er sagt: „Ihre Begriffe von Gott sind in hohem Grade rein, mit tiefer Ehrfurcht aufgefaßt und so beschaffen, daß ein Christ sich wohl mit ihnen verständigen kann", ist trotz aller scheinbaren Vorzüge und trotz des ehrenden Zeugnisses, welches Catlin ih-

*) cf. Basler Missions-Magazin 1816, III, 375. 1822, II, 275. 1825, II, 227.

nen giebt, „daß es kein Volk irgend einer Farbe gebe, dem seine Religion so theuer sei, das einen so großen Theil seines Lebens auf demüthige Anbetung seines Gottes verwende,“ doch von derjenigen anderer Heidenvölker wesentlich nicht unterschieden. Denn obwohl die Indianer fast durchgängig an das Dasein eines höchsten unsichtbaren Wesens, welches Himmel und Erde und Alles geschaffen habe, glauben und diesen großen Geist im Himmel als einen allmächtigen und gütigen verehren, dessen Gegenwart sie durchschauert bei den mächtigen Wasserstürzen ihrer Ströme, an dem gewaltigen Wellenschlag ihrer Seen, in dem Rollen des Donners über ihre ungeheuren Grasflächen hin oder in den riesigen Felsklüften ihrer Berge, bei dem Flammen des Blitzes durch die schaurige Nacht ihrer Urwälder, sind doch auch sie des Heidenthumes dunklen Mächten unterthan. Sie glauben nämlich, daß ein jedes bedeutendere Geschöpf einen eignen Gott*) in oder um sich hat, und so giebt es, wie sie meinen, einen Sonnen-, einen Mondgott und ähnliche Götter, und auch das Feuer erscheint ihnen als ein göttliches Wesen. So bekannte der schon erwähnte Hudsonsbai-Indianer Peter Jakobs: „Vor etwa zwanzig Jahren war ich, wie meine Landsleute, ein Anbeter der Sonne und des Mondes. Als eure Missionare zu uns kamen und uns den gekreuzigten Christus predigten, wurde ich dadurch angeleitet, zu dem lebendigen Gott in Christo zu kommen und zu beten. Vorher betete ich ungefähr so: O Gott du Mond! o Gott du Sonne! leite meine Schritte durch die Wälder in der Richtung, wo der Hirsch weidet, damit ich ihn erlege und etwas zu essen bekomme! Das war alles, was wir beten konnten, und wir waren alle sehr schlimme Leute.“ Stellen die Indianer ihren großen Geist auch nicht in einer scheuslichen Götzengestalt dar, auf deren blutigen Altären sie grausame Opfer bringen, so meinen doch Viele, er wohne in einem Büffel, oder in einem Bären, oder in irgend einem andern Thiere der Wildniß, dem sie deßhalb eine Art göttlicher Verehrung erweisen. So verschieden aber die Sprachen der Indianer, so verschieden sind auch die Namen des großen Geistes. Bei den Sioux z. B. heißt er Wokonschecha, bei den Tuskarora's Yewunniyoh, bei den Mandanern Mahhopeneta, bei den Ricara's Kakewaroohteh u. a. Wenn ihnen irgend etwas Gutes oder Schlimmes widerfährt, so schreiben sie dies der Huld oder dem Zorne eines Gottes zu, feiern auch wohl ein Fest zu Ehren desselben, das sie nicht selten auf ausschweifende Weise mit lächerlichen Gebräuchen begehen. Obschon von den Meisten der große Geist als Schöpfer der Welt und der Menschen angesehen wird, so finden sich doch auch Ausnahmen. Nach einer Sage der Hudsonsbai-Indianer war die Erde einst ein weites Meer und nur ein einziger mächtiger Vogel war am Leben. Seine Augen waren Feuer, sein Gesicht Blitze, die Bewegung seiner Flügel der Donner. Einst flog er zum Meere nieder, berührte dasselbe und machte, daß die Erde in die Höhe sprang. Seitdem wurden die Menschen geboren, aber die Indianer gingen aus einem Hunde hervor, und jener Vogel, den sie beleidigten, verschwand auf immer. Die Indianer an der Nordwestküste, welche Mis-

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 23 ff. 35 ff.

sionar Green 1829 besuchte, schienen von einem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde gar keine Ahnung zu haben, und wie oft er sie auch fragte, wer das Meer, das Land, die Menschen geschaffen habe, sie antworteten immer: „Wir wissen es nicht.“ Die Verständigsten aber unter ihnen sagten: „Die alten Leute auf der Küste haben die Sage, daß die Krähe der Schöpfer der Welt sei,“, welchen Vogel sie auch abergläubisch verehren. Die Erschaffung der ersten Menschen schreiben Einige ihrem vornehmsten Gotte, Kichlan oder Kaulantowit, zu, der sie aus einem Baume gebildet. Eine andere Sage berichtet: Ehe es Menschen gab, waren drei große gute Geister. Unter diesen ist der eine über die beiden andern erhaben, und er heißt besonders der große, gute Geist. Dieser gab einst dem einen von den beiden andern den Befehl, einen Menschen zu machen. Da nahm derselbe Kreide, knetete einen Teig, formte ihn, hauchte ihm Lebensodem ein und brachte ihn dann zu dem großen Geiste. Dieser besah ihn und erklärte: Der ist zu weiß. Darauf befahl er dem andern Geist, eine Probe zu machen, und dieser nahm nun eine Kohle und behandelte sie in derselben Weise. Der große Geist aber erklärte, der sei zu schwarz. Zuletzt nahm der große Geist selbst rothe Erde, bildete eine Menschengestalt und hauchte ihr Odem ein. Als er fertig war, betrachtete er sie und sprach: „Der ist gerade recht.“ Das war der erste Indianer*). Ausführlicher läßt folgende von Missionar Baierlein mitgetheilte indianische Erzählung die Gedanken der Indianer über die Schöpfung der Welt und über den Ursprung des bösen Geistes uns erkennen:

Kichimanito, der große gute Geist, ist der Ursprung und Herr alles Lebens. Einst nun wurde er auch der Ursprung eines Geistes, der seit seiner Entstehung ihm, dem Schöpfer selber, wie auch allen seinen Geschöpfen, eine Quelle vieler Mühe und Noth geworden ist. Seine Entstehung ist eigentlich ein Werk des Zufalls. Es ging aber damit in folgender Weise zu: Metówac, oder wie die weißen Leute es nennen, Long Island, war ursprünglich eine ungeheure weit ausgedehnte Ebene, so eben und so völlig alles Wachsthums bar, daß es aussah, wie wenn ein Theil des Meeres plötzlich verschwunden und der sandige Grund somit sichtbar geworden wäre. Hier war es, wo Kichimanito niederzusitzen pflegte, wenn er im Sinne hatte, eine neue Schöpfung in's Dasein zu rufen, denn da der Ort geräumig und auf allen Seiten von Wasser umgeben war, so hatte er nicht nur den nöthigen Platz, sondern war auch ganz ungestört. Es ist bekannt genug, daß einige Proben der ersten Schöpfung von so ungeheurer Größe und Stärke waren, daß sie nicht nur an dem Orte ihrer Entstehung nicht leben konnten, sondern es dem Kichimanito auch schwer wurde, sie zu controliren. Denn wenn er ihnen gewisse Naturkräfte verliehen hatte, so hatten sie damit auch zugleich die Gesetze über diese Kräfte in ihrer Gewalt, bis es sein Wille war, dieselben wieder für sich zurückzufordern. Demnach pflegte Kichimanito seine neuen Schöpfungen auf die Probe zu stellen; mißbrauchten sie ihre Kräfte, so nahm er das Leben von ihnen, ehe sie noch Metówac verlassen konnten. Daher findet man dort noch heute Spuren früherer Vorgänge, und die Weise, in welcher dort das Erdreich oft verschwindet, zeigt deutlich, daß die ganze Insel nichts weiter ist, als ein großer Erdkuchen, oder auch eine Art Schüssel, zur Bequemlichkeit Kichimanito's auf das Meer gesetzt. Wenn der Herr des Lebens einen Elephanten oder Mammuth schaffen wollte, so legte er vier Thonkuchen in geeigneter Entfernung auf die Erde, um daraus die Füße des Thieres zu formen. Zuweilen jedoch wurden diese nicht vollendet, und darum sind bis heute die grünen Oasen zu sehen, welche anzeigen, wo die Thonkuchen lagen. So oft Kichimanito zu Werke ging, kamen die Neebanaw=

*) cf. Evang. luth. Missionsblatt, 1849, p. 229. ib. 1852, p. 226 ff.

baiys oder Wassergeister, die Pukwudjinies oder Feen, und alle andere Arten Manito's (Geister), um verwundert zuzuschauen. War ein Thier ganz fertig und lange genug in der Sonne gedörrt, so öffnete Kichimanito einen Ort in der Seite, ging in das Thier hinein und wohnte mehrere Tage darinnen. Wenn er dann wieder herauskam, so fing das Geschöpf an so zu schauern und sich zu winden, daß die ganze Insel wankte. Gefiel dem Herrn des Lebens diese Bewegung, so erlaubte er ihm, sich zu entfernen, und es geschah gewöhnlich, daß das Thier sich nördlich von der Insel in's Meer stürzte und in den großen Wäldern der entgegengesetzten Seite verschwand. Nun traf es sich einmal, daß Kichimanito sehr lange Zeit an einem Geschöpfe von so außerordentlicher Größe baute, daß es anzusehen war als ein Berg in der Mitte der Insel. Daher kamen alle Manito's herbei, um zu schauen, was daraus werden sollte. Die Pukwudjinies namentlich machten sich sehr lustig; sie krochen dem großen unvollendeten Thiere hinter die Ohren, in den Mund und zu den Augenhöhlen ein und aus, in der Meinung, Kichimanito, der an einem andern Theile des Thieres beschäftigt war, werde es nicht gewahr werden. Aber er kann durch ein jedes Geschöpf gerade hindurch schauen. So sah er die kleinen Götter wohl und freute sich, daß sie so lebhaft waren. Indem er aber ihre Bewegungen beobachtete, sann er auf neue Gebilde. Als der Herr des Lebens das große Geschöpf vollendet hatte, fürchtete er sich, ihm das Leben zu geben, und so blieb es leblos auf der Insel oder Werktafel Kichimanito's stehen, bis es in Folge seiner Schwere in den Boden sank. Durch Kopf und Schweif wurde es noch am gänzlichen Versinken verhindert. — Kichimanito öffnete nun einen Theil seines Rückens, und fand da eine sehr passende Höhle, um die Geschöpfe aufzubewahren, welche die Probe nicht bestanden hatten. Zuweilen gefiel es ihm, sehr kleine Wesen zu schaffen, und wenn er diese von geringem Nutzen für die Welt befand, so nahm er das Leben wieder von ihnen und behielt es in sich selbst; die mißrathenen Gebilde aber warf er in jene Höhle. Auf diese Weise kam eine große Menge der kuriosesten Gestalten in dem Bauche des Thieres zusammen. — Einst nahm Kichimanito zwei große Stücke Thon und formte daraus zwei große Füße, wie Pantherfüße; — nicht vier, sondern zwei machte er. — Nun trat er selbst mit seinen Füßen hinein und fand sie so leicht und bequem, daß man damit sehr schnell und doch ohne Geräusch gehen konnte. Hierauf machte er zwei sehr große Beine in Gestalt seiner eigenen, und machte sie dann eine Weile herumlaufen (die Kichimanitobeine mit den Pantherfüßen). Dieß gefiel ihm. Nun folgte ein runder Leib mit langen Schuppen, der ganz das Ansehn eines Alligators hatte. Als das Thier emporstrebte, heftete er ihm eine lange schwarze Schlange, die herbeigeschlichen kam, auf den Rücken. Dadurch wurde es aufrecht erhalten und bekam einen hübschen Schweif. Die Schultern wurden breit und stark gemacht, gleich denen eines Büffelochsen, und mit Haaren bedeckt. Das Genick formte er kurz und dick. So weit hatte Kichimanito ohne großes Nachdenken gearbeitet. Als er nun zum Haupte kam, besann er sich eine lange Weile. Er nahm ein rundes Stück Thon und bearbeitete es mit großer Sorgfalt; denn es fielen ihm die Pantherfüße und der Büffelhals ein. Er blickte auf die Pukwudjinies, die in den Augenhöhlen spielten, und gedachte die Augen wie bei einem Seekrebs zu setzen, damit das Geschöpf nach allen Richtungen hin sehen könnte. Das Haupt machte er breit und voll, denn hier sollte die Weisheit der gablichten Zunge, die wie eine Schlange in seinem Munde wäre, ihren Sitz haben. Es sollte alle Dinge sehen und alle Dinge wissen. Plötzlich hielt Kichimanito inne; denn er gedachte, daß er nie vorher ein Geschöpf geschaffen, das nur zwei Füße haben, aufrecht stehen und nach allen Richtungen hin sehen sollte. — Die Kiefern machte er stark und versah sie auf jeder Seite mit elfenbeinernen Zähnen und häutigen Lappen, welche auf- und zuklappten, jenachdem der Athem aus- oder einging. Die Nase war gleich dem Schnabel eines Geiers. Ein Büschel Stacheln von einem Stachelschwein bildete die Hauptlocke. Kichimanito nahm nun den Kopf in seine Hand, und als er ihn heftig hin und her schüttelte, sah er, daß die Hauptlappen auf- und zuklappten, die Seekrebsaugen kollerten und die Geiernase spitzig und scharf war. Kichimanito wurde sehr böse; doch setzte er den Kopf auf den Rumpf. Es war die erste aufrechte Figur, die er gemacht hatte, — — — und die erste Idee eines Menschen. Die Nacht war nun hereingebrochen; die Fledermäuse flogen durch die Lüfte und das Gebrüll der

wilden Thiere ließ sich vernehmen. Ein Sturmwind entstieg dem Meere, strich über die Insel Metówac und warf den leichten Sand hin und her. Eine schwere Wolke schwebte am Horizonte und den Zenith umhüllte schwarze Finsterniß, die der Mond nur für einen Augenblick durchbrechen konnte. Ein Panther kam herbei, stand eine Weile mit aufgehobener und einwärts gebogener Tatze, schaute das Gebilde an und beroch die Füße, die den seinigen glichen. Ein Geier schwebte hernieder und versuchte einen Angriff auf die seinem Schnabel so ähnliche Nase des Gebildes; aber Kichimanito scheuchte ihn davon. Dann kam das Stachelschwein, die Eidechse und die Schlange, ein Jegliches durch seine eigne Art an dem Gebilde angezogen. Kichimanito verhüllte sein Angesicht für mehrere Stunden. Der Sturmwind brauste einher, und er wehrte ihm nicht. Er sah, daß ein jedes Geschöpf der Erde seines Gleichen suche und durch seines Gleichen angezogen wird. Der Herr des Lebens sann und sann; da tauchte der Gedanke in seinem Innern auf, einst ein Geschöpf zu erschaffen, das nicht nach dem Bilde der Erdbewohner, sondern nach seinem eignen Bilde wäre. Dieses sollte diese Welt mit der Welt der Geister verbinden; denn indem es nach dem Bilde des großen Geistes geschaffen wäre, sollte es auch in sein Bild hineingezogen werden. Viele Tage und Nächte, ganze Jahreszeiten vergingen, während Kichimanito darüber nachdachte. Als endlich der Herr des Lebens sein Haupt emporhob, blickten die Sterne hernieder auf das Gebilde, und eine Fledermaus hatte sich auf's Haupt desselben niedergelassen. Kichimanito ergriff die Fledermaus, breitete ihre Flügel aus und bedeckte damit das Haupt des Gebildes; dann nahm er ihr Leben hinweg, löste den Körper auf und machte daraus die Ohren des Thieres und eine Decke an die Stirn desselben. Kichimanito machte Kinn und Lippen fest und rund, um die gablichte Zunge und die elfenbeinernen Zähne einzuschließen. Auch wußte er, daß das Geschöpf damit lachen würde, wenn ihm erst das Leben gegeben wäre. Das Gebilde war nun ganz vollendet bis auf die Arme. Und Kichimanito sah, daß, wenn es Arme habe, es auch Hände haben müsse. Er wurde nun sehr besorgt. Kichimanito hatte noch niemals einem Geschöpf Hände gegeben. Indeß formte er die Arme und Hände sehr schön nach dem Muster seiner eigenen. Aber Kichimanito hatte keine Freude an diesem Geschöpf. Es war nicht gut in seinen Augen. Er wünschte, ihm keinen Arm gegeben zu haben, denn sollte es mit Leben begabt werden, würde es dann nicht anfangen, auch selbst zu schaffen? Würde es nicht den Plänen des Herrn des Lebens entgegenarbeiten? Kichimanito warf Feuer in das Gebilde; aber Feuer ist kein Leben. Er warf Feuer hinein und eine rothe Gluth durchging es. Das Feuer brannte den Thon, aus welchem es gebildet war und gab ihm ein außerordentlich glühendes Ansehen. Es leuchtete durch die Schuppen auf der Brust, es leuchtete durch die Hauptlappen, es leuchtete durch die Flederm[illegible]el-Ohren und machte die Seekrebsaugen glühen, wie lebendige Kohlen. Kichimani[illegible]e die Seite des Gebildes. Er ging aber nicht hinein. Es konnte lächeln, [illegible] d[illegible] Götter selbst. Er machte es laufen ringsum die Insel Metówac, um es zu prüfen. Dieß that er durch die Kraft seines Willens. Nun verlieh er ihm ein wenig Leben; aber er nahm das Feuer nicht heraus. Kichimanito sah, daß der Anblick des Thieres sehr schrecklich, und daß es gleichwohl in solcher Weise zu lachen im Stande wäre, daß es aufhörte, häßlich zu sein. Er sann viel über diesen Gegenstand. Endlich dachte er, es sei nicht gut, ein solch Geschöpf leben zu lassen, das fast nur aus andern Geschöpfen zusammengesetzt, aber begabt war mit Händen der Kraft, mit einem Kinn, das Haupt emporzuheben, und mit Lippen, alle Dinge in sich selbst zu verschließen. Während er so dachte, ergriff er das Gebilde mit seinen Händen und warf es in die Höhle. Aber Kichimanito vergaß, das Leben zurückzunehmen. Das Geschöpf lag lange bewußtlos in der Höhle, denn sein Fall war sehr schwer. Es lag inmitten der übrigen Thiere, die ohne Leben in die Höhle geworfen worden waren. — Nachdem nun eine lange Zeit vergangen war, hörte Kichimanito einen großen Lärm in der Höhle; er sah hinein und erblickte das Ungeheuer sitzend und die als unnütz hineingeworfenen Dinge sammelnd. Kichimanito nahm große Haufen Steine und Sand, und verstopfte damit das Loch der Höhle. Es vergingen viele Tage und der Lärm in der Höhle wurde lauter. Die Erde dröhnte und heißer Qualm entstieg dem Boden. Die Manito's sammelten sich auf Metówac, um zu sehen, was da vorgehe. Ki-

chimanito kam auch herbei, denn er erinnerte sich, daß, als er das Gebild in die Höhle warf, er das Leben zurückzunehmen vergessen hatte. Plötzlich entstiegen dem Boden große Massen von Steinen und Sand; der Himmel hüllte sich in Nacht, Sturm brauste einher; Feuer schlug aus der Erde und Wasser wurde hoch in die Luft getrieben. Alle Manito's flohen vor Furcht; denn das Ungeheuer, schrecklich anzusehen, kam hervor mit großem Toben. Sein Leben hatte Kräfte gewonnen; denn das Feuer hatte es entzündet und sehr feurig gemacht. Alles, was Leben hatte, floh vor ihm und schrie: Machimanito, Machimanito! — d. h. böser Gott!

Und an diesen bösen Gott, den die Mandaner Ochkich-Häddäh nennen, und seine Genossen, die niederen bösen Geister, glauben die Indianer auch und rufen sie bei jeder wichtigen Unternehmung gemeinsam an. Außerdem aber haben sie nach dem Zeugniß des Peter Jakobs*) viele kleine Götter; Götter aus Thierfellen und einer Menge anderer Stoffe verfertigt. Einen derselben, den „Kriegsgott", ein etwa 8 Zoll langes hölzernes Götzenbild mit einer rothen Quaste auf dem Kopfe zeigte Peter Jakobs in der Versammlung in London vor. „Nun seht," sagte er, „das ist der Kriegsgott bei den Indianern. Sie behaupten, er habe Wohlgefallen am Blutvergießen und verleihe jedem, der sich unter seine Fahne einreihet, den Sieg. Vor der Schlacht rufen sie ihn an und bringen ihm Opfer, manchmal Hunde, manchmal auch Menschen, wenn sie Gefangene haben. Diese Anbetung gewährt ihnen frischen Muth, und sie glauben, ihr kleiner Gott helfe ihnen; wenn es aber fehl schlägt, so denken sie, sie haben ihn auf die eine oder die andere Weise erzürnt. Sie haben auch noch viele andere Götzenbilder und einige derselben sind sehr groß." Mögen demnach auch die verschiedenen Stämme der Indianer in ihren religiösen Ansichten mannigfach von einander abweichen und bald dunklere bald hellere Begriffe von einem höchsten Wesen haben, den wahren Gott kennen sie allesammt nicht, von seinem Reiche sind sie in ihrem heidnischen Zustande fern, und fast auf alle kann so ziemlich angewendet werden, was von den Choktaw-Indianern berichtet wird**): „Sie haben als Heiden unbestimmte und unsichre Traditionen und besitzen zwar einige Begriffe von einem höhern Wesen, können sich aber dieses nicht rein geistlich vorstellen. Sie haben nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, welches ein geistliches Wesen bezeichnete. Sie erkennen keine allwaltende Vorsehung, bringen auch keine Opfer, noch haben sie irgend eine Art Gottesverehrung unter sich. Vor Alters sahen sie die Sonne als einen Gott an. Wenn man sie fragte: Denket ihr auch je an Gott? so antworteten sie: Wie können wir an ihn denken, da wir nichts von ihm wissen?"

Loskiel bemerkt in seiner Geschichte der Mission der Brüdergemeinde unter den Indianern: „Fast jeder hat seinen Schutzgeist, Manito genannt, der ihm im Traume angezeigt wird; und wenn je ein Indianer keinen solchen Schutzgeist im Traume bekommen hat, so ist er muthlos und sieht sich als verlassen an. Auch tragen sie einen kleinen von Holz geschnitzten Menschenkopf, ebenfalls Manito genannt, als Amulet am

---

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 83.
**) Calwer Monatsblätter 1842, p. 147.

Halse, und bei den Opfern wird ein solches Bild von der natürlichen Größe eines Menschenkopfs an einen Pfosten im Hause befestigt.“ — Alles, was ihnen wunderbar und überirdisch vorkommt, nennen sie Medizin, ebenso ihre Zauberer und Beschwörer Medizinmänner. Die größte Medizin ist aber die, welche sie mit sich herumtragen und die gewissermaßen einem Amulet gleicht, welches sie gegen Noth und Gefahr schützen soll. Eine solche Medizin besteht gewöhnlich in einem ausgestopften Fell, sei es nun das einer Otter oder Schlange, einer Kröte, eines Vogels ꝛc. Dem Zufall oder vielmehr einem Traume wird die Wahl desselben überlassen, denn der junge, mannbare Indianer tritt, wenn er deren bedarf, seine Fasten und Kasteiungen an, und das erste Thier, von dem er träumt, wird seine „Medizin“, d. h. aus seinem Fell macht er sich seinen „Medizin- oder Geheimnißbeutel“. Arzneien enthält derselbe meist gar keine, sondern Gras, Moos und ähnliche Dinge. Einen solchen Beutel trägt der Indianer entweder in der Hand oder er befestigt ihn an einen Theil seiner Kleidung. Geöffnet wird er selten oder nie. Ihm beweist sein Besitzer die größte Verehrung und erwartet von ihm sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz. Glaubt er seine „Medizin“ beleidigt zu haben, so stellt er Feste an, opfert ihm Hunde und Pferde, oder unterwirft sich Tage, ja Wochen lang strengen Fasten und Bußübungen mancherlei Art, um ihn wieder zu besänftigen. Den Medizin-Beutel würde ein Indianer um keinen Preis hergeben; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde von seinem Stamm mit ewiger Schande gebrandmarkt werden.

Zauberei herrscht unter dem ganzen Volke. Jeder Stamm hat seine Zauberer, Powah's, Scharger,*) oder wie sie sonst heißen, die, mit Thierfellen, Vogelpelzen, Kräutern und Menschenhaaren wunderlich behangen, mit Schreien und Rasen Krankheit und andere Uebel abwenden, aber auch herbeiführen zu können vorgeben. Als Regenmacher halten sie lange, wüste Reden an den Himmel, und schießen ihre Pfeile nach den Wolken, daß sie regnen sollen. Auch vermögen sie angeblich Verlornes zu entdecken und zukünftige Dinge vorauszusagen. Wer sie nicht fürchten will, den schrecken sie mit dem bösen Geiste Manitu oder Tschepian, oder drohen ihm, seine Seele nach dem Tode in ein Thier wandern zu lassen. Diesen Zauberern oder „Medizinmännern“ schreibt man aber nicht bloß die Kunst zu, Kranke zu heilen und das Glück der Schlachten vorherzusagen; sie sollen auch mächtig genug sein, Büffel und anderes Wild herbei zu locken und dgl., und da sie in der Regel ungemein verschlagen sind, wissen sie sich durch allerlei Mittel Eigenthum und Einfluß zu verschaffen. Wird Jemand krank, und Schwitzen will nicht helfen, so wird ein „Medizinmann“ geholt; bisweilen reicht er wohl Arznei, meistens aber ordnet er Feste an, wozu ein Bär oder ein anderes Thier erlegt werden muß, welches im Feuer versengt wird und mit der Haut verzehrt werden muß. Nachher bringen sie den Kranken in die Mitte des Versammlungs-Wigwam's, und unter dem Rasseln der Trommeln, dem Rattеln der Klappern und dem schrillen Gepfeife der übrigen Instrumente

*) Basler Missions-Magazin 1834, p. 632. Calwer Missionsblatt 1854, p. 49.

tanzen oder vielmehr rasen seine Verwandten und Freunde um ihn herum, wobei es für sehr gute „Medizin" gehalten wird, wenn der Kranke noch Stärke genug besitzt, sei es allein oder mit Hülfe seiner Verwandten einige der Bewegungen mitmachen zu können, wie auch die Mutter, wenn der Patient ein Kind ist, das kleine Schlachtopfer manchmal in den Armen hält und an dem Tanze theilnimmt. So machen sie ganze Nächte fort, bis der Kranke gesund oder kränker wird und seine Besinnung verliert, wo dann der Zauberer eine Hütte von Rinde baut, sich hineinsetzt und schreit und die fliegenden Thiere anruft, daß sie die entflohene Seele wiederbringen sollen. Auch hat er eine kleine Büchse und einige Knochen darin, mit der er so lange klappert, bis er die herumflatternden Seelen fangen kann, um sie in eine Tabacksdose zu sperren, die dann unter das Haupt des Leichnams gelegt wird. Die Bezahlung für den Zauberer hängt am Bette; sie besteht aus wollenen Decken, Kattun, seidenem Band und dergleichen, und wird jeden Abend vermehrt. Am Ende nimmt der Zauberer seinen Lohn und geht davon, der Kranke mag gesund geworden oder gestorben sein. Ist letzteres der Fall, so trösten sich die Indianer damit, daß seine Zeit gekommen sei, ohne deßhalb weniger Vertrauen auf den Zauberer zu setzen. Auf einer Insel im Susquehanna hatte Missionar Brainerd*) Gelegenheit, das indianische Zauber- und Gauklerwesen genauer kennen zu lernen. Es versammelten sich daselbst eines Tages alle ihre Medizinmänner, um zu erfahren, warum damals so viele Kranke dort waren, und zugleich, um der Krankheit zu steuern. Zu diesem Zwecke begannen sie ihre Gaukeleien und Beschwörungen, wobei sie sich wie Unsinnige geberdeten, bald singend, bald heulend und mit der größten Anstrengung ihre Hände ausstreckend, als wenn sie damit etwas von sich hinwegstoßen und zurückscheuchen wollten. Bisweilen schlugen sie sich mit den Händen, dann wieder setzten sie sich auf die Erde und bückten sich mit dem Gesicht zu Boden und wanden und krümmten sich, als wenn sie in großer Angst wären und heftige Schmerzen empfänden; dabei verzerrten sie das Gesicht und verdrehten die Augen. Ihre seltsamen und gräßlichen Bewegungen waren darauf berechnet, Schrecken und Schauder zu erregen, und bisweilen hatte es ganz das Ansehen, als bezeigten sie ihre Verehrung einem bösen Dämon. Einige waren besonders eifrig und schienen durch ihren gellenden und murmelnden Zaubergesang die unterirdischen Mächte aufwecken und gewinnen zu wollen. Mehr als drei Stunden lang setzten sie dies Verfahren fort, bis sie ganz erschöpft waren und endlich weggingen, ohne, wie es schien, eine Antwort erhalten zu haben.

Mit dem religiösen Glauben der Indianer hängt auch die wichtige Rolle zusammen, welche bei allen ihren Friedens- und Kriegsfeierlichkeiten der Calumet oder die große Pfeife spielt. Der Kopf dieser Pfeife muß aus rothem Thon geschnitten sein, und der eigentliche Platz, wo diese Erde gefunden wird, in der Couteau du Prairie, etwa 100 Meilen vom St. Petersfluß, zwischen dem obern Mississippi und dem Missouri, gilt sämmtlichen Stämmen für eine heilige Stätte. Denn dort, behaupten

*) Schmidt, Lebensbeschreibungen berühmter Missionare, V. p. 136.

sie, habe der große Geist gestanden und Büffel gegessen; das Blut derselben sei zu seinen Füßen in die Erde geflossen, die sich davon roth gefärbt. Dort wird weder Tomahawk noch Skalpirmesser geschwungen — der große Geist wacht über dem Platz, und alle Indianer, mögen sie freundlich oder feindlich gegen einander gesinnt sein, kommen hier zusammen und holen sich den Thon für ihre heiligen Pfeifen; doch darf kein weißer Mann zu dieser Stätte nahen, das würde sie entheiligen. Auf dem Platze selbst ist der rothe Felsen mit den verschiedensten Inschriften und Zeichen bedeckt, und die wunderlichsten Sagen und Ueberlieferungen leben über die Entstehung desselben im Munde des rothen Mannes. So behaupten z. B. die Sioux, daß der große Geist einst seinen Läufer umhergesandt und alle die Stämme, die mit einander in Feindschaft lebten, dorthin zusammen berufen haben. Während er aber auf dem obersten Felsen stand, schnitt er ein Stück Thon aus demselben, machte eine Pfeife daraus, rauchte diese über den Versammelten und befahl ihnen dann, an jener Stelle stets in Frieden zu leben, da sie Einem so gut wie dem Andern gehöre, und Jeder von ihr Thon für seine Pfeife nehmen dürfe. Nach diesen Worten blies er eine große Dampfwolke aus, und zu gleicher Zeit waren die beiden Felsen in ein Feuermeer gehüllt, daß die Oberfläche derselben schmolz; zwei Squaws (Frauen) aber sanken unter diese „Medizin-Felsen", und Niemand kann jetzt ohne ihre Bewilligung rothe Erde dort holen. Die beiden Hauptfelsen, von denen der eine zu einer gewaltigen, zwischen 30 und 40 Fuß hohen Säule aufsteigt, sind etwa 7 Fuß von einander getrennt, und die Indianer halten es für eine „besonders gute Medizin" d. h. für eine überaus glückliche und gute folgenreiche That, über jenen Abgrund zu springen, obgleich schon Manche ihr Leben dabei eingebüßt haben. — Das Rauchen des „Calumet" findet bei allen festlichen Gelegenheiten Statt, und hat ein Fremder erst einmal mit einem Indianer dasselbe Rohr berührt, so ist er gesichert gegen alle Feindseligkeiten von seiner Seite. Die Friedenspfeife selbst wird als sehr heilig betrachtet, und der Kopf ist fast stets auf künstliche und phantastische Art ausgeschnitten, und wie das Rohr mit Perlen, Adler- und Papageienfedern, Vogelschnäbeln und Bärenklauen verziert. Soll sie in Frieden und Freundschaft geraucht werden, so wird mit besondern Ceremonien der rothe Kopf mit dem Kraut des Tabacks gefüllt, ehrfurchtsvoll dann die kleine Kohle darauf gelegt, und die Spitze zuerst gegen den Himmel gehalten, um die Hülfe und den Beistand des großen Geistes zu erflehen, dann zweimal gegen die Erde gedreht, um den Einfluß böser Wesen abzulenken, und nachher in horizontaler Richtung im Kreise umhergeschwenkt, alle die Geister zu versöhnen, die in der Luft, im Wasser und auf der Oberfläche der Erde hausen. Darauf thut der oberste Häuptling gewöhnlich zwei Züge, und bläst den ersten Rauch empor zum Himmel und den zweiten rings umher an die Erde, welchem Beispiel sodann die übrigen Anwesenden, Einer nach dem Andern, folgen.

Eigentliche Priester und Tempel trifft man unter den Indianern nicht an; die Opfer aber, welche sie darbringen,*) sind verschieden. Da für

---

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 35 ff.

die indianischen Jäger der Hund von besonderm Werthe ist, so wird von jedem Manne zu bestimmten Zeiten ein solches Thier ohne Flecken geopfert. Außerdem hat man gefunden, daß die Indianer dem Welschkorn Bärenfleisch, dem Bären Welschkorn, den Fischen kleine Brödchen, wie Fische geformt, opferten. Es durfte nur Einer Zahn- oder Kopfschmerzen haben, so hieß es gleich: Die Geister sind unzufrieden und wollen versöhnt sein, und es wurden Opfer gebracht. Einem mächtigen Wasserfall, den er für eine Wohnstätte des großen Geistes hielt, opferte einst ein vornehmer Indianer seine Pfeife, seinen Tabaksbeutel und seine Ohrringe, und rief dabei den Geist unter großer Bewegung um Schutz an. In besonderer Verehrung steht auch das Feuer, welches sie den Großvater aller Indianerstämme nennen. Die Delawaren feierten zu Ehren desselben ein eignes Opferfest. Dabei wurde im Opferhause ein Ofen gebaut; 12 Stangen, jede von besonderem Holz, wurden in die Erde gesteckt, oben verbunden und rings herum mit dichten wollenen Decken verhängt, was einem großen Ofen nicht unähnlich sah. Nun ward erst eine Mahlzeit gehalten und dann der Ofen mit 12 großen glühenden Steinen geheizt. Darauf krochen 12 Männer hinein und blieben so lange darin, als sie es aushalten konnten. Unterdeß wurden von einem alten Manne 12 Pfeifen Taback nach einander auf die heißen Steine geschüttet, was in dem engen Verschlag einen gewaltigen Dampf gab. Dieser Taback galt als das eigentliche, dem Feuer dargebrachte Opfer. Wenn die 12 Männer aber wieder aus dem Ofen kamen, lagen sie meistens eine Zeit lang in Ohnmacht. Bei diesem Feste wurde auch eine Hirschhaut, an der sich noch der Kopf mit dem Geweihe befand, an einem Pfahle aufgehängt. Vor diese stellten sich die Theilnehmer des Festes hin mit Gebet und Gesang, doch behaupteten sie, nicht den Hirsch anzubeten, sondern nur den großen Geist unter demselben zu verehren. — Auch den Seelen der Verstorbenen wurden da, wo die Missionare der Brüdergemeinde arbeiteten, Speis- und Trankopfer dargebracht, wenn man glaubte, daß dieselben irgendwie beleidigt wären. Zu einem Speisopfer wurde ein Schwein geschlachtet oder ein Bär geschossen, Gäste geladen und die Mahlzeit im Finstern gehalten. Beim Anfang derselben legte einer der Alten den Seelen einen Theil der Speisen vor, sprach mit ihnen und bat sie, wieder zufrieden zu sein. Darauf versicherte er die Anwesenden, daß jene versöhnt wären. Zu einem Trankopfer wurde Rum genommen. Ehe getrunken ward, gingen die Gäste auf den Begräbnißplatz, gossen etwas Rum auf die Gräber, und ein Alter sprach ebenso wie beim Speisopfer mit den Seelen. Dann mußte der Rum bis auf den letzten Tropfen ausgetrunken werden. — Menschenopfer hat man nur bei den Pawnee's am Platteflusse gefunden; doch haben sie jetzt aufgehört. Das aber ist nicht selten, daß man Glieder von Fingern oder ganze Finger opfert.

An eine Art Unsterblichkeit der Seele glauben wohl alle Indianer, aber ihre Vorstellungen darüber sind sehr unvollkommen und bei den einzelnen Stämmen verschieden.*) Wer tapfer ist und bei den größten

*) cf. Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1849, p. 353 ff.

Martern, die seine Feinde ihm, wenn er gefangen ist, anthun, fühllos bleibt, dessen Seele geht nach dem Tode gegen Mittag in ein warmes, seliges Land, wo sie viele Weiber und vor allem herrliche Jagdreviere haben; die Seelen der Feigen aber müssen ohne Rast und Ruhe in den Wäldern umherirren. Das Leben dort geht aber im Ganzen ebenso fort, wie hier auf der Erde. Ein europäischer Reisender besuchte einst den Stamm der Nadowessen. Einer Familie starb in dieser Zeit ihr vierjähriges Söhnlein, und Vater und Mutter waren darüber so trostlos und härmten sich so ab, daß sie sichtlich verfielen und der Mann selbst nach einiger Zeit starb. Da ward das Weib plötzlich ruhig, ergeben, ja fröhlich. Der Reisende befragte sie über diese schnelle Veränderung, die er durchaus nicht begreifen konnte. Da antwortete sie, ihr Kind könne im Lande der Geister noch nicht auf die Jagd gehen, sich nicht selbst ernähren, und das habe sie und ihren Mann so geängstigt; nun aber sei ihr Mann drüben, der sei ein gar tüchtiger Jäger und habe das Kind herzlich lieb und werde so viel jagen, daß er sammt dem Kinde genug zu leben habe. Darum sei für sie kein Grund zur Trauer mehr vorhanden. — Die Mandaner, welche Catlin 1832 besuchte, glaubten eine Belohnung des Guten und eine, freilich nicht ewig dauernde, Bestrafung des Bösen im Tode. Da sie von der Kälte viel zu leiden haben, beschreiben sie die Hölle als ein Land weit gegen Norden gelegen, mit ewigem Schnee und Eis bedeckt, wo die Seelen höchst martervolle Qualen zu erdulden hätten. Den Himmel dagegen versetzten sie in ein schönes, warmes Klima, wo man beständig die ausgesuchtesten Freuden genießt, und Ueberfluß an Büffeln und andern Annehmlichkeiten des Lebens findet. Nach ihrer Meinung wohnte der große gute Geist in der Hölle, um die Qualen derer, die ihn beleidigt, durch seine Gegenwart noch zu vermehren, und zugleich darüber zu wachen, daß ihnen die gebührenden Strafen auferlegt werden. Der böse Geist dagegen soll im Paradiese noch fortfahren, die Seligen in Versuchung zu führen. Auch die Bösen aber kommen endlich in den Himmel, wenn sie im Lande der Qual für ihre Vergehungen lange genug gebüßt haben. — Die Choktaw's glauben, daß der Geist nach dem Tode weit nach Westen wandern und über einen furchtbar tiefen und reißenden Strom setzen muß, der auf beiden Ufern von hohen und steilen Bergen eingefaßt ist. Ueber diesen Strom liegt von einem Berge zum andern ein langer, schlüpfriger Tannenbaum ohne Rinde, über den die Verstorbenen gehen müssen, um in die schönen Jagdgefilde zu gelangen. Auf der andern Seite des Stromes stehen sechs Personen, welche nach den Ueberschreitenden, wenn sie sich auf der Mitte des Tannenstammes befinden, große Felsstücke schleudern. Die Guten kommen glücklich hinüber in die schönen Jagdgefilde, wo ein ewiger Tag herrscht, wo die Bäume stets grünen, wo der Himmel beständig wolkenlos ist und stets ein kühler, sanfter Wind weht, wo ununterbrochen Festlichkeiten und Tänze herrschen, wo man keine Mühe und Arbeit kennt und das Volk nie alt wird, sondern ewig jung bleibt und der Freuden der Jugend genießt. — Nach dem Tode, sagen auch die Hudsonsbai-Indianer, wandern die Seelen in eine andere Welt. Sie kommen an dem Ufer eines großen Flusses an und schiffen sich auf einem steiner-

nen Boote ein, das sie nach einem großen See führt, in dessen Mitte eine reizende Insel liegt. Gute Menschen — nach indianischen Begriffen — haben hier freudenvolle Tage zu erwarten; sind aber die Menschen böse gewesen, so versinkt plötzlich das Boot, sie bleiben unter dem Wasser hangen bis an das Kinn und haben fortan das traurige Schicksal, die Glücksinsel mit allen ihren Freuden stets vor Augen zu haben, ohne jemals an den letzteren Antheil nehmen zu können. — Selbst die Indianer auf der Nordwestküste haben wenigstens eine Ahnung von der Fortdauer der Seele. Sie glauben: wer an einer Krankheit sterbe, ziehe in das Innere des Landes; wer im Meere ertrinke, lebe in demselben fort, und wer im Treffen sterbe, ziehe in das Sonnenhaus. Letzteres aber wünschen sie Alle.

Einen Begriff von dem Unterschiede zwischen gut und böse finden wir also auch bei den Indianern, etwas von dem Werke des Gesetzes ist auch in ihren Herzen beschrieben. Aber freilich ist diese Schrift, wie wir bereits gesehen haben, gar verdunkelt und getrübt. Ein dunkles Verlangen, von der Sünde frei zu werden, ist auch den Indianern nicht fremd; aber wer sollte sie nicht beklagen, wenn er von den Missionaren der Brüdergemeinde hört, wie diese armen Heiden ein Brechmittel als eine vorzügliche Hülfe ansahen, sich von Sünden zu reinigen! Und in wie schauderhafte Verirrungen das auch den Heiden eingeborne Bedürfniß nach Versöhnung geräth, wenn es auf selbsterfundenen Wegen seine Befriedigung sucht, erkennen wir z. B. an der viertägigen Sühnungsfeier, welche die Mandaner alljährlich anstellen, und von der Catlin im Wesentlichen folgendes berichtet:

„Die Feier beginnt, wenn die Weiden am Ufer des Flusses in vollem Laube stehen, „„weil der Zweig, den die Turteltaube mit nach Hause brachte, ein Weidenzweig war."" Als nun die Zeit der Feier gekommen war, entstand plötzlich in der ganzen Gemeinde ein großer Lärm; die Bogen wurden gespannt und Alles war zum Kriege bereitet. Alle schrieen und schauten westwärts nach den Prärien, sobald man in ziemlicher Entfernung einen Menschen erblickte, den ganzen Körper mit weißem Thon bemalt, in einen Mantel von vier weißen Wolfsfellen gekleidet, das Haupt mit einem Kopfputz von zwei weißen Rabenfellen bedeckt, in der linken Hand eine ungeheure Pfeife haltend, welcher von einem Hügel herabkam und gerade auf das Dorf zuging. Als er langsamen Schrittes die Mitte desselben erreicht hatte, boten ihm alle zu seinem Empfange bereit stehenden Häuptlinge und Tapferen die Hand und sprachen seinen Namen aus: Numank Machana, d. i. der erste oder einzige Mensch. Dann öffnete er die Medizin- oder Zauberhütte, die das ganze Jahr hindurch sorgfältig verschlossen gehalten wird, trat in dieselbe ein und rief vier Männer, denen er befahl, sie zu der folgenden Feierlichkeit zuzubereiten. Wände und Boden derselben wurden auf sein Geheiß mit grünen Weidenzweigen, wildem Salbei und andern wohlriechenden Kräutern geziert, mehrere Gruppen von Menschen- und Büffelschädeln angebracht. Während dessen wanderte Numank Machana durch das ganze Dorf, rief vor jeder Hütte, bis der Besitzer herauskam, und erzählte dann auf dessen Frage das Ereigniß von der großen Fluth; er sei der einzige Mensch, der in einem großen Kanoe gerettet und auf einem westlichen Berge gelandet sei. Er sei gekommen, die Medizinhütten zu öffnen, und bedürfe ein schneidendes Werkzeug aus jedem Hause, um es dem Wasser zu opfern, damit nicht eine neue Fluth komme. Die erhaltenen Beile, Messer u. s. w. trug er dann am Abend in die Medizinhütte. Niemand wußte, wo er die Nacht schlief. Am andern Morgen aber erschien er wieder und begab sich abermals in die Medizinhütte. Ihm folgten etwa 50 junge Leute, welche sich den Martern unterziehen sollten, mit verschiedenfarbigem Thon angestrichen, den Medizinbeutel in der

Rechten, Schild, Bogen und Pfeile in der Linken, den Köcher auf dem Rücken. Numank Machana rauchte seine Pfeife für den glücklichen Erfolg, und nachdem er die jungen Leute ermahnt hatte, dem großen Geiste zu vertrauen, der sie in der harten Prüfung beschützen werde, rief er einen alten Medizinmann, dessen Körper gelb bemalt war, ernannte ihn zum Leiter der Ceremonien und übergab ihm die große Medizinpfeife, von der die Macht zu allen folgenden Verrichtungen abhängig gehalten wird. Dann sagte er Lebewohl mit der Erklärung, daß er zu den westlichen Gebirgen zurückkehre, um nach einem Jahre auf dieselbe Weise wieder zu erscheinen. Der erwählte Leiter der Ceremonien hatte nun die Verpflichtung, mit der Pfeife in der Hand bei einem kleinen Feuer zu liegen, von Zeit zu Zeit den großen Geist anzurufen und darauf zu achten, daß die jungen Leute die Hütte nicht verließen und vier Tage und Nächte nicht äßen, tränken und schliefen, um sich auf die Marter zu bereiten. Unterdeß wurde auf dem freien Platze des Dorfes um ein großes, als Heiligthum dort aufgerichtetes, 8 — 9 Fuß hohes, cylinderförmiges Kanoe der sogenannte Stiertanz am ersten Tage 4, am zweiten 8, am dritten 12 und am vierten 16 Mal von acht ganz nackten Männern getanzt, die unter einer Büffelhaut mit Hörnern, Hufen und Schwanz, welche sie über den Rücken gehängt hatten, alle Bewegungen der Büffel nachahmten. Dazu wurden aus der Medizinhütte die vier in derselben aufbewahrten ledernen Wassersäcke in Form von Schildkröten, in welchen Wasser von dem Sinken der großen Fluth her sich befinden soll, hervorgeholt. Auf diese, welche neben das große Kanoe gelegt waren, schlugen während des Stiertanzes 4 alte rothbemalte Männer mit Trommelstöcken, wozu Andere Rasseln schüttelten und alle ihre Stimmen so laut als möglich erhoben. In der Zeit zwischen den Tänzen flehten die alten Männer den großen Geist an, daß er ihnen während des Jahres Büffel sende, und suchten den jungen Männern in der Medizinhütte dadurch Muth zu machen, daß sie ihnen erzählten, der große Geist hätte sie erhört, ihre Frauen und Kinder hätten täglich Ochkich Hähdäh (den bösen Geist) angerufen und forderten ihn noch jetzt auf, zu erscheinen, aber er hätte es noch nicht gewagt. Doch am vierten Tage, Mittags, bei dem letzten Tanze, als die Feierlichkeit ihre Spitze erreicht hatte, erscholl plötzlich ein lauter Schrei. Ein Mann, hin und her laufend, gleich einem Knaben, der einen Schmetterling verfolgt, eilte auf das Dorf zu. Er war nackt, mit Bärenfett und gestoßener Kohle schwarz angestrichen, mit weißen Ringen an verschiedenen Theilen des Körpers, der Mund mit einem furchtbaren Gebiß bewaffnet. In den Händen trug er einen 8—9 Fuß langen Stab, an dessen Ende sich eine rothe Kugel befand, welche er auf der Erde vor sich hinschleifte. Er stürzte auf die Frauen los, welche kläglich um Hülfe schrieen. Da erhob sich der alte Ceremonienmeister, hielt dem bösen Geist seine große Medizinpfeife entgegen und zwang ihn dadurch, unbeweglich still zu stehen. Das war zugleich die Befreiung für die Frauen, und es erhob sich ein lautes Gelächter und Beifallsgeschrei. Endlich zog der Alte seine Pfeife zurück und der böse Geist bekam den Gebrauch seiner Füße wieder. Zuletzt verschwand er, nachdem er noch lange hin und her gestoßen und verspottet worden, wieder hinter dem Präriehügel, von welchem er gekommen war. Jetzt erhob sich der Ceremonienmeister und mit ihm mehrere Hauptleute und Medizinmänner, welche das Urtheil geben sollten über die größere oder geringere Standhaftigkeit der jungen Leute bei den folgenden Martern. Sie kehrten in die Medizinhütte zurück; zwei Männer nahmen, der eine ein Skalpiermesser, der andere kleine hölzerne Stäbchen, über welchen vorher ein jetzt hinweggenommenes seltsames Gerüst aus Weidenruthen gestanden hatte. Dieses Gerüst trug einen kleinen nicht näher zu bestimmenden Gegenstand von dem Ansehen einer kleinen Schildkröte oder eines Frosches, mit seinen rothen, blauen und gelben Bändern umwickelt, und wurde für das allergrößte Heiligthum gehalten. Die Männer mit dem gleichfalls unter dem fortgerückten Gerüst hinweggenommenen Wasser und den hölzernen Stäben stellten sich in der Mitte der Hütte auf. Die jungen Leute, durch das anhaltende Fasten und Wachen schon ganz erschöpft, traten nun einzeln herzu, um sich den furchtbaren Martern zu unterziehen. Wenn nun die jungen Leute herankommen, zieht der Mann mit dem Messer Jedem auf beiden Schultern ein Stück Fleisch zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger in die Höhe, nimmt das erst scharf, dann wieder schartig gemachte Messer und stößt es durch das heraufgezogene Fleisch. Darauf tritt der zweite Mann mit den Holzstäbchen herzu und steckt eins derselben durch jede Wunde. Diese

Stäbchen werden nun an den Stricken, die man von der Decke der Hütte herabgelassen hatte, befestigt, und dann die Gemarterten so weit in die Höhe gezogen, daß sie den Boden nicht berühren, worauf noch an den Armen, an den Ellenbogen, an den Schenkeln und an den Beinen ähnliche Einschnitte gemacht und durch dieselben auch hölzerne Stäbchen gesteckt werden. An diese hängt man Schild, Bogen, Köcher, zuweilen auch Büffelschädel mit den Hörnern. Jetzt werden die jungen Leute so weit hinaufgezogen, daß auch die angehängten Gegenstände über dem Boden schweben. Dabei strömt das Blut vom Körper herab; die Stäbchen, an denen die Stricke befestigt sind, werden mit dem Fleische 6 bis 8 Zoll hinaufgezogen. Doch beweisen die jungen Leute sämmtlich die größte Standhaftigkeit, verziehen in der Regel keine Miene und zeigen unter den furchtbarsten Schmerzen nur ein freundliches Lächeln. Wenn sie so an den Stricken schweben, tritt ein Anderer hinzu und bringt sie mittelst einer Stange in eine kreisende Bewegung, welche immer schneller wird. Dadurch werden die Schmerzen so sehr vermehrt, daß die Unglücklichen den großen Geist in den rührendsten Tönen anrufen, ihnen Kraft zu verleihen zur standhaften Ertragung der Prüfung. Die drehende Bewegung wird so lange fortgesetzt, bis sie ganz stumm und scheinbar völlig leblos dahängen, was gewöhnlich 10 bis 15 Minuten nach dem Anfange des Herumdrehens der Fall ist. Erst dann, wenn die Zunge aus dem Munde hervordringt und der Medizinbeutel auf der Linken zur Erde fällt, werden sie langsam auf den Boden herabgelassen. Einer der Umstehenden zieht nun die beiden Holzstäbchen aus den Schultern und macht die jungen Leute dadurch von den Stricken, an denen sie gehangen, los; die übrigen Stäbchen bleiben jedoch mit allem, was daran hängt, stecken. In diesem Zustande liegen die Gemarterten 6 bis 8 Minuten am Boden, bis sie im Stande sind, allein aufzustehen; denn Niemand darf ihnen Hülfe leisten, weil es als ein besonderes Vorrecht gilt, sich nur dem Schutze des großen Geistes zu vertrauen. Sobald die Unglücklichen wieder einige Kraft erlangt haben, kriechen sie nach einem andern Theil der Hütte, wo ein anderer Indianer mit einem Beil steht, der einen getrockneten Büffelschädel vor sich liegen hat. Hier bringen sie nun dem großen Geiste den kleinen Finger der linken Hand, manche auch noch den Zeigefinger derselben Hand zum Opfer, legen ihn auf den Büffelschädel und lassen ihn v dem Indianer mit einem Schlage sich abhauen. Catlin behauptet, sogar Häuptlinge sehen zu haben, welche auch noch den kleinen Finger der rechten Hand geopfert, ja, welche ein Mal, sondern 5 bis 6 Mal die ganze Prüfung ausgehalten hatten. An der verstümmelten Hand darf kein Verband angebracht, es dürfen die Adern nicht unterbunden werden, auch widmet man den Wunden nicht die geringste Sorgfalt; Alles wird dem großen Geiste überlassen. Während der ganzen Dauer dieser Martern aber haben die Häuptlinge genau Acht gegeben, wer der Standhafteste gewesen ist, am längsten, ohne ohnmächtig zu werden, hat hängen können, sich am schnellsten wieder erholt hat; wer es den Uebrigen zuvorthut, wird als der Geeignetste angesehn, Anführer im Kriege zu sein oder sonst einen gefährlichen Posten zu bekleiden. Doch mit dem Abhauenlassen von 1 oder 2 Fingern ist noch nicht genug geschehen. Sobald 6 oder 8 junge Leute die bisher beschriebenen Martern in der Medizinhütte bestanden haben, werden sie unter vielen Feierlichkeiten in die Mitte des Dorfs zu dem großen Kanoe geführt, um welches etwa 20 andere junge Männer, die auf dem Kopfe einen Schrauck von Adlerfedern und in der Hand einen Kranz von Weiden tragen, herumtanzen. Jeder der Gemarterten wird nun von zwei kräftigen jungen Leuten in Empfang genommen, welche ihn zwischen sich nehmen und einen breiten Lederriemen um seine Handgelenke schlingen, um mit ihm „das letzte Rennen" zu beginnen. Auf ein gegebenes Zeichen fangen die beiden an, mit der größten Schnelligkeit zu laufen, und der von ihnen Festgehaltene muß mit der ganzen noch an seinem Körper hangenden Last ihnen folgen, bis er vor Schwäche niederstürzt, wird aber auch dann noch nicht losgelassen, sondern an den ledernen Riemen so lange, oft das Gesicht im Koth, im Kreise herumgeschleppt, bis alle an seinem Körper hängenden Gegenstände ausgerissen sind, was oft nur dadurch bewirkt werden kann, daß die Umstehenden mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf dieselben treten. Sind endlich auf diese Weise die angehängten Lasten vom Körper getrennt, so lassen die beiden jungen Männer den Herumgeschleiften los und laufen mit der größten Schnelligkeit, als ob sie ein Verbrechen begangen hätten, nach der Prärie. So liegt nun der Unglückliche zum zweiten Mal als Leiche da; Niemand darf ihm auch nur

die geringste Hülfe leisten, nur der große Geist soll sein Beschützer sein. Hat er sich dann so weit wieder erholt, daß er aufstehen kann, was er gewöhnlich schon nach wenigen Minuten vermag, so geht er schwankenden Schrittes durch die Platz machende Menge in seinen Wigwam, wo ihn dann Freunde und Verwandte sorgfältig verpflegen. Wenn endlich alle jungen Leute sämmtliche Martern überstanden haben, geht der alte Ceremonienmeister zur Medizinhütte zurück, holt die von Numank Machana gesammelten Schneidewerkzeuge und begiebt sich, nachdem die Thür der Hütte fest verschlossen ist, in Begleitung aller Medizinmänner und Bewohner des Dorfes an das Ufer des Flusses, wo er sämmtliche Messer, Beile u. s. w. an einer sehr tiefen Stelle dem Wasser opfert.

Das ist der Schluß der ganzen Feier, die in solcher jedes menschliche Gefühl mit Schauder erfüllenden Weise freilich nur bei den Mandanern sich findet; Aehnliches aber kommt auch unter andern Stämmen vor.

Wenn nun schon bei dieser Festfeier ein Anklang an Biblisches, namentlich an die Geschichte der Sündfluth sich findet, so ist dieß keineswegs die einzige derartige Spur eines jedenfalls merkwürdigen Zusammenhanges der Indianer Nordamerika's mit dem alttestamentlichen Gottesvolke, so daß Einige selbst die freilich wohl zu weit gehende Vermuthung aufgestellt haben, daß diese Urbewohner Amerika's von den Israeliten abstammen möchten. Wunderbar ist's freilich und jedenfalls ein Nachhall der uralten Gottesoffenbarung, wenn die Indianer hie und da erzählen, daß der große Geist ihren Voreltern zukünftige Dinge vorherverkündigt habe, daß Engel vormals mit ihren Vätern geredet, daß auf diesen der Geist der Weissagung und der Wundermacht geruht habe, und auch auf ihnen einst wieder ruhen werde. Sie reden auch von einem verloren gegangenen großen Buche, das sie einst wiederfinden sollen. Nach einer Ueberlieferung sind ihre Vorfahren über einen großen Strom im Nordwesten herüber gekommen, was einigermaßen darauf hindeuten könnte, daß ein Theil des Zehnstämmereichs durch Mittelasien über die schmale Behringsstraße nach Nordamerika verschlagen worden sei. Es giebt auch eine Ueberlieferung unter ihnen, daß sie alle von einem Manne abstammen, der 12 Söhne hatte und ein angesehener Hirtenfürst war, und daß sie, seine Nachkommen, das Land, welches er hatte, einst wieder in Besitz nehmen werden. Ihre Sagen wissen deutlich von der großen Noachischen Fluth, jedoch mit dem Unterschiede, daß Einige behaupten, dieselbe sei nur über einen Theil der Erde, Andere, sie sei über die ganze Erde gegangen. Sie erzählen, daß ein kleiner Ueberrest von Menschen sich auf einem großen Schiffe gerettet habe. Andere Ueberlieferungen geben vor, daß ursprünglich acht Menschen von dem großen Geiste geschaffen seien, und daß alle Nationen mit ihren verschiedenen Hautfarben von denselben herkommen; daß das erste Weib vom Himmel stammte und Zwillingssöhne gehabt habe, von welchen der Jüngere durch den Aelteren ermordet worden. Bei Andern heißt es wieder: Der große Geist schuf zuerst zwei Indianer, da sie aber seinem Zwecke nicht entsprachen, nahm er von jedem eine Ribbe und bildete für den andern ein Weib. — Sie wissen von dem Thurmbau zu Babel, von der Sprachenverwirrung und der Zerstreuung der Völker. Auch den heiligen Gottesnamen Jehovah glaubt man bei ihnen wieder zu finden; während das Opferfeuer auf dem Altare lodert, tanzen sie um denselben und rufen mit lauter Stimme: J—U—Je—Wah.

Deßgleichen soll der andere hebräische Gottesname Elohim und das Wort Halleluja bei ihnen vorkommen. Sie haben Opfer und Reinigungen, Fasten und Waschungen, und ihre Fasten sind so streng, daß man sie fast verhungert und abgezehrt von Kasteiungen vor dem großen Geiste, den sie jedoch nicht abbilden, auf den Knieen liegen sieht. Mag nun auch Einzelnes von alledem aus dem Einfluß ihres nahen Zusammenwohnens mit Christen sich erklären lassen, so ist doch Anderes ohne Zweifel viel älteren Ursprungs, und geht wenigstens so viel daraus hervor, daß die Indianer Nordamerika's unter allen bekannten Heidenvölkern beziehungsweise die reinsten Begriffe von Gott und einer höhern Offenbarung Gottes haben, wiewohl der Herr auch sie mit allen Heiden in Unwissenheit, Aberglauben und abgöttisches Wesen um ihrer Abkehr von dem lebendigen Gott willen dahingegeben hat. Daß aber auch unter den heidnischen Indianern manches Herz nach etwas Besserem sich sehnt, zeigt unter anderem das Beispiel jener alten mehr denn hundertjährigen Seneka-Indianerin, von welcher Missionar Hall aus Alleghany schreibt:*) „Ich hatte mehrere Unterredungen mit ihr über das Christenthum. Sie sagte mir, als sie ein kleines Mädchen gewesen, habe sie gedacht, die heidnische Religion sei keine gute Religion; sie habe gefühlt, daß ihre Seele sehr finster sei; sie habe den großen Geist gebeten, ihr Licht zu schenken; sie habe gehofft, der große Geist werde mit der Zeit den armen Indianern einige Wahrheit zuschicken.“ Und ihre Hoffnung hat sie nicht betrogen, auch dem rothen Mann in seinen Wäldern sollte das Evangelium von Christo, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist, verkündigt werden.

§. 2. John Eliot, der Apostel der Indianer.

Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. Altona 1835. I.
Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschreibungen berühmter Missionare. Leipzig 1841. 5. Band.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. Düsseldorf 1849. I. 1., p. 10 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. Leipzig 1848. p. 120 ff.
Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld. 1848. Nr. 2.

Ein halbes Jahrhundert war etwa verflossen, seit die ersten christlichen Kolonisten, aus England herüber gekommen, an der Ostküste der jetzigen Vereinigten Staaten sich niedergelassen hatten, als der Gedanke an die Bekehrung der umwohnenden heidnischen Indianer in dem Gottesmanne sich regte, dem noch jetzt der wohlverdiente Name des „Apostels der Indianer“ beigelegt wird. John Eliot, den der Herr zu diesem Werke auserlesen hatte, war im Jahre 1603 in England geboren. Sein Geburtsort wie seine frühere Geschichte sind unbekannt, nur das wissen wir, daß seine vermuthlich nicht unbemittelten Eltern ihn zu Cambridge Theologie studiren ließen, wo er bei trefflichen Anlagen und unermüdlichem Fleiß bald ausgezeichnete Fortschritte machte. Bei aller wissenschaftlichen Ausbildung aber war er noch fern von dem rechten Leben in Christo. Zu einer entschiedenen Hingabe an den Herrn kam es bei ihm erst durch den Einfluß des gottseligen Pfarrers Thomas Hooker, der, weil er in die Ord-

*) Calwer Missionsblatt 1846, p. 13.

nung der bischöflichen evangelischen Kirche in England sich nicht schicken mochte, seines Amtes enthoben worden war und auf Bitten vieler Freunde in dem Dorfe Klein-Baddow eine Erziehungsanstalt errichtet hatte. Dahin berief er den Eliot als Hülfslehrer, und hier war es, wo dieser sich gründlich zum Herrn bekehrte. Weil er nun aber wegen seiner Uebereinstimmung mit Hooker auf Erlangung eines geistlichen Amtes in England wenig Aussicht hatte, so entschloß sich Eliot, gleich vielen Andern, die um freierer Einrichtung des Gottesdienstes und um der Gewissensfreiheit willen das englische Vaterland verließen, nach Amerika zu gehen, wo er im November 1631 zu Boston, im Staate Massachusets, landete. Der Prediger der dortigen unabhängigen Gemeinde, welcher zur Ordnung seiner weltlichen Angelegenheiten nach England reisen wollte, ersuchte Eliot, während seiner Abwesenheit seine Stelle in Boston zu verwalten, und Eliot that dieß mit solcher Treue und solchem Eifer, daß die Gemeine bei der Rückkehr ihres ordentlichen Seelsorgers ihn als dessen Gehülfen anzustellen wünschte; doch der Herr hatte es anders beschlossen.

Wie es scheint, hatte Eliot vor seiner Abreise von England mehreren Freunden, welche auch nach Amerika auszuwandern gedachten, versprochen, wenn sie ihren Entschluß ausführten, ihr Seelsorger zu werden. Gerade um diese Zeit nun kamen jene Freunde, siedelten sich zu Roxbury im Innern des Landes an, und erinnerten ihn an sein Versprechen. Außer ihnen kamen in dieselbe Gegend noch einige Hunderte von andern Ansiedlern, welche aus gleichem Grunde ihr Vaterland verlassen hatten, und so ward Eliot wirklich der Seelsorger der neugebildeten Gemeine zu Roxbury. Die Annehmlichkeiten seiner dortigen Stellung wurden noch dadurch erhöht, daß er mit einem ihm gleichgesinnten Frauenzimmer, welches die Freunde aus England ihm mit herübergebracht hatten, sich verheirathete. Seine Gattin war aber ein rechter Segen für die Gemeine durch die ganz besondere Liebe, welche sie allen Gliedern derselben erwies, und durch ihre große Erfahrung in der Arznei- und Wundarzneikunde, welche sie in den Stand setzte, vielen Kranken ersprießliche Hülfe zu leisten; ihrem Manne aber war sie durchaus unentbehrlich, um seine häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu halten, denn der Geist der Wirthschaftlichkeit ging unserm Eliot bei seinem reichen Liebesdrange gänzlich ab. „Seine christliche Liebe," sagte von ihm ein Mann, der ihn im Leben näher kannte, „war ein Stern der ersten Größe in dem glänzenden Sternbilde seiner Tugenden, und verbreitete seine Strahlen weit umher. Seine Freigebigkeit war groß im Verhältniß zu seiner geringen Einnahme. Mit einer gewissen freundlichen Zudringlichkeit, die sich nicht abweisen ließ, pflegte er seine Nachbarn und Bekannten dahin zu bringen, daß sie die Freude der Wohlthätigkeit mit ihm theilten. Die Armen nannten ihn ihren Vater und nahmen in allen ihren Bedrängnissen mit kindlichem Vertrauen ihre Zuflucht zu ihm. Abgesehen von den thätigen Erweisen seiner Liebe verbreitete er durch das Mitleidvolle und Freundliche seines Wesens eine Anmuth darüber, die ihn noch liebenswürdiger machte." Als ihm einst der Schatzmeister der Gemeinde seinen Gehalt ausgezahlt und denselben, weil er wußte, wie Eliot gesinnt war, fest in ein Tuch

zusammengebunden hatte, damit das Geld ja sicher in's Pfarrhaus kommen möchte, traf der mitleidige Mann unterwegs auf eine bedrängte Familie, die er nicht ohne Unterstützung lassen konnte; die Knoten aber waren so fest und dicht, daß er nicht im Stande war, an das Geld zu kommen. Da wirft er das ganze Bündel Geld der armen Hausfrau mit den Worten zu: „Gott hat es Euch gewiß Alles zugedacht."

In seinem Amte zu Roxbury hatte Eliot Arbeit vollauf, denn seine Gemeine wohnte nicht bloß in weitem Umkreise zerstreut, sondern bei vielen seiner Ansiedler fand er auch einen sehr harten Boden für den Samen seiner Predigt. Den meisten Segen schenkte ihm der Herr auf den sauersten Wegen. Diese gingen zu den entferntesten Gliedern seiner Gemeine, welche er um so fleißiger besuchte, je seltener sie zur Kirche und zum Gottesdienst kommen konnten, und auch die beschwerlichsten Gänge sich nicht verdrießen ließ. So wohl sich aber Eliot in seinem Wirkungskreise auch fühlte, da seine Gemeine ihn herzlich liebte und seine mühevolle Arbeit an ihr nicht vergeblich blieb, so regte doch je länger, je mächtiger eine Sehnsucht, ein Verlangen sich in ihm, dem er nicht widerstehen konnte. Wenn er so am Sonntag Morgen seine christlichen Gemeineglieder von nah und fern heraufziehen sah zu dem Hügel, auf welchem die Kirche erbaut war, da freute sich wohl inniglich sein Herz, aber das Auge blickte stromaufwärts nach den Waldungen rings umher, und das Elend der armen heidnischen Indianer, die dort wohnten, trat vor seine Seele. Da ergriff es ihn mit unwiderstehlicher Macht, hinauszuziehen in diese Wildnisse mit dem Zeugnisse des Evangeliums von Jesu Christo. Und so wenig er daran denken mochte, seine ihm so theure Gemeine zu Roxbury zu verlassen, so wenig konnte er den innern Ruf zum Schweigen bringen, der sich so vernehmlich in ihm hören ließ und zu den Indianern ihn berief. Aber noch lange mußte er seine Seele in Geduld fassen; denn vor allen Dingen war es nöthig, die Sprache der Indianer zu verstehen, wenn er unter ihnen etwas wirken wollte. Und was war das für eine Sprache! Und wie wenig Zeit blieb ihm, dieselbe zu erlernen, da sein Amt zu Roxbury alle Tagesstunden vollständig in Anspruch nahm. Aber die Liebe zu dem armen rothen Mann ließ ihn nicht ruhen; jeden Morgen mit Sonnenaufgang stand er auf, und während Andre noch der Ruhe pflegten, war er emsig beschäftigt, die ellenlangen indianischen Wörter sich einzuprägen. Ein erweckter junger Mann, der früher in einem englischen Hause gedient hatte und die Indianersprache genau kannte, wurde sein Lehrer und Dolmetscher, mit dessen Hülfe er auch die zehn Gebote, das Gebet des Herrn und Stellen der heiligen Schrift übersetzte. Ungeachtet seiner reichen Anlagen und seines unermüdeten Fleißes gingen aber doch 15 Jahre dahin, ehe er in indianischer Zunge reden konnte. Und wie oft und inbrünstig mag Eliot in dieser langen Zeit und bei dieser so schwierigen Arbeit zum Herrn gebetet haben, er, der Mann des Gebetes, von dem ein befreundeter Zeitgenosse sagt: „Er machte das Gebet nicht allein zu seiner täglichen Uebung, in seinem Kämmerlein, bei verschlossenen Thüren, und betete da zu seinem Vater im Verborgenen; er pflegte auch nicht selten besondere Tage zum Fasten und Beten zu bestimmen. Besonders, wenn irgend eine bedeutende Schwie-

rigkeit sich ihm entgegenstellte, suchte er auf diese Weise ihr zu begegnen und sie zu überwinden, indem er bedachte, daß, wenn wir etwas Großes ausführen wollen, die beste Klugheit ist, dieß durch ein Mittel zu bewirken, von dem die Welt nichts weiß. Er hielt mit einer bewundernswerthen Beharrlichkeit im Gebet an und forderte immerwährend Alle, die um ihn waren, dazu auf. — — Er war ein vielvermögender und ein glücklicher Mann, daß er seinen Köcher voll himmlischer Geschosse hatte, — Gebete, die er gen Himmel sendete; und wenn er hartbedrängt war von menschlichen ihm entgegentretenden Hemmnissen, so gab er doch die Wünsche seiner gottergebenen Seele nicht auf, sondern ließ sie im Gebet zum Herrn der Welt emporsteigen." — Und sein Gebet war nicht vergeblich. In der Mitte des Jahres 1646 war Eliot der Indianersprache so weit mächtig, daß er wagen konnte, dem nächsten Indianerstamme das Wort des Friedens zu bringen.

Nun kannte er aber auch kein längeres Säumen; am 28. Oktober 1646 machte er zu dem nächsten nur zwei Stunden von Roxbury entfernten Indianerdorfe in Begleitung von drei christlichen Freunden sich auf. Schon vorher hatte er den Indianern sagen lassen, daß er an diesem Tage zu ihnen kommen werde, um über eine höchst wichtige Angelegenheit mit ihnen Rücksprache zu nehmen. Zahlreich waren sie daher versammelt, und nun trat er mitten unter sie, ein großer, stattlicher Mann, aber ohne Waffen, selbst ohne die Friedenspfeife, nur ein Buch — die Bibel — in seiner Hand. Nachdem er in der Hütte des Häuptlings Waubon eine kurze Rast gehalten, begab er sich wieder in's Freie, und eine tiefe Bewegung ergriff ihn beim Anblick der erwartungsvoll auf ihn schauenden Heidenschaar, so daß er seinem Herzen erst durch ein Gebet in englischer Sprache Luft machen mußte. Dann aber redete er etwa fünf Viertelstunden lang zu den Indianern in ihrer Sprache über Hes. 37, 9. 10. Anhebend von dem Gesetze, das Gott der Herr den Menschen gegeben, daß sie darnach thun, zeigte Eliot mit großer Beredtsamkeit, wie der Mensch dem Fluche Gottes anheim gefallen sei, weil er auf die Gebote des Herrn nicht gemerkt habe. Dann predigte er ihnen Jesum Christum als das einzige Mittel der Befreiung von Sünde, Zorn und dem ewigen Tode; er erklärte ihnen, wer Christus sei, wohin er gegangen und wie er einst wiederkommen werde zum Gericht. Endlich sprach er zu ihnen von dem seligen Zustande aller derer, welche an Jesum Christum glauben und ihn mit inniger Liebe umfassen. — Mit gespannter Aufmerksamkeit hörten die Indianer zu, und überwältigend war der Eindruck, welchen die Rede auf ihre Herzen machte. Dann aber regte sich ihr Scharfsinn, und sie hatten eine Menge Fragen zu thun, auf welche Eliot ihnen die Antwort nicht schuldig blieb. So fragte Einer, wie sie zur Erkenntniß Jesu Christi gelangen möchten; Eliot antwortete: „Wenn ihr fähig seid, die Bibel, das Buch Gottes, zu lesen. Aber weil ihr dieses Buch jetzt noch nicht lesen könnt, so müßt ihr über das nachdenken, was ihr so eben daraus gehört habt. Und ihr müßt nicht bloß daran denken, wenn ihr daheim in euren Wigwam's auf den Matten sitzt, sondern auch dann, wenn ihr auf den Feldern seid oder in den Wäldern umherstreift". Vor allem aber wies er sie auf das Gebet hin und lehrte sie beten:

„Herr, laß mich Jesum Christum erkennen, weil ich ihn noch nicht kenne!“ und auf den Einwand, Jesus verstehe wohl die Gebete der Engländer, aber nicht die der Indianer, entgegnete Eliot: „Jesus Christus und Gott durch ihn hat alle Dinge gemacht, auch alle Menschen läßt er werden, auch die Indianer, und daher weiß Er auch Alles, was in dem Menschen ist und was von ihm kommt, alle seine Wünsche, alle seine Gedanken und Worte, folglich auch alle seine Gebete, und so versteht Er auch Alles, was die Indianer beten“. Dabei machte er sie auf einen gerade dastehenden indianischen Korb aufmerksam, und bemerkte, obschon die Andern, welche den Korb nicht gemacht, nicht wüßten, was dazu genommen sei, so müsse doch der, welcher ihn verfertigt habe, nothwendig Alles, was daran sei, angeben können. Gerade so verhalte sich's auch mit der Kenntniß des Schöpfers von seinen Geschöpfen. So hatten die Indianer noch gar mancherlei zu fragen, bis auch Eliot einige Fragen an sie richtete. „Unsre erste Frage war“ so berichtet er selbst, „ob sie nicht den Wunsch hätten, Gott zu sehen, und ob sie nicht versucht würden, zu denken, es sei kein Gott, weil sie ihn nicht sehen könnten?“ Einige erwiderten, sie wünschten wohl, Gott zu sehen, wenn es möglich wäre; aber sie hätten von uns gehört, daß Er nicht gesehen werden könne, und sie glaubten, daß ihn zwar ihre Augen nicht erblicken könnten, daß er aber für ihre Seelen immer sichtbar sei. Wir suchten sie noch mehr darin zu bestärken und fragten sie, wenn sie ein großes Haus sähen, ob sie wohl denken würden, daß Bären oder Füchse es gebaut hätten, oder daß es sich selbst gemacht, und daß nicht ein verständiger Baumeister es erbaut, weil sie den nicht sähen. Sie würden gewiß denken, daß ein verständiger Werkmeister es gemacht, obwohl sie denselben nicht sehen könnten. So sollten sie an Gott glauben, wenn sie zum Himmel empor schauten und Sonne, Mond und Sterne erblickten und das große Haus sähen, das er gemacht“. Besonders suchte Eliot den Glauben an Einen Gott ihnen klar zu machen. So hatten diese Gespräche drei Stunden gedauert und die Nacht brach stark herein. Da schloß Eliot mit einem Gebet und begab sich zur Nachtruhe in Waubon's Hütte. Hier bemerkte einer seiner christlichen Begleiter einen Indianer, der gesenkten Hauptes in Thränen schwamm; ermunternd und ermuthigend sprach er ihm zu, der Indianer aber wandte sein Gesicht gegen die Wand und weinte nur noch mehr und bald erhob er sich und ging hinaus. Kaum hatte Eliot davon gehört, so sprang er auf, um dem Mühseligen und Beladenen in den Wald zu folgen. Er fand den Mann; mit ganz zerschlagnem und zerstoßnem Herzen wanderte er umher; und das war nicht der Einzige, dem so zu Muthe war. — Jubelnd im Herzen über den Segen, welchen der Herr auf sein Wort gelegt, kehrte Eliot am folgenden Tage mit seinen Begleitern nach Roxbury zurück, nachdem er den Indianern auf ihre Bitte versprochen hatte, sie bald wieder zu besuchen. Dieß geschah nach 14 Tagen, am 11. November, wo sich abermals eine große Schaar von Indianern versammelt hatte. „Wir sind gekommen“, sagte Eliot zu ihnen, „um euch gutes Neues von dem großen Gott zu bringen, dem allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde, und um euch zu sagen, wie die bösen und lasterhaften Menschen zu ihm kommen kön-

nen, so daß sie während ihres Lebens glücklich sein, und wenn sie sterben, zu Gott gehen und im Himmel leben können". Dann nahm er vor der Predigt erst die Kinder vor, fragend und lehrend; bei der Predigt aber waren die Alten auch dießmal sehr aufmerksam und hatten hernach wieder viele Fragen. Ein alter Mann trat zu ihm und fragte, ob es denn nicht zu spät sei für einen dem Tode nahen Menschen, seine Sünden zu bereuen und Gott zu suchen; ein Anderer fragte, wie sie dazu gelangen möchten, Gott zu dienen; ein Dritter rief unter Thränen aus: „Ach, daß ich Jesum Christum so wenig erkenne!" — und Eliot bezeugte in der Kraft des Geistes einem Jeden, was ihm noth that. Beim Abschied aber erklärten die Indianer ihre Dankbarkeit gegen Gott, daß er den Eliot erweckt habe, ihnen so wundervolle Dinge zu verkünden. — Zum dritten Mal kam Eliot am 26. November, und siehe, viele Indianer hatten für längere Zeit ihre Hütten an dem Versammlungsort aufgeschlagen, um keine Predigt zu versäumen. Doch war die Zahl der Versammelten etwas geringer, als die beiden ersten Male, denn die Powah's oder Zauberer hatten sie mißtrauisch zu machen sich bemüht. Kaum hatte Eliot das erfahren, als er einem Zauberer mit der Frage entgegentrat: „Hältst du Gott oder Tschepian (den bösen Geist) für den Urheber alles Guten?" Und da der Zauberer antwortete: „Gott", herrschte ihn Eliot an: „Warum betest du denn zu Tschepian?" — und der Mann behielt weder Kraft zu antworten noch zu stehen. Welchen Eindruck aber seine Predigt auf die Versammelten gemacht, das sollte er noch in derselben Nacht erfahren, als er sich in des Häuptlings Wigwam getrost zur Ruhe gebettet hatte und die Wilden in stummer Verwunderung über sein gutes Vertrauen zu ihnen an der Wand entlang saßen. Denn plötzlich stand Waubon auf und hub an von Allem, was sie durch Eliot vernommen, mit indianischer Beredtsamkeit zu sprechen, daß Alle des Schlummers vergaßen. Und so oft er in der Nacht wieder erwachte, erhob er auch seine Stimme, um mit den Uebrigen von dem Wort der Wahrheit und der Gnade zu reden, das sie vernommen hatten. Nach einigen Tagen aber kam ein angesehener und kluger Indianer, Namens Wampas, mit zweien seiner Genossen nach Roxbury zu Eliot, bat um Aufnahme unter die Weißen und begehrte für seinen Sohn und einige andre Kinder eine christliche Erziehung. Und als Eliot am 9. Dezember 1646 zum vierten Male unter seinen lieben Wilden war, boten Alle insgesammt ihm ihre Kinder zur Erziehung an.

Mit Erstaunen sah Eliot das rasche Fortschreiten seines Werkes, und da immer mehrere sich an ihn wandten, um unter seiner Seelsorge in Gemeinschaft zusammen zu leben, bat er den Vorstand der englischen Kolonie um einen Landstrich zu einer geordneten Niederlassung für seine Indianer. Seine Bitte war nicht vergeblich, und nun machte er ohne Weiteres Anstalt, mit den Indianern, welche sich seiner Leitung anvertraut hatten, eine neue Stadt zu bauen. Die früher an das ungebundenste Leben gewöhnten Wilden versprachen ihm Folgsamkeit in allen Stücken, und hielten auch Wort. Es war eine Lust zu sehen, wie die rothen Männer unter Eliot's Anweisung und Leitung so rührig Spaten und Hacke, Axt und Maurerkelle führten. Nach kurzer Zeit stand die Indianer-

stadt da, mit hölzernen Häusern, von Graben und Wall umgeben, und ward Nonanetum, d. h. unsere Freude, genannt. Rasch waren nun die Fortschritte der äußeren Bildung unter ihren Bewohnern; die Weiber lernten Spinnen und brachten allerlei selbsterbaute und selbstverfertigte Waaren zu Markte: Obst und Weintrauben, Fische und Geflügel, Besen und Fußdecken, Stöcke und Körbe; die Männer aber wurden im Ackerbau und einfachen Handwerken von Eliot unterwiesen. Dabei blieb jedoch sein Hauptaugenmerk darauf gerichtet, daß Christus in den Bewohnern der neu angelegten Stadt eine Gestalt gewinnen möchte, was freilich nicht so schnell vorwärts ging, da Eliot, welcher seine Gemeine zu Roxbury noch zu versorgen hatte, nicht immer bei den Indianern sein konnte. Bald aber erscholl der Ruf von dem neuen Zustand der Indianer zu Nonanetum weit und breit umher, und viele ihrer wilden Stammgenossen kamen in die neue Stadt, das Wunder selbst zu sehn; Viele kehrten gerne wieder und bekamen auch einen Eindruck von Eliot's Predigt. Doch gab's auch unter den Besuchenden nicht Wenige, die mit allerlei Einwänden gegen die Leute zu Nonanetum sich vernehmen ließen. „Was habt ihr denn", sprachen sie wohl, „durch euer Beten zu Gott und durch euren Glauben an ihn gewonnen? Ihr seid so arm, als wir; unser Welschkorn ist so gut, als das eure, und wir haben noch mehr Freude als ihr. Wir jagen und schweifen weit in den Wäldern und an den Seen, ihr sperrt euch in diese Mauern ein. Wir haben viele Weiber, ihr nur Eine Frau. Wenn ihr uns zeigen könnt, was ihr durch euer Beten und Glauben voraus habt, so wollen wir auch zu Gott beten und ihm dienen". Solchen Leuten entgegnete Eliot mit großer Klugheit: „Gott giebt uns zwei Arten guter Dinge; die Einen sind kleine, die Andern sind große. Die kleinen bestehen in Reichthum an Kleidung, Nahrung, Vergnügen und voller Jagd; das sind Dinge, welche bloß für unsern Leib in diesem Leben eine Zeit lang Dienste thun. Die großen Güter aber bestehen in Weisheit, Erkenntniß Gottes, ewigem Leben, Buße und Glauben; das sind Güter für die Seele und für die Ewigkeit". — Da wurden die Indianer still und nachdenkend, und bald lernten sie weiter fragen, und die Predigt war an ihnen nicht vergeblich.

Besonders an dem Herzen eines Häuptlings aus der Gegend von Concord erwies das Evangelium sich als eine Kraft Gottes. Der war mit einigen Stammesgenossen nach Nonanetum gekommen, und dort hatte eine Predigt Eliot's ihn so ergriffen, daß er gleich nach seiner Rückkehr alle seine Hauptleute zusammenberief und ihnen erklärte, wie er entschlossen sei, seinem wilden Leben zu entsagen. Sie stimmten ihm bei, und auf einer Versammlung der Häuptlinge im November 1647 wurde beschlossen, daß alle im Schwange gehenden Sünden und Untugenden, Zauberei, Falschheit, Diebstahl, Entheiligung des Sonntags mit schwerer Geldstrafe, Ehebruch und Mord aber mit der Todesstrafe belegt werden sollten. Fortan wollten sie Gott suchen, in Frieden mit einander leben und in ihren Wohnungen gemeinschaftlich beten, auch sollte jeder auf Reinlichkeit und Sauberkeit halten, und Niemand Schulden machen. Eliot aber ward eingeladen, mit dem seligmachenden Wort zu ihnen zu kommen, und gebeten, mit Rath und That zu helfen, daß die Regierung auch ih-

nen ein Stück Land abtreten möchte, wo sie ihre Friedenshütten bauen könnten. Niemand war dazu natürlich williger, als er, und nach kurzer Zeit stand die zweite Indianerstadt zu Concord da, ähnlich der ersten, und auch ihre Einwohner hatten sich zu einer christlichen Lebensordnung verpflichtet.

Die Indianer mußten nothwendig die wohlthätige Veränderung empfinden, die mit ihrem ganzen Leben vorgegangen war. Vordem hatten sie elende Wigwam's gehabt, jetzt wohnten sie in bequemen Häusern; vordem hatten die Häuptlinge, Sachem's oder Sagmore's genannt, ganz unumschränkt über ihre Horde geherrscht und von ihren Leuten, die in allen Stücken von ihnen abhängig waren, blinden Gehorsam erwartet und verlangt: jetzt standen die Häuptlinge selber unter dem Gesetz; vordem waren die Frauen nichts anderes als Sklavinnen gewesen, und ein Mann hatte so viel Frauen gehabt, als er ernähren konnte: jetzt durfte keiner mehr als eine Frau haben und mußte sie freundlich behandeln. Die Zauberer waren freilich die heftigsten Widersacher, richteten aber nur bei Einzelnen etwas aus. Die Häuptlinge verloren allerdings von ihrem früheren Ansehen, aber der Herr hatte Gnade gegeben, daß die zu Nonanetum und Concord gerade die ersten waren, welche sich bekehrten.

Unablässig aber reiste Eliot, in Ertragung aller Mühseligkeiten bei einem gesunden und kräftigen Leibe wohl geübt, unter den neuen Gemeinden umher, das Wort des Lebens spendend und durch manche Frucht seiner treuen Arbeit an den armen Heidenseelen erquickt und gestärkt. So hielt er im Sommer 1647 bei einer Synode zu Cambridge eine Predigt über Ephes. 2, 1 vor vielen dort versammelten Indianern, deren Fragen er dann in gewohnter Weise anhörte und beantwortete, und dabei manche liebliche Aeußerung aus ihrem Munde vernahm. „Ihr williges Aufmerken auf das Wort," so berichtet er selbst darüber, „die Bewegung und Betrübniß Mehrerer unter ihnen über ihre Sünden, die Besonnenheit, mit welcher Verschiedene geistliche Fragen vorbrachten, ihre Geneigtheit, das aufzufassen und zu glauben, was wir ihnen erwiderten, die Fertigkeit, mit welcher manche der armen nackten Kinder die Fragen aus dem Katechismus, die wir an sie thaten, beantworteten, und ähnliche solche Erscheinungen einer großen Veränderung, die mit ihnen vorgegangen war, machten einen wunderbaren Eindruck auf alle Gebildete, die zugegen waren, auf die Geistlichen, auf die obrigkeitlichen Personen und auf das Volk, und regte ihre Herzen zum innigen Danke gegen Gott auf. Sehr viele vergossen einen Strom von Thränen vor Freude, einen so seligen Tag zu erleben, und der Name des Herrn Jesu wurde so häufig ausgesprochen, wie man noch nie vorher von ihnen vernommen hatte." Und von einem andern Orte, Neponsitt, wohin Eliot auf Bitten der Indianer mit dem Friedenswort gezogen war, konnte er schreiben: „Die Wirkung des Wortes, die sich unter den Indianern zeigt, und die Veränderung, welche bei ihnen Statt gefunden, ist diese: Sie haben allen ihren Zauberern gänzlich entsagt und haben die teuflischen Gebräuche aufgegeben, weil sie meinen, daß diese im gänzlichen Widerspruche mit der Anbetung Gottes stehen. Ja, einige ihrer Zauberer haben selbst ihr Amt niedergelegt und sind entschlossen, dasselbe nie wieder auszuüben. —

Sie beten beständig in ihren Wohnungen zu Gott früh und spät. Auch wenn sie sich zu Tische setzen, rufen sie Gott an und danken ihm, wie sie es bei den Engländern sehen. Wenn sie zu einem Engländer kommen, so wünschen sie, belehrt zu werden, und wenn man ihnen zu essen gibt, so beten sie und danken Gott, und gewöhnlich bezeugen sie ihre große Freude darüber, daß sie unterwiesen werden, Gott zu erkennen, und zeigen eine große Anhänglichkeit an die, welche sie belehrt haben. Sie sind besorgt, ihre Kinder zu unterrichten und strenge gegen jede Entheiligung des Sabbaths durch Fischen, Jagen und andere Arbeiten." — Eliot selbst unterscheidet bei seiner Missionsthätigkeit, die er nie ohne Gebet begann, viererlei. Erstlich unterrichtete er die Kinder und jüngern Leute, dann predigte er über ausgewählte Stellen der heiligen Schrift einfach und kurz, sodann ermahnte und tadelte er, wo dazu Grund vorhanden war, bis sich die Schuldigen unterwarfen und in offener Buße ihm aufrichtig ihre Schuld bekannten, und zuletzt forderte er sie noch auf, ihn zu fragen über das, was ihnen in der Predigt unverständlich geblieben war, oder was sie sonst zu wissen wünschten. — Ein rechter Siegestag für Eliot war der 7. Oktober 1647. Ein angesehener Häuptling in Nonanetum war gestorben und sollte nach Indianer Weise begraben werden. Nur ein Mann, wie Eliot, durfte es wagen, der altväterlichen heidnischen Sitte entgegenzutreten, und es gelang ihm, seinen Willen durchzusetzen. „So sah man denn," berichtet ein Engländer, „wo der Friedhof angelegt war, die ganze Bürgerschaft der Stadt in tiefer, feierlicher Stille hinter dem todten Häuptling herschreiten. Kein Weinen wurde laut, kein Jammergeschrei erhob sich, als der Leichnam in's Grab sank. Eliot las die Todtengebete. Dann sagte er, daß die Seligen im Himmel weder freien noch sich freien lassen, daß die wilde Jagd und des Kriegers Freude dorthin nicht reichen, daß es dort nicht Häuptlinge, nicht Sklaven gebe, daß in der Liebe Jesu Christi, der die Auferstehung und das Leben sei, alle diese Dinge verschwinden. Und sie glaubten ihm, diese wilden, stolzen, barbarischen Krieger, sie weinten nicht über den Todten, sondern über sich selbst, daß der Wald von ihren Seufzern und Gebeten wiederhallte." — Ueber den Fortgang des Missionswerkes aber schreibt Eliot selbst in einem Briefe vom 12. November 1648:

„Das Werk, den armen Indianern das Evangelium zu predigen, hat seinen Fortgang, und nicht ohne Erfolg. Der Herr allein ist's, der zu den Herzen der Menschen sprechen kann, und er hat dies so kräftig gethan, daß gewiß, wie ich glaube, Eine von den Seelen wahrhaft bekehrt worden und zum Herrn eingegangen ist. Ein Weib von gereiftem Alter war die Erste, welche, seitdem ich ihnen den Weg des Heils gezeigt habe, gestorben ist. Ihr Wandel war ohne Tadel, nachdem sie sich dem göttlichen Worte unterworfen hatte. Sie starb an einer Krankheit, von der sie im Wochenbett befallen war. Ich besuchte sie zu verschiedenen Zeiten, betete mit ihr und befragte sie über ihren geistigen Zustand. Sie sagte mir, daß sie immerfort Gott geliebt habe, obgleich er sie habe erkranken lassen, und war entschlossen, zu ihm zu beten, so lange sie lebte. Sie versicherte mir auch, daß sie glaube, Gott werde ihr alle ihre Sünden vergeben und habe Wohlgefallen an ihr, weil sie glaube, daß Jesus Christus für sie gestorben sei. Sie sei bereit zu sterben, und hoffe, daß sie in den Himmel kommen und dort bei Gott und Christo selig sein werde. Unaufgefordert rief sie ihre Kinder herbei und sagte zu ihnen: Ich werde nun sterben, und wenn ich gestorben bin, werden eure Großeltern und Oheime zu euch schicken und

euch auffordern lassen, zu ihnen zu kommen, um bei ihnen zu leben, und werden euch große Dinge vorsprechen und euch vorstellen, welch ein angenehmes Leben bei ihnen ist, da sie doch Gott nicht anrufen, den Sabbath nicht halten und jede Art von Sünde begehen; aber ich fordere euch auf, eure ganze Lebenszeit hier zu bleiben. — Bald nachher starb sie."

Das genügte aber unserm Eliot in seinem Feuereifer nicht, daß die Indianer zu Nonanetum und Concord sich unter das Evangelium gebeugt hatten, und sobald darum der Glaube und das göttliche Leben hier etwas festere Wurzel geschlagen hatte, wagte er sich immer weiter hinaus in die Urwälder, bis zum Cap Cod, und predigte den Indianern das Wort des Friedens. Dabei gab es freilich der Mühen und Gefahren genug, in der Einöde wie unter den Menschen; aber kein Schnee war zu tief, kein Wald zu dicht, kein Strom zu reißend, kein Regen zu stark, ihn von seinem heiligen Werke abzuhalten. Tage, ja Wochen lang wanderte er oft in durchnäßten Kleidern umher, und manche Nacht war die feuchte Erde oder der kalte Felsen sein Bett, der dichte Wipfel eines Baumes sein Obdach. Ueber steile Berge und durch reißende Ströme, durch pfadlose Wildnisse und auf Wegen, die selbst den abgehärteten Indianern mühsam und beschwerlich vorkamen, ging er den Seelen des rothen Volkes nach. „Ich bin nun", schreibt er einmal an einen Freund, „von Dienstag bis Sonnabend, Tag und Nacht, nicht trocken geworden, sondern ganz durchnäßt von Ort zu Ort gezogen; wenn ich mich zur Ruhe legen will, ziehe ich erst meine Stiefel ab, ringe meine Strümpfe ein wenig aus, dann aber wieder an mit ihnen. Aber Gott steht bei mir und hilft mir. Ich jauchze selbst, wenn viele ermüdende Tage und Nächte über mein Haupt dahingerollt sind, in Gefahren unter den Heiden, in Gefahren in der Wildniß. Oft, wenn ich Flüsse durchwatete, brach die Fluth plötzlich herein, aber dann gedachte ich der köstlichen Verheißungen und stützte mich darauf: So du durch's Wasser gehest, will ich bei dir sein. Ich rief mir zu: Leide dich als ein guter Streiter Jesu Christi! und das Wort giebt Kraft, Alles zu ertragen." — Weit schmerzlicher war es für Eliot, wenn er bisweilen zu Indianern kam, die ihn trotzig von sich wiesen und es für eine Unverschämtheit erklärten, daß er sich um sie und ihren Glauben bekümmere; weit mehr Gefahr drohte ihm von Seiten wilder Häuptlinge, die ihn gern getödtet hätten, wenn die Furcht vor den Engländern nicht gewesen wäre, an welche sie sogar mit dem Verlangen sich wandten, daß Eliot gehindert werden möge, sie mit dem Evangelium zu behelligen. Einer der wüthendsten unter ihnen war ein gewisser Kutschamoquin, ein gewaltiger Mann bei seinem Volke; aber Eliot überwand ihn in der Kraft des Herrn. „Der Ingrimm Kutschamoquin's," erzählt er selbst, „äußerte sich während eines Vortrags, den ich an ihn und seine Horde hielt, und während des Streites, der darüber zwischen ihm und mir entstand, auf eine solche Weise, daß alle Indianer durch die Art, wie er sich geberdete, mit Furcht erfüllt wurden. Ihre Angesichter erblaßten, Viele von ihnen schlichen sich fort, und die Blicke der Wenigen, welche blieben, zeigten mir, daß die günstige Stimmung für mich bei ihnen sich umwandelte. Ich stand ganz allein mitten unter dem entbrannten Haufen. Aber es gefiel Gott, mich mächtig aufzuregen, nicht zur Leidenschaft,

sondern zu einem kühnen Entschlusse. Mochte es nun gehen, wie es wollte, ich erklärte: „„Weder dich noch alle Häuptlinge im ganzen Lande fürchte ich; denn bei mir steht Einer, der da mächtiger ist, als ihr Alle."" — Der Herr hatte das Wort gegeben; vor dem Worte brach der trotzige Mann, es entsank ihm sein Herz, er ergab sich. — Solche Wirkung hatte ich von meinem Worte nicht erwartet; wie hätte ich's gekonnt? Der Herr aber hatte über Bitten und Verstehen gethan." — Ja, über Bitten und Verstehen; denn derselbe Kutschamoquin, der vorher dahin ging in allen Gräueln und Sünden des Heidenthums, ließ sich und seine Horde fortan willig unterweisen und legte bald hernach ein Bekenntniß ab, das uns in den Worten aufbewahrt ist: „Ehe ich Gott kannte, dachte ich, ich wäre gut; aber seitdem ich Gott habe kennen gelernt, und was Sünde ist, finde ich mein Herz voll Sünde, und je länger, desto sündhafter finde ich mich. O, das macht mir viel Bekümmerniß! Bis diesen Tag ist mein Herz nur ein wenig besser geworden, und ich fürchte, es wird noch wieder eben so böse werden, als es vorhin gewesen ist." — Eine besondere Freude aber war es für Eliot, daß zu Nonanetum ein eignes Gotteshaus errichtet werden konnte, 50 Fuß lang und 25 Fuß breit, in welchem der gute Same des göttlichen Wortes reichlich ausgestreut ward und gesegnete Frucht brachte. Aus den wilden Heiden wurden „betende Männer", und zwar nicht bloß im Gotteshause sondern auch in ihren Wohnhäusern, so daß Eliot mit Freuden bezeugen konnte: „Meine Indianer beten in ihren Familien jeden Abend und Morgen, und zwar mit großer Inbrunst, wie es Jeder, der an ihren Wohnungen zu der Zeit vorübergeht, oder in sie eintritt, sehen und hören kann." — Bald sollte jedoch Eliot noch mehr zu thun bekommen und noch größere Freude erleben.

An einem der Fälle des Flusses Merrimack pflegten sich alle Frühjahre viele Indianer von nah und fern zum Fischfang zu versammeln, und diese Zusammenkunft glich einem fröhlichen Volksfest. Da gedachte denn auch Eliot mit des Herrn Hülfe einen reichen Zug zu thun; aber als er das erste Mal sich nahte, ergriff der Häuptling Passakonwäh mit seinen Söhnen scheu die Flucht, und so durfte auch sein Volk nicht wagen, dem Prediger Stand zu halten. Der aber lehrte, wer ihn hören wollte, und zog seiner Straße weiter, hoffend bis zur nächsten Frühlingszeit. Da kam er wieder, und siehe, der Häuptling mit den Seinen blieb, und Eliot redete mit den Indianern und predigte das Evangelium. Eines Tages — denn bei befreundeten Indianern hatte er ein Obdach gefunden und theilte mit ihnen ihre schmale Kost — predigt er über Mal. 1, 2 von der Gnade, die in Christo Jesu ist. Viele Indianer waren versammelt, und nach der Predigt geht es wieder an ein Fragen und Antworten, wie gewöhnlich, bis Eliot meint, es sei genug, und sich hinwegbegeben will. Da sieht er, wie Passakonwäh noch ganz still und in Gedanken vertieft dasitzt, und verweilt noch ein wenig. Und der Häuptling erhebt sich und redet ihn an: „Ich habe in der That noch nie zu Gott gebetet, als eben jetzt; denn ich habe nie vorher von ihm gehört. Ich habe mir nun aber in meinem Herzen vorgesetzt, von jetzt an zu ihm zu beten, und auch meine Söhne zu überreden, daß sie das-

selbe thun." Und seine beiden Söhne, die zugegen waren, erklärten sich mit dem Vater einverstanden. Bei solchen Erfahrungen konnte sich Eliot über den Widerstand, welchen er hie und da noch immer fand, wohl trösten, wie er es denn selber ausgesprochen: „Ich bin fest überzeugt, daß der Herr aus alle diesem Widerstande etwas Gutes hervorbringt; ja, ich sehe es bereits; denn obwohl ich es noch nicht ganz recht sehen kann und mehr glaube, als eigentlich sehe, so werde ich doch gewahr, daß durch diesen Widerspruch, den wir finden, die Nichtswürdigen von uns ausgeschlossen werden und sich nicht unter uns begeben. Wer jetzt zu uns kommt und Gott anruft, ist bewährt, denn er sagt nicht nur den Zaubereien und allen seinen sündhaften Gewohnheiten, die ihm lieb geworden, ab, sondern er kümmert sich auch nicht um das Mißfallen seines Häuptlings. Dieses Alles zusammengenommen, kann man wohl nicht anders, als zugestehen, daß Gott an ihren Herzen sein Werk hat, das sie über alle Stricke, die ihnen gelegt werden, hinaussetzt." — Und wie hatte Eliot die Indianer so lieb, wie wünschte er nichts sehnlicher als ihre Bekehrung! Einer von denen am Merrimack fragte ihn, ob er Kinder habe, und wie viele. Und da Eliot antwortete: „Sechs", so wollte er auch wissen, wie viel Söhne darunter wären, und ob diese auch einst die Indianer Gott kennen lehren würden, wie ihr Vater. „Diese Frage," sagt Eliot, „bewegte mich im Innersten; denn oft habe ich in meinem Gebet alle meine (fünf) Söhne dem Herrn geweiht zu seinem Dienste, wenn es ihm gefällt, sie dazu anzunehmen. Mein Wunsch ist, mein Mögliches zu thun, um sie zu wohlunterrichteten Menschen zu bilden, und sie dabei, so gut ich kann, tüchtig zu machen, dem Herrn zu dienen, und ich wünschte keine bessere Anstellung für sie, als daß sie dem Herrn mit ihrer Arbeit dienen mögen. Demgemäß antwortete ich auf jene Frage, und meine Antwort schien dem Frager wohl zu gefallen, was meinem Herzen einigen Muth gab, zu glauben, daß es des Herrn Wille sei, und daß er ihre Herzen vorbereiten werde, meine Söhne ebenso aufzunehmen, wie mich."

An den Merrimackfluß waren aber auch alljährlich Indianer vom Stamm der Sowahegen gekommen, auf welche Eliot's Predigt nicht ohne Eindruck geblieben war. Daheim hatten sie die frohe Botschaft verkündigt, und gaben nun auch am Merrimack das Verlangen der Sowahegen kund, noch mehr von Gott zu hören. Auf Eliot's Frage, wie Viele das wünschten, erwiderten sie: „Alle," und sprachen dieß mit einer solchen Bewegung aus, daß es einen tiefen Eindruck auf seine christlichen Begleiter machte. Den tiefsten aber auf Eliot selbst; denn obschon der Lagerplatz der Sowahegen 9 bis 10 Stunden von Boston entfernt und nur auf mühsamen und beschwerlichen Wegen zugänglich war, machte sich doch der unermüdliche Mann im Jahre 1651 auf, auch diesem Stamm in seiner Heimath das Evangelium zu verkündigen. Alsbald führten ihn die Sowahegen zu ihrem Häuptling, der ihn freundlich aufnahm und inständig bat, Eliot möchte unter seinem Volke Wohnung machen. „Denn," sagte er, „wenn du jährlich nur ein Mal oder einige Mal kommst, kannst du wenig Gutes stiften, denn wir sind sehr vergeßlich. Du machst es grade wie Einer, der eine schöne Sache

unter mein Volk wirft: sie greifen ernstlich darnach und hätten es gerne, weil es so hübsch aussieht, aber sie können nicht in die Sache hineinblicken und gewahr werden, was darin eingeschlossen ist; wäre es geöffnet, so würden sie es glauben. Wenn du unter uns wohnen und uns das Wort des Lebens eröffnen, wenn du uns die große Sache zeigen willst, die darin eingeschlossen ist, dann werden wir glauben, daß es so köstlich ist, als du sagst." Da kann der apostolische Mann nicht widerstehen; er sagt zu, von Zeit zu Zeit länger unter dem Volke zu verweilen; die Sowahegen aber versprechen, auch eine Stadt zu erbauen, wie Nonanetum und Concord, und sich einer ähnlichen Ordnung zu unterwerfen. Der tausendjährige Urwald fällt; auf einem lieblichen Platze am Ufer des Karlsflusses erhebt sich die erste Häuserreihe. Aber das Volk ist zu zahlreich, als daß sie alle an dem einen Ufer sich anbauen könnten; auf der andern Seite des Flusses ersteht darum eine zweite Straße; dann muß eine 80 Fuß lange Brücke beide Theile der Stadt mit einander verbinden. Auf einem Hügel wird eine kleine Festung, mit Pallisaden umgeben, gegen plötzliche Anfälle der noch wilden Stammgenossen angelegt; dicht daneben ein großes Gebäude, zugleich Schule und Waarenlager, und in diesem für Eliot ein kleines und unansehnliches Stübchen unter dem Dache, von wo aus er wie ein schützender Wächter die Stadt überblicken konnte. Naticke ward die Stadt genannt, die so im Jahre 1651 unter Eliot's Leitung entstand, bald aber, ihrer günstigen Lage wegen, zu einer ziemlichen Bedeutung gelangte. Bei der Zimmer- und Maurerarbeit aber hatte Eliot sein Volk auch treulich im Christenthum unterrichtet, und nachdem die neue Stadt bezogen war, gedachte er auch eine kirchliche Gemeinschaft zu errichten und diejenigen, welche er für so weit gefördert hielt, durch die heilige Taufe darin aufzunehmen. Zu dem Ende lud er alle Geistlichen der Umgegend zu einer Prüfung seiner Tauf-Candidaten ein, welche nach einem vorangegangenen Fast- und Bettag am 13. Oktober 1652 Statt fand. Natutomuhtenikusak, d. h. unsere Fragen, nannten die Indianer den Tag, und viel wurden sie an diesem Tage gefragt, worauf sie guten Bescheid gaben, und köstliche Zeugnisse von ihrem Herzenszustande legten sie ab. So sprach einer von ihnen, Totherswamp, sich folgendermaßen aus:

„Ich bekenne in der Gegenwart des Herrn, daß meine Sünden vielfach waren, ehe ich Gott anbetete. Ich sprach in der That nicht ein gutes Wort, nicht Einen guten Gedanken dachte ich, nicht Eine gute Handlung that ich. Ich trachtete nach lauter Sünde und mein Herz war voll böser Gedanken. Als die Engländer mir von Gott sagten, kümmerte ich mich nicht darum. Ich hielt es für hinlänglich, wenn sie mich lieb hätten. Ich hatte viele Freunde, die mich liebten; ich dachte, wenn sie stürben, wollte ich Gott anbeten. Nachher trug es sich zu, daß sie starben. Da aber schämte sich mein Herz; ja ich schämte mich, anzubeten, und da ich nicht anbetete, schämte ich mich auch. So hatte ich doppelte Scham. Als Gott uns durch euch belehrte, wurde ich in meinem Herzen sehr beschämt. Da lehrtet ihr uns, daß Christus alle unsre Herzen kennt; daher sah er auch meine Gedanken, wie sie waren, und ich hatte gedacht, ich wollte Gott anbeten, wenn meine Freunde gestorben wären. Da sie nun gestorben waren, sollte ich Gott anbeten; aber mein Herz fürchtete sich, denn ich dachte, Christus kennte meine Gedanken. Da hörte ich von euch die Lehre: Der erste Mensch, den Gott geschaffen hat, war Adam, und Gott machte einen Bund mit ihm: Thue du das, du und deine Kinder, so sollt

ihr leben; thut ihr es aber nicht, so müßt ihr sterben, du und deine Kinder. — Und wir sind Kinder Adams, arme Sünder; wir haben Alle gesündigt und den Bund unsers Gottes gebrochen. Daher kommt das Böse in meinem Herzen, darum zürnet mir Gott; wir sündigen jeden Tag gegen ihn. Aber Gott hat seine große Gnade über uns walten lassen: er hat uns seinen eingebornen Sohn gegeben, und verheißt, daß, wer an Christus glaubt, soll selig werden; denn Christus ist für uns, an unsrer Statt, gestorben für unsere Sünde, und hat für uns den Willen Gottes erfüllt, denn ich kann keine gute Handlung thun; allein Christus kann es, und allein Christus hat sie für uns gethan. Christus hat uns Vergebung verschafft und ist wieder auferstanden. Er ist zu Gott aufgefahren und bittet immer für uns, daher werden aller Gläubigen Seelen in den Himmel zu Christo kommen. Als ich aber das Wort Christi hörte, da er sagt: Thut Buße und glaubet an das Evangelium, und ich wußte, daß Christus sieht, ob Jemand Buße thut, da sprach ich: Finster und schwach ist meine Seele, und ich bin nur von Nacht umgeben, ich bin ein sehr sündiger Mensch, und nun bete ich zu Christo um das Leben. Ich hörte auch sagen, daß die Schriftgelehrten zu Christo gesagt haben: warum übertreten deine Jünger der Aeltesten Aufsätze? und daß Christus dagegen gefragt hat: warum übertretet ihr die Gebote Gottes? Da fürchtete sich mein Herz, daß ich auch so thäte; wenn ich die Indianer lehrte, daß ich nicht recht lehren könne, und dadurch das Wort Gottes vergeblich mache. Wiederum sagte Christus: wenn ein Blinder den andern leitet, so werden sie beide in die Grube fallen; daher fürchtete ich, daß ich auch ein Blinder wäre und daß ich die Indianer in die Grube leiten würde, wenn ich sie lehrte. — Das ist die Liebe Gottes zu mir, daß er mir alle Güter in der Welt gibt, und ich bin für sie alle dankbar. Ich bekenne: ich verdiene die Hölle. Ich kann mich selbst nicht erlösen, sondern ich übergebe Seele und Leib an Christum und vertraue ihm meine Seele an, denn er ist mein Erlöser. Ich schäme mich über alle meine Sünden; mein Herz ist gebrochen über sie und will vergehen; ich zürne mir selbst von meiner Sünden willen, und bitte Christum, daß er sie hinwegnehme, und sehne mich darnach, Vergebung zu erlangen."

Trotzdem aber, daß die Indianer in der angestellten Prüfung verhältnißmäßig sehr gut bestanden, zeigten sich die englischen Geistlichen in Bezug auf die Aufnahme der Heiden sehr bedenklich, und stimmten dafür, mit der Taufe noch eine Zeit lang zu warten. Eliot fügte sich, bis er endlich zwei Jahre später, nach einer abermaligen höchst scharfen Prüfung die Freude hatte, die Erstlinge aus den Indianern taufen zu können.

Aber zwischen der ersten und zweiten Prüfung war das gute Werk auch sichtlich fortgeschritten. „Die Indianer nehmen zu," konnte Eliot rühmen, „nicht nur an Erkenntniß, sondern auch an thätigen Beweisen der Gnade, die in ihnen mächtig ist." Einer der angesehensten Männer, Namens Wamporas, ward krank; in seiner Krankheit aber ist er Vielen ein Glaubensprediger gewesen, und die fromme Ergebung, mit welcher er dem Tod entgegenging, hat viele Lebende gestärkt. Wiederholt hatte er nach der heiligen Taufe verlangt, aber da sein Wunsch nun einmal nicht erfüllt werden konnte, tröstete ihn Eliot damit, daß sein lebendiger Glaube an Christum ihn dennoch in Abrahams Schooß tragen werde. Wamporas aber sprach zu den Umstehenden: „Ich werde nun sterben, aber euch beruft Jesus Christus dazu, in Naticke zu leben, um hier über euch zu herrschen; ihr werdet eine Kirche ausmachen und Gottes Ordnung unter euch haben; glaubt seinem Worte und thut nach seinen Geboten." Ein ander Mal äußerte er: „Gott giebt uns drei gute Dinge in dieser Welt, Gesundheit und Stärke, Nahrung und Kleidung, Krankheit und Tod. Haben wir unsern Antheil an den beiden ersten gehabt,

warum sollten wir nicht willig sein, auch an dem dritten Theil zu nehmen?" Kurz vor seinem Ende sagte er zu Eliot: „Vier und ein Vierteljahr sind es, seit ich zu deinem Hause kam und einige meiner Kinder zu dir brachte, daß sie unter den Engländern leben sollten; wenn ich nun sterbe, so bitte ich dich dringend, dafür zu sorgen, daß sie Gott kennen lernen, damit sie ihre Landsleute wieder unterweisen können." Seine letzten Worte waren: „Herr, gieb mir Jesum!" — Selbst an Kindern zeigte sich eine wunderbare Sinnesumwandlung. So rief ein krankes Kind fortwährend: „Gott und Jesus Christus, helft mir!" und so oft es etwas genoß: „Gott und Jesus Christus, segnet es!" Sein Geschwister aber sprach drei oder vier Tage nach dem Tode dieses Kindes: „Ich bin auf dem Wege zu Gott," und da es selbst immer kränker ward, legte es all' sein Spielzeug bei Seite und sprach: „Ich will meinen Korb lassen, denn ich bin auf dem Wege zu Gott; ich will meinen Löffel und meine Mulde lassen, denn ich bin auf dem Wege zu Gott," worauf es in der nächsten Nacht sanft entschlief.

Die veränderte Lebensweise der Indianer machte bald auch eine neue Ordnung ihres bürgerlichen Gemeinwesens nöthig, und Eliot stand ihnen darin bei mit Rath und That. Nachdem er ihnen 2. Mose 18 ausgelegt, ließ er sie Hauptleute wählen über hundert, über fünfzig und über zehn, worauf sie folgende Erklärung von sich gaben: „Wir sind Söhne Adams; wir und unsre Väter sind lange in Sünden verloren gewesen; jetzt aber hebt die Gnade des Herrn an, uns wiederzufinden; daher ergeben wir, unter dem Beistand der Gnade Christi, uns und unsre Kinder an Gott, daß wir sein Volk seien. Er soll uns regieren; der Herr ist unser Richter; der Herr ist unser Gesetzgeber, der Herr ist unser König; er wird uns erretten; die Weisheit, welche Gott in seinem Buche gelehrt hat, soll uns leiten. O Jehovah! lehre uns Weisheit, sende deinen Geist in unsre Herzen, nimm uns zu deinem Volke an und laß uns dich zu unserm Gott annehmen." — Bald nach Einführung der neuen Verfassung machte der englische Gouverneur, John Endicott, einen Besuch zu Naticke, wo nicht nur die bürgerlichen Einrichtungen seine volle Zufriedenheit fanden, sondern noch vielmehr ein indianischer Gottesdienst, dem er beiwohnte, ihn erstaunen ließ. Ein bekehrter Indianer erklärte da in der Versammlung seinen Landsleuten das Gleichniß vom verborgnen Schatz im Acker und ebenso das von dem Kaufmann, der ausging, köstliche Perlen zu suchen, auf treffliche und eindringende Weise durch Fragen und Antworten, wie: „Wer ist der Kaufmann, welcher gute Perlen sucht? — Das seid ihr Alle, ihr Indianer, die Gott anrufen, ihre Sünden bereuen und hieher kommen, um Gottes Wort zu hören; ihr Alle kommt, die köstlichsten Perlen zu suchen. — Welches sind die guten Perlen? — Es ist Jesus Christus und sein Reich. Darum glaubet an ihn und bekehret euch zu ihm, denn beides ist vortrefflich und nothwendig." — Eine Ansprache Eliot's beschloß die Feier. Der englische Gouverneur aber wußte hernach nicht genug zu rühmen, welche herrlichen Erfahrungen er gemacht, und erklärte frei, die Tage, welche er unter den rothen Christen zu Naticke verlebt, seien die glücklichsten während seines ganzen Aufenthalts in Nord-Amerika gewesen.

Unterdeß war der Ruf von Eliot's gesegneter Wirksamkeit auch nach England hinübergedrungen. Bisher hatte er alle Kosten seiner Missionsunternehmungen von seinem Gehalt bestritten, aber je mehr sein Wirkungskreis sich erweiterte, desto weniger wollten die ihm zu Gebote stehenden Mittel ausreichen. Doch machte er sich darum keine Sorge, sondern traf, sobald die Indianer sich dazu willig finden ließen, die Anstalten zu neuen Niederlassungen, und der Herr ließ ihn nicht im Stiche. Zunächst war es ein nach Amerika eingewanderter reicher Engländer, Peter Boyle, der ihn bereitwillig unterstützte, dann aber hatte eine in England selbst 1647 ausgegangene Schrift, welche von dem Sonnenaufgang des Evangeliums unter den Indianern erzählte, das Verlangen daselbst rege gemacht, Näheres über das Missionswerk in Nordamerika zu erfahren. In Folge dessen verfaßte der Prediger Scheppard in Neu-Cambridge eine Schrift: „Aufgang des hellen Sonnenscheins des Evangeliums unter den Indianern", die durch Vermittlung mehrerer englischen Geistlichen in London gedruckt, den Lords und Gemeinen des Parlaments gewidmet war. Letzteres nahm sich der Sache an, eine Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums in Neu-England wurde 1649 gebildet und unterstützte Eliot kräftig durch Zusendung von Geld und von tüchtigen Handwerkern, die sich unter den Indianern niederlassen und sie unterweisen sollten. Dadurch wurde Eliot in den Stand gesetzt, eine schon früher begonnene und nach seiner Ansicht durchaus nothwendige Arbeit mit neuem Eifer wieder aufzunehmen, die Uebersetzung der Bibel, von der er selbst sagt: „Ich betrachte sie als ein heiliges Werk, das mit großer Vorsicht, Sorgfalt und Ehrfurcht betrieben werden muß." Im Jahre 1661 war nach unendlichen Mühen das neue Testament vollendet, und die obenerwähnte Gesellschaft ließ es zu Cambridge in Nordamerika drucken; gegen Ende des Jahrs 1663 aber hatten die Indianer die ganze heilige Schrift in Händen, und die 2000 Abdrücke derselben waren in kurzer Zeit vergriffen. Einen Katechismus der christlichen Lehre hatte Eliot schon früher für die Indianer verfaßt; jetzt übersetzte er für sie auch Scheppard's „aufrichtigen Bekehrten" und Rich. Baxter's „Zuruf an Unbekehrte". An Letztern schrieb er darüber u. A.: „Ich glaube, daß es Euch nicht unangenehm sein wird, wenn der Ruf Christi durch Eure frommen Bemühungen in ihrer eignen Sprache den Indianern zu Ohren dringt, und Ihr selbst so diesen armen Menschen predigt. Ich habe die Arbeit bereits begonnen und finde einen großen Unterschied von meinen frühern Uebersetzungen. Ich bin genöthigt, bisweilen den Ausdruck zu verändern, um es ihnen leichter und verständlicher zu machen, wobei ich nicht so gebunden bin, wie bei der Uebertragung der heiligen Schrift. — — O wie köstlich und mächtig wirkend ist das Amt des Kreuzes! Ich ersuche Euch, laßt mich Antheil haben an Eurem frommen Gebet in Eurem Kämmerlein, wenn der Herr die Thür verschließt und doch in Euch selbst ist und Euer Herz durch die Kraft seiner Gegenwart erglühen läßt." In Baxter's Antwortschreiben aber heißt es: „Ich freue mich höchlich über die Freiheit, die Hülfe und den Erfolg, was Christus Euch so lange bei diesem Werke gewährt hat. Es lebt kein Mensch auf Erden, dessen Werk ein ehren-

volleres und besseres wäre, als das Eurige, und es sind Viele hier, die es sich zur Ehre rechnen würden, Eure Mitarbeiter zu sein." — Das Buch wurde dann auch mit großem Eifer gelesen und manchem Indianer ist das Wort Baxter's wie ein Schwert durch die Seele gegangen. So besuchte Eliot einst einen schwer erkrankten Häuptling in seiner Hütte. An den Wänden umher hingen die Schädelhäute seiner im Krieg erschlagenen Feinde; der Indianer aber saß auf seinem Lager und benetzte mit heißen Reuethränen die Blätter des „Zurufs an Unbekehrte."

Die Wichtigkeit eingeborener Gehülfen für sein großes Werk wohl erkennend, trachtete Eliot die geistigen Fähigkeiten der Indianer vor allem für den Dienst seines Gottes zu benutzen, und faßte daher den vielleicht zu kühnen Entschluß, zu Naticke eine Gelehrtenschule für besonders fähige und begabte Jünglinge zu errichten, die dann auf der Hochschule zu Cambridge ihre Studien fortsetzen sollten. An 2000 Thaler kostete die Einrichtung dieser Anstalt, aber das Lateinisch und Griechisch, was sie da lernen sollten, wollte den wilden Indianerjünglingen durchaus nicht gefallen, und Eliot sah sich endlich genöthigt, diesen Plan wieder aufzugeben und seine Schüler bloß in das Verständniß der heiligen Schrift einzuführen, an deren einfacher und erhabener Schönheit sie bald ein inniges Wohlgefallen fanden. Indianische Häuptlinge aber wurden die ersten lebendigen Verkündiger der Großthaten Gottes unter ihrem Volk. So der uns schon bekannte Häuptling Waubon (Wind), der nach der Erbauung von Nonanetum seine Häuptlingswürde niedergelegt hatte und ein treuer Diener und Zeuge Jesu Christi geworden war, den er seinen Landsleuten nah und fern mit freudigem und unermüdlichem Eifer bis an sein Ende verkündigte. Um das Lager des Sterbenden standen Eliot und seine klagenden Freunde und Verwandten; da öffnete er noch einmal seinen Mund und sprach: „Meine Freunde und meine Kinder! weinet nicht so sehr und klaget nicht um mich in dieser Welt. Mein Leib ist zerbrochen von Krankheit und Schmerz, aber ich will Deines Namens gedenken, o Gott, so lange ich lebe. Ich möchte jetzt sagen, wie jener sagte in der alten Zeit: Ach, daß meine Reden geschrieben würden, ach, daß sie in ein Buch gestellet würden, mit einem eisernen Griffel auf Blei und zu ewigem Gedächtniß auf einen Felsen gehauen würden! Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken, und ich werde in meinem Fleische Gott sehen! Das ist Deine Liebe, o mein Gott!" Das waren Waubon's letzte Worte. Ihm zur Seite aber wirkte im Leben mit derselben Liebe und demselben Eifer noch ein anderer gläubig gewordener Häuptling Schawanon, und außer diesen beiden noch mancher andre angesehene Indianer, die den Häuptlingstitel ablegten und statt dessen Obere und Aelteste genannt wurden. Ein solcher war Anuwakin in der nächst größten Indianerstadt Hassuninaset. Der hatte sich einmal von seinem Zorn hinreißen lassen und war von Eliot zur Milde ermahnt worden. So tief aber fühlte er sein Unrecht, daß er, obschon Eliot seiner und aller Andern Verzeihung ihn versicherte, sich doch gar nicht beruhigen konnte und sagte: „Ach! das Schwerste ist, von mir selber dafür Verzeihung zu erhalten". — Für Eliot waren diese Mitarbeiter um des Einflusses willen, den sie unter

ihrem Volke hatten, und weil sie der Sprache des Landes in vollem Maße mächtig waren, von besonderer Wichtigkeit.

Doch wurden auch unter den Europäern viele durch Eliot's Beispiel zu gleichem Eifer entflammt. So Richard Bourne in Neu-Jersey, der, nachdem er sich nothdürftig mit der Sprache bekannt gemacht hatte, zuerst an die Indianer in seiner nächsten Umgebung sich wandte und, nachdem er hier Erfolg gehabt, auch weiter vorgedrungen war und in Eliot's Weise eine indianische Niederlassung gründete, deren Leitung nach seinem Ableben ein gläubiger Indianer, Simon, übernahm. Johann Cotton, Prediger bei der englischen Gemeinde in Neu-Plymouth, predigte ebenfalls allwöchentlich vielen um ihn versammelten Indianern das Evangelium, und mehr denn fünf hundert trachteten mit Ernst nach dem ewigen Leben. Mit gesegnetem Erfolge arbeitete auch mehr nach Cap Cod hin Samuel Treat. Alle aber, die so mit Eliot zu gleicher Zeit an den Indianern arbeiteten, übertraf die Familie Mayhew auf der Insel Martha's Weinberg, von deren Thätigkeit wir später besonders erzählen wollen.

Eliot erlebte die Freude, daß bis zum Jahre 1674 vierzehn Städte und Dörfer unter seinen Augen durch die betenden Indianer erbaut wurden. Und ein Mann, der mit eignen Augen den Segen des Evangeliums unter ihnen geschaut, urtheilt darüber: „Es ist so viel Gotteswerk unter ihnen, daß ich nicht umhin kann, es als etwas sehr Schlimmes, ja als ein großes Unrecht gegen Gott und seine Güte zu betrachten, wenn irgend Jemand es gering achtet. Zu sehen und zu hören, wie die Indianer ihren Mund öffnen, ihre Hände und Augen im Gebet zu dem lebendigen Gott gen Himmel erheben, mit seinem Namen Jehovah ihn anrufen durch die Vermittlung Jesu Christi, zu sehen und zu hören, wie sie einander aus dem Worte Gottes ermahnen; zu hören ihr Bekenntniß des Namens Christi und ihrer Sündhaftigkeit — gewiß! es beweist, daß es mehr als bloße Gewohnheit ist". — Niemand aber erkannte diesen Segen besser, als die Indianer selbst; oder ließe derselbe sich treffender und anschaulicher darstellen, als in der Rede jenes rothen Mannes, der zu Eliot sagte: „Mein Herz lacht vor Freude, weil ich mich vor dir sehe. Wir Alle haben das Wort gehört, das du uns sendetest. Wie schön ist die Sonne heute! Aber vorher war sie roth und zornig, denn unsre Hände waren mit Blut befleckt, unsre Streitärte dürsteten nach Blut. Unsere Weiber heulten über den Tod ihrer Verwandten, beim letzten Schrei des Nachtvogels waren alle unsere Krieger auf den Beinen, die Schlangen zischten zornig nach uns, als wir gingen. Die wir hinter uns ließen, die sangen den Todesgesang. Aber nun lacht unser ganzes Volk vor Freude, uns auf demselben Wege mit dir gehen zu sehen, zum Vater der Geister. Unsere Herzen sollen Eines sein, komm mit uns in die Wälder, komm zu unseren Hütten am großen Strome. Wir wollen den Baum des Lebens dort pflanzen, von dem du sprichst, und unsere Krieger sollen unter seinen Blättern ruhen, und du sollst kommen und uns mehr von dem Lande sagen, wo kein Sturm und kein Tod ist, wo die Sonne allezeit strahlet. Wird das nicht gut sein? Was sagst du dazu, mein Vater?" — Eliot mußte sich selbst verwundern über den schönen Garten

Gottes, der unter der Pflege seiner Hände heranwuchs, und konnte den Herrn preisen, daß er so Großes durch ihn ausrichtete. Hunderte, Tausende sahe er vor sich, die durch die Unterhaltung mit ihnen erwiesen, daß in ihnen ein neues Leben angebrochen sei, und Häuptlinge, einst so blutdürstig und herrschsüchtig, standen vor ihm, weil sie Christum lieb gewonnen, von ihrem Volke verlassen, nun Prediger der Gerechtigkeit und aus reißenden Wölfen in sorgliche Hirten verwandelt.

Von dieser Zeit an, zumal da er mehr und mehr alterte, machte Eliot keine weitern Reisen zu neuen Stämmen; er hielt es vielmehr für besser, sich fortan mit seiner Arbeit auf die Seelen zu beschränken, die in seinem jetzigen Wirkungskreise sich bereits aufhielten oder noch in denselben hineinkommen würden. Denn trotz seiner ausgebreiteten Thätigkeit unter den Indianern, war er auch noch immer Prediger zu Roxbury, weil die Gemeine auf keine Weise sich bewegen ließ, ihn zu entlassen. So kehrte er denn oft, auch zur Erholung von seinen Strapatzen, auf längere oder kürzere Zeit nach Roxbury zurück und hielt sich bisweilen Monate lang daselbst auf, welche Zeit er dann zur Erbauung der Gemeinde und zur Bildung und Erziehung seiner 6 Kinder — 5 Söhne und 1 Tochter — benutzte. Gerade in seiner Familie aber war es, wo der Herr diesen seinen treuen Knecht mit schwerem Kummer heimsuchte. Eliot's fünf Söhne sollten nach des Vaters Willen in seine Fußstapfen treten, und waren auch allesammt bereit dazu, indem das eigne Herz sie drängte, den Namen ihres Erlösers zu verkündigen. Schon war der Aelteste zum Prediger in Gilford berufen, und verkündigte auch den Indianern alle vierzehn Tage an verschiedenen Orten das Evangelium; da nahm der Herr ihn hinweg. Eliot tröstete sich damit, daß sein zweiter Sohn sein Nachfolger ward. Der dritte, Samuel, dessen ausgezeichnete Anlagen zu großen Hoffnungen berechtigten, sank gleichfalls früh in's Grab. Benjamin, der jüngste, stand dem Verstorbenen nicht nach; schon begleitete er den Vater auf seinen Missionsreisen, und die Indianer hörten gerne seiner Predigt zu; da nahm der Tod auch ihn dahin. So stand denn Eliot wieder allein auf seinem schweren Arbeitsfelde, aber er verzagte nicht. Ein Mann, der ihm im Leben nahe gestanden, sagt von dieser Zeit: „Eliot's Ergebung in den Willen Gottes war sehr groß, wenn schwere Trübsale ihn betrafen, besonders als er seinen hoffnungsvollen und würdigen Söhnen, beliebten Predigern, zu ihren Gräbern folgen mußte. Er opferte sie, wie ein zweiter Abraham, mit einer so frommen Ergebung, daß Alle, die es sahen, sagten: Das vermag Niemand, ohne Gott zu fürchten. Er ertrug alle diese Prüfungen mit einer liebenswürdigen Gelassenheit und schien gar keinen eignen Willen zu haben, so daß er sich gänzlich dem Willen seines himmlischen Vaters ergab". Und da ihn Jemand fragte, wie er doch den Tod so vortrefflicher Kinder ertragen könne, so erwiederte der fromme Glaubensbote: „Mein Wunsch war, daß sie Gott auf Erden dienen möchten; doch wenn Er es für besser hält, daß sie Ihm im Himmel dienen, so habe ich nichts dagegen zu sagen, — Sein Wille geschehe!"

Aber noch Schmerzlicheres sollte der tiefgebeugte Greis, den seine Gemeinde vergeblich bat, fortan bloß in ihrer Mitte zu weilen, in dem für

im verhängnißvollen Jahre 1674 erfahren. In der Nähe der christlichen Indianerstadt Pakeunit wohnte der Stamm der Pequot's unter ihrem wilden und gewaltthätigen Häuptling Philipp, der, obwohl er mit Eliot in gutem Vernehmen stand, denn dieser hatte schon die Achtung seines Vaters Massasoit genossen, dennoch ein geschworener Feind des Christenthums und der englischen Ansiedler war und nur auf eine Gelegenheit wartete, seinem Zorn gegen die verhaßten Fremdlinge Luft zu machen. Leider fand sich diese, als von Pakeunit aus ein vom Christenthum abtrünniger Indianer, Joh. Seusoman, zu Philipp floh, von diesem zu seinem Geheimschreiber ernannt und in seine Pläne gegen die Engländer eingeweiht ward. Seusoman aber entwich zu den letzteren und verrieth ihnen die Absichten seines Herrn. Dafür ward er von zwei Indianerhäuptlingen erschlagen, diese aber von den englischen Ansiedlern auf der That ergriffen, gefangen und hingerichtet. Dadurch stieg Philipp's Wuth auf's Aeußerste; racheschnaubend sammelte er seine Stammgenossen zum Kampfe und lagerte sich in der Nähe von Pakeunit. Vergeblich machte Eliot, ein Siebenzigjähriger, sich selbst zu Philipp auf und suchte ihn auf Gedanken des Friedens zu bringen; nur so viel gestand der Häuptling zu, daß er, so viel als irgend möglich, die Städte seiner christlichen Landsleute schonen wolle. So begann denn der unheilvolle Krieg, in welchen bald genug auch die christlichen Indianer mit verwickelt wurden, und der auf beiden Seiten mit großer Erbitterung geführt ward. Nach hartnäckigem und tapferm Widerstande wurde endlich Philipp von den Engländern besiegt, aber von den 14 christlichen Indianerstädten Eliot's lagen 10 in Trümmern, und auch die 4 übrigen waren mehr oder weniger zerstört. Und was das Schlimmste war, viele ihrer ehemaligen Bewohner hatten sich wieder dem alten Heidenthum zugewandt, der Eifer der Uebrigen war erkaltet, Eliot's beste und theuerste Freunde waren gefallen. Dazu kam noch, daß er und sein Volk bei den Engländern in den Ruf des Verraths und der Treulosigkeit gerieth, weil sie sich ihnen zum Kampfe nicht hatten anschließen wollen. Eliot aber trug auch diese harte Prüfung als ein Mann Gottes; er verzagte nicht. Trotz seines Alters machte er auf's Neue zu seinen Indianern sich auf und predigte, wie vordem, das Evangelium von Jesu Christo in jugendlicher Begeisterung, und suchte mit Geduld und Ausdauer die verwilderten Herzen wieder zu gewinnen. Und der Herr gab Gnade, daß im Lauf der nächsten Jahre doch wenigstens 7 Städte wieder erblühten, in denen das Wort des Herrn einen erfreulichen Fortgang nahm. „Das Werk des Herrn", konnte Eliot in dieser Zeit einem Freunde schreiben, „scheint mir von Neuem wieder aufzuleben. Viele Gemeinden der Bekenner Christi sind in Bewegung, sich zu einer bestimmten Kirche zu vereinigen, wo sie den Sabbath genau beobachten; und außerdem versammeln wir und rufen alle diejenigen auf, welche geneigt sind, Jesum Christum zu bekennen und ihre Seligkeit durch ihn zu suchen. Was andere Dinge betrifft, unsre erlittenen Verluste, und was uns sonst widerfahren, übergehe ich mit Stillschweigen. Mein Gebet zu Gott aber ist Jes. 1, 25. 26: so thue, o Herr!"

Von jetzt ab konnte Eliot nur alle zwei Monate seinen Indianern

predigen; seine Kräfte waren verzehrt im Dienste des Herrn. „Ich wundere mich", pflegte er zu sagen, „wozu der Herr Jesus mich noch länger leben läßt; er weiß ja doch, daß ich nichts mehr für ihn thun mag". Endlich erfüllte denn auch die Gemeine zu Roxbury seine dringende Bitte und entließ in aus ihrem Dienste; ein trefflicher junger Mann, Walter, wurde zum Gehülfen und Nachfolger des greisen Predigers erwählt. Der aber freute sich von Herzen, die letzte ihm noch übrige Kraft dem Missionswerk unter den Indianern widmen zu können. Da mußte er, 82 Jahre alt, sein theures Weib, die ihm ein halbes Jahrhundert lang auf's Treuste zur Seite gestanden und mit welcher er einst zugleich von der Erde zu scheiden gehofft hatte, zum Grabe geleiten. Seine Kraft brach zusammen; weinend stand er an ihrem Sarg und sprach vor allem Volk: „Da liegt mein theures, erfahrenes, gläubiges Weib; sie kann nicht zu mir heimkehren, aber ich werde zu ihr gehen; ja, das werde ich. Amen". Von da an ließ er zwar nicht ab, so lange er's noch vermochte, sein rothes Volk zu besuchen und Worte des Lebens zu ihnen zu reden, aber die Hälfte seiner Seele war ihm geraubt; er hatte nur Einen Trost, daß auch er bald scheiden und eingehen würde zur ewigen Heimath. An seinen Freund Rob. Boyle schrieb er: „Ich bin auf dem Heimwege". Und nicht lange nachher sprach er im Freundeskreise die Worte: „Ich werde nun bald in den Himmel kommen und viele Neuigkeiten dorthin mitbringen. Ich werde den alten Begründern von Neu-England, das jetzt im Flor steht, gute Nachrichten bringen und ihnen erzählen, daß jetzt bei uns das Werk der Kirchengründung eifrig betrieben wird, und daß die Zahl der Kirchen immerfort wächst, indem täglich welche hinzukommen, die selig werden wollen".

Eliot's Kraft nahm nun auch zusehends ab, und als er im Anfang des Jahres 1690 von einem Besuche seiner Indianer nach Roxbury zurückkehrte, fühlte er, daß seine Füße ihn nicht wieder über diese Gemeine hinaustragen würden. Aber noch konnte er nicht ruhen im Dienste seines Herrn, und bat daher die englischen Ansiedler in der Umgegend, ihm wöchentlich einmal ihre Negersklaven zuzuschicken. Denen predigte er den Durchbrecher aller Bande, und manchem armen Schwarzen ist da das Herz aufgegangen. Endlich fesselte Entkräftung den treuen Arbeiter an's Lager. Da erbat er sich einen erblindeten Negerknaben von seinem Herrn, nahm ihn in sein Haus und an sein Lager und unterwies ihn im Wege zum ewigen Leben, sagte ihm auch Stellen der heiligen Schrift so lange vor, bis der Knabe sie auswendig wußte. An diesem Schwarzen vollbrachte er seine letzte Liebesarbeit, und auch sie war nicht ohne Frucht.

Endlich kam dem treuen Arbeiter der ersehnte Feierabend. Im 87sten Jahre seines Lebens überfiel ihn ein heftiges Fieber, von dem er nicht wieder genas. Ruhig und getrost ging Eliot seinem letzten Stündlein entgegen. Als sein Freund Walter eines Tages ihn besuchte, bat er ihn, für sein Leben nicht zu beten, und sprach: „Bruder, du bist mir von ganzer Seele willkommen; aber ich bitte dich, gieb dir keine Mühe weiter um mich und thue mir die Liebe und laß mich scheiden." Nach seinem Befinden gefragt, antwortete Eliot: „Ach! ich habe Alles verloren, — die Gedanken verlassen mich, — mein Gedächtniß wird mir

untreu, — die Sprache fehlt mir, — doch, Gott sei Dank! meine Liebe hält immer noch aus, und ich bemerke, daß sie, statt abzunehmen, immer mehr zunimmt." — Und als das Gespräch auf die Indianer kam, sagte er: „Eine Wolke, eine dunkle Wolke schwebt über dem Heilswerk unter den armen Indianern. Der Herr möge das Werk von Neuem beleben und segnen, und verleihen, daß es fortlebe, wenn ich todt bin. Es ist ein Werk, an dem ich viel und lange gearbeitet habe; doch was habe ich gesagt! ich nehme das Wort zurück. — Meine Arbeiten! ach, die sind armselig gewesen und geringe und schwach, und ich bin der, welcher den ersten Stein auf sie wirft." Dann sprach er: „Der Tod soll mir sein, wie der Schlaf einem Müden. Der Herr, dem ich achtzig Jahre gedient habe, läßt mich nicht. O, komm in Deiner Herrlichkeit! Lange habe ich auf Dich gewartet. Willkommen, Herr, willkommen!" — Das waren des scheidenden Glaubensboten letzte Worte; still und sanft entschlief er in dem Frieden seines Herrn; und ganz Neu-England fühlte sich erschüttert, als es die Kunde von Eliot's Tode vernahm. Seine Arbeit aber ist nicht vergeblich gewesen in dem Herrn.

§. 3. Die Familie Mayhew.

Brauer, Beiträge zur Geschichte der Heidenbekehrung. Erster Beitrag. II.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. I. 1. p. 68 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt. Leipzig 1848. p. 135 ff.
Missionsfreund von Ahlfeld. 1848. Nr. 3.

Unter der Regierung des unglücklichen Karl I. war der Kaufmann Thomas Mayhew (Mähju) von Southampton in England 1641 nach Nordamerika ausgewandert, und hatte dort drei kleine Inseln, Martha's Weinberg, Nantucket und Elisabeth, unfern des Cap Cod, der nordöstlichsten Spitze des Staates Massachusets, in der Mündung des Charlesflusses unweit Boston, durch Kauf an sich gebracht. Mit ihm war noch eine gute Zahl anderer Colonisten dahin gezogen, und zum Aufseher und Leiter der ganzen Niederlassung hatte er seinen Sohn, der gleichfalls Thomas hieß, gesetzt. Ihn, der ein talentvoller und von lebendigem Glauben an Christum erfüllter junger Mann war, wählten die Ansiedler auch zu ihrem Seelsorger, welchen Ruf er nach reiflicher Berathung mit Gott nicht bloß annahm, sondern auch fortan mit großer Treue an den Seelen seiner Landsleute arbeitete. Bald aber genügte es ihm nicht mehr, nur den Christen zu predigen, sondern sein Herz trieb ihn auch unwiderstehlich zu dem rothen Volke, das in der Umgegend hauste. Das war etwa um dieselbe Zeit, als Eliot zuerst zu den Indianern hinausging, der aber schon 14 Jahre vorher sich mit diesem Gedanken herumgetragen und zum Missionar der Indianer sich vorbereitet hatte. Der erste, welchem Thomas Mayhew das Wort von Christo verkündigte, war ein junger Indianer, Namens Hiakumes, mit welchem in Folge dessen eine sichtliche Veränderung vorging. Dieß zeigte sich besonders, als ein hochfahrender Häuptling wegen seines Umgangs mit den Engländern ihn einst hart und grausam behandelte, Hiakumes aber alles mit der größten Geduld ertrug. Denn als man

ihn nach dem Grunde seiner bei einem Indianer fast unerhörten Gelassenheit befragte, gab er zur Antwort: „Ich hatte eine Hand für Beleidigungen, die andere für Gott; und während ich mit der einen das mir zugefügte Unrecht aufnahm, hielt ich mich mit der andern desto fester an Gott." Das gab dem Mayhew freudige Hoffnung; er beschloß, Hiakumes zu seinem Gehülfen am Werke unter den Indianern zu machen, und unterwies ihn noch weiter im christlichen Glauben. Das war im Jahre 1644. Alle weiteren Versuche Mayhew's aber, die Indianer in Gesprächen und Unterhaltungen für das Evangelium zu gewinnen, schienen umsonst. Da brach im Jahre 1646 eine schwere Seuche auf der Insel aus und raffte Viele dahin. Auch Hiakumes erkrankte daran, und da er zu Aller Verwunderung wieder genas, wurde er von dem Häuptling Towanquatik befragt, was ihn gerettet hätte. Da bekannte der Genesene Jesum Christum und die Barmherzigkeit und Gnade, welche der Heiland ihm erzeigt; der sei sein Arzt gewesen. Und der Häuptling empfand ein Verlangen, noch mehr von dem wunderbaren Helfer zu hören, und lud Mayhew ein, ihn und sein Volk zu unterrichten. „Sei für uns," ließ er ihm sagen, „wie Einer, der am Stromwasser steht, und viele Gefäße füllt." Das geschah in demselben Jahre, als Eliot mit Erfolg das Evangelium dem rothen Mann verkündigte, und Mayhew predigte von nun an alle 14 Tage unter dem Volke des Häuptlings. Alsbald aber erhoben sich auch die Powah's oder Zauberer in heftiger Feindschaft und regten namentlich die benachbarten Häuptlinge gegen Towanquatik auf. Den aber machte die Verfolgung nur noch fester, und statt über eine bei dieser Gelegenheit erhaltene schwere Verwundung sich zu beklagen, pries er Gott, der mitten unter den feindlichen Waffen ihm doch das Leben erhalten hatte. Daß nun die Zauberer mit allen ihren Verwünschungen und Zaubereien weder dem Häuptling noch dem Hiakumes und den Andern, welche sich dem Christenthum zuneigten, das geringste Leid zufügen konnten, machte die Indianer in ihrem Glauben wohl etwas wankend; aber im Ganzen hatten sie doch noch Furcht vor der Macht der Powah's. Als daher im Jahre 1648 auf einer Versammlung mehrerer Stämme darüber berathen wurde, wie viel die Powah's zu fürchten seien und wie viel sie gelten könnten, standen endlich Einige auf und fragten: „Wer fürchtet die Powah's nicht?" und von vielen Seiten erscholl die Antwort: „Es giebt keinen, der sie nicht fürchtet." Da trat Hiakumes auf. „Die Powah's," bekannte er vor allem Volk, „mögen vielleicht dem schaden, der sie fürchtet. Ich aber traue auf den Gott Himmels und der Erden, und daher können alle Powah's in der ganzen Welt mir nichts zu Leide thun; ich bin Einer, der sie nicht fürchtet." — Die Indianer meinten, diese Kühnheit könne dem Hiakumes unmöglich ungestraft hingehen; da sie aber sahen, daß ihm auch nicht das Geringste widerfuhr, wurden sie gänzlich irre in ihrem Glauben an die Kraft der Zauberei, und Einige erklärten auf der Stelle, sie wollten sich zu dem mächtigen Gott bekehren, und fragten Hiakumes, was sein Gott von ihnen verlange, das sie thun sollten, und welche Dinge ihm nicht gefielen. Hiakumes aber verkündigte ihnen alsbald freimüthig das Evangelium, und 22 Indianer erklärten, daß sie

von Stund an dem Aberglauben ihrer Väter entsagen und den Glauben der Weißen annehmen wollten. Vergeblich war die Wuth der Powah's, welche alle betenden Indianer umzubringen drohten; Hiakumes und seine Genossen lachten ihrer.

Eine bessere Aufmunterung, sein begonnenes Werk unter den Indianern rüstig fortzutreiben, konnte unserm Mayhew nicht zu Theil werden. Lehrend und predigend, warnend und strafend durchzog er die Insel; nicht Sonnengluth noch Regenfluth, nicht Sümpfe noch Nebelschleier konnten ihn abhalten, die Wohnungen der Indianer mit dem Wort des Friedens aufzusuchen. Und er hatte so viel Herzgewinnendes in seinen Worten und in seinem ganzen Wesen, man sah es ihm so deutlich an: er suchte nicht das Seine, es war nur die Liebe, die ihn drang — daß der Erfolg, nachdem die Herzen einmal willig geworden zum Hören, nicht ausbleiben konnte. Besonders freundlich hielt sich Mayhew auch zu den Kindern und hatte an ihnen seine rechte Herzensfreude. Früher hatte er manchmal beklagt, daß er nicht oft genug umherwandern und überall predigen konnte, denn er mußte häufig daheim sich aufhalten, nicht bloß um den Ansiedlern, die ihn zuerst berufen hatten, zu predigen, was er mit Freuden that, sondern er mußte auch mit eigner Hand sein Feld bestellen und manche schwere Arbeit verrichten, um die Seinigen zu unterhalten, da die Gemeinde für die Mühwaltungen seines Amtes kaum halb so viel ihm geben konnte, als ein Tagelöhner bekam. Nun aber suchten die Indianer ihn auf, und wenn sie wußten, daß er irgendwo predigte, so versammelten sich oft 50 Familien von nah und fern, um das Wort des Lebens zu hören. Ja, bald gab der Herr mehr, als Mayhew zu hoffen gewagt hatte. Im Jahre 1656 kamen selbst zwei Powah's und erklärten, daß sie angefangen hätten, an Christum zu glauben, und entsagten ihrem alten Wesen. Das machte einen solchen Eindruck auf die Indianer, daß in kurzem 50 auf einmal ihre Sünden bekannten und sammt ihren Kindern sich Christo ganz zu ergeben versprachen. Ihre Zahl vermehrte sich zusehends und bald hatte Mayhew 200 bekehrte Indianer auf seiner Insel. Um dieselbe Zeit war es, als auch Eliot gar nicht weit von Martha's Weinberg die Stadt Naticke anlegte, und nun erst 1650 beide Männer mit einander bekannt wurden. Damals lernten auch Mayhew's Indianer die Lebensweise der von Eliot Bekehrten kennen, und baten Mayhew, eine gleiche Ordnung auch unter ihnen einzuführen. So erbaute er denn auf der Insel eine Stadt, in welcher seine Indianer sich sammelten. Waren sie auch noch nicht Alle gründlich bekehrt, so hatte doch der Herr sichtlich sein Werk unter ihnen, und sie drängten sich zu Mayhew's Predigt und Bibelauslegung. Erfreulich aber war es zu sehen, wie auch Verfolgungen sie darin nicht irre machen konnten, und die wahrhaft Bekehrten bald anfingen, ihren Landsleuten das Evangelium an's Herz zu legen. — Der Sohn eines der angesehensten Indianer auf dem Festlande, in dessen Hause Mayhew einmal Zeugniß abgelegt hatte von der Hoffnung, die in Christo ist, hatte Vater und Mutter, Haus und Gut verlassen, um Mayhew nachzufolgen, und da ihn die Seinen deßhalb verfolgten, ließ er in der Indianerstadt auf Martha's Weinberg sich nieder und erklärte voll

freudigen Glaubens: „Wenn die Meinigen eine Lanzenspitze auf meine Brust setzten und sagten: sie würden mich durchstechen, wenn ich nicht mit ihnen umkehrte, so will ich doch lieber mein Leben lassen, als ihnen folgen, selbst wenn sie mir versprechen, mich wieder ebenso lieb zu haben, als vorher. Denn wenn ich auf den Theil meines Lebens, wo ich Gott nicht kannte, zurückblicke, so muß ich es hassen, als ein nichtswürdiges; aber der Weg, welchen Gott mir in seinem Worte geoffenbaret, gefällt mir und ist gut." — Ein bekehrter Indianer aber fragte nach einer Predigt Mayhew's seinen Häuptling und Andere seines Stammes: „Wie gefällt euch das, was hier gepredigt ist?" — „„Sehr gut!"" war die Antwort. „Warum nehmt ihr es denn aber nicht an?" fuhr er fort. „Ich will es euch sagen: ihr erkennt eure Sünden nicht, ihr liebt eure Sünden noch! So lange es mit mir noch so stand, kümmerte ich mich auch nicht um den Weg Gottes; aber seitdem ich Sündenerkenntniß von Gott empfangen habe und meine Sünden hasse, gefällt mir Gottes Rathschluß." —

So wirkte Mayhew in Segen bis zum Jahre 1657. Im November dieses Jahres unternahm er eine Reise nach England, um dort Theilnahme für seine Indianer zu erwecken. Aber das Schiff, auf welchem er fuhr, ward vom Sturme zerscheitert, und Mayhew fand in den Wellen sein Grab. Schmerzlich beklagten ihn die Indianer und längere Jahre trafen sie sich nur unter Thränen auf dem Platze, wo er von ihnen Abschied genommen hatte. Die verwaiste Gemeine bat nun Eliot, ihre Pflege mit zu übernehmen, dieser aber, welcher schon so viele Seelen zu versorgen hatte, rieth ihnen, bewährte Christen aus ihrer Mitte zu Predigern zu wählen. Diese, unter welchen auch Hiakumes sich befand, arbeiteten nach dem Maaße der Gabe und Gnade, die ihnen verliehen war; ihr Mitarbeiter aber ward der beinahe 70jährige Vater Mayhew, der noch in seinen alten Tagen die Indianersprache lernte, und, obschon Statthalter, nicht nur auf Martha's Weinberg, sondern auch auf Nantuket mit der Predigt des Evangeliums umherzog, bis er 1680, in einem Alter von 93 Jahren, heimging. Um diese Zeit hielten sich auf Martha's Weinberg 1500, auf Nantuket aber gegen 300 Indianer zur christlichen Kirche. Dem Vater Mayhew folgte sein Enkel Johann Mayhew im Hirtenamte, das er mit großem Eifer und reichem Segen führte; doch schon 1689 raffte eine Krankheit den 37jährigen im 16. Jahre seines Amtes, das er als Gehülfe des Großvaters begonnen hatte, dahin. Das älteste seiner acht Kinder war ein Sohn von 16 Jahren, Experience, in welchem der Geist des Vaters lebte, und der schon in seinem 20. Jahre, 1694, das Missionswerk unter den Indianern übernahm und 65 Jahre lang dem Herrn unter den Heiden diente, bis er reich an Erfahrung, reich an Gnade im Herzen und in seiner Arbeit, endlich in hohem Alter entschlief. Auch ihm folgte ein Sohn, Zacharias Mayhew, und hat gewandelt in den Wegen seiner Väter, bis er im Jahre 1803 im 88. Lebensjahre seinen Hirtenstab in die Hand des großen Erzhirten niederlegte. 159 Jahre aber hat die Familie Mayhew den Indianern das Evangelium verkündigt.

§. 4. David Brainerd.

Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschreibungen ꝛc. Bd. 5. p. 37 ff.
Wormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. Düsseldorf 1850. II. 1.
Missionsfreund 1848. Nr. 4.

Mehrere andere Veranstaltungen für das Missionswerk unter den Indianern gingen während des 18. Jahrhunderts von der Gesellschaft für Fortpflanzung des Evangeliums aus, welche auch schon während des 17. die Missionsarbeiten unterstützt hatte. Durch ihre Boten ward eine Gemeine von 500 Seelen unter den Mahikandern gesammelt, unter welchen Einzelne wieder als Gehülfen an der Unterweisung ihrer Landsleute Theil nehmen konnten. Auch zu den Moskito's, die sich unter den Schutz der britischen Krone gestellt und ihr Verlangen nach christlicher Belehrung kund gegeben hatten, wurden Arbeiter gesendet. Im Jahre 1735 baten fünf andere Stämme den englischen Gouverneur Belcher um Religionslehrer. Eine Schule für Indianer wurde zu Lebanon in Connecticut von Eleazar Wheelock angelegt. Um diese Zeit wirkten auch die Stifter der Methodisten, Karl und John Wesley und Georg Whitefield am Savannafluß in Georgien. Unter den Heiden aber konnten sie und ihre Freunde damals um so weniger etwas ausrichten, als sie nur nebenher dieser Angelegenheit ihre Aufmerksamkeit zuwandten. — Andere Missionen gingen von der schottischen Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß aus, welche 1741 zu New-York ein Board of Correspondents errichtete. Ihr erster Missionar, der Prediger Azariah Horton, wirkte auf der zum Staate New-York gehörigen Insel Long-Island, von der Gesellschaft durch einen Jahresgehalt von 40 Lstr. unterstützt. Die Folgen seiner Wirksamkeit waren noch 1788 erkennbar, wo man bei den von ihm bekehrten Indianern noch zwei Prediger ihres Stammes fand.

Der zweite Sendbote dieser Gesellschaft war David Brainerd. Er wurde geboren den 20. April 1718 zu Haddam, einer Stadt der Grafschaft Hartford zu Connecticut in Neu-England. Sein Vater, der ihm frühzeitig, als er ungefähr 9 Jahre alt war, durch den Tod entrissen wurde, war königlicher Kolonialrath in Haddam; seine Mutter, Dorothea, war die Tochter eines Predigers, Jeremias Hobart, der zu Haddam in hohem Alter starb. Dieser ehrwürdige Mann war der zweite von den drei Söhnen des Peter Hobart, eines evangelischen Geistlichen in England, der wegen der Verfolgung, welche die Puritaner durch das Haus Stuart erfuhren, mit seiner Familie nach Nordamerika auswanderte und daselbst zu Hingham in Massachusets als Prediger angestellt wurde. David Brainerd war der dritte Sohn seiner Eltern, die fünf Söhne und vier Töchter hatten. Er war ein schwächliches Kind, das nach menschlichem Urtheil der sorgsamsten Pflege seiner Eltern bedurfte; dennoch mußte er fünf Jahre nach dem Tode des Vaters auch seine fromme Mutter verlieren, welche durch eine 1732 zu Haddam wüthende Pest dahingerafft wurde. War der Sinn des Knaben schon von frühester Jugend an ein ernster und mehr zum Trübsinn geneigter gewesen, so wurde jene Krankheit für ihn ein mächtiger Weck-

ruf. „Der Geist Gottes," sagt er selbst, „brachte mich zu der Zeit weit vorwärts; ich war sichtlich der Welt abgestorben, und meine Gedanken waren beinahe gänzlich mit meinen geistlichen Angelegenheiten beschäftigt, und ich kann in der That sagen: ich war fest überzeugt, ein Christ zu sein. Außerordentlich betrübt und niedergeschlagen war ich über den Tod meiner Mutter; aber nachher begann meine religiöse Bekümmerniß wieder nachzulassen, ich versank nach und nach in eine große Sorglosigkeit; doch war ich noch immerfort darauf bedacht, öfters im Verborgenen für mich zu beten. Im April 1733 wurde ich aus dem Vaterhause nach Ost-haddam versetzt, wo ich vier Jahre zubrachte, immerfort ohne Gott in der Welt. Ach! all mein gutes Betragen war nur Selbstgerechtigkeit, was sich nicht auf das Verlangen gründete, zur Ehre Gottes zu leben."

Im Jahre 1737 kam Brainerd, dem die Wahl des künftigen Berufs schwer wurde, nach Durham, wo er ein Jahr lang mit landwirthschaftlichen Arbeiten sich beschäftigte. Doch sagten dieselben seiner Neigung nicht recht zu, und in seinem 20. Jahre beschloß er, sich den gelehrten Studien zu widmen und ein Prediger des Evangeliums zu werden. „Ich war," schreibt er in seinem Tagebuche, „schon einige Zeit vorher außerordentlich aufgeregt, meine Schuldigkeit zu thun, aber jetzt mehr als jemals bestrebt, meinen religiösen Pflichten zu genügen. Ich wurde sehr streng und wachsam hinsichtlich meiner Gedanken, Worte und Handlungen, und in der That, ich mußte wohl besonnen sein, weil ich mich dem geistlichen Berufe zu widmen entschlossen war und mir einbildete, daß ich mich dem Herrn selbst geweiht hätte." Im April 1738 begab er sich deßhalb auf einige Zeit zu dem Prediger Fiske in Haddam, an welchem er einen treuen und rathenden Freund fand, mit dem er Zeit seines Lebens verbunden blieb. Derselbe rieth ihm auch, sich gänzlich von dem Umgange mit jüngeren Leuten loszumachen und sich an ernstere ältere Personen anzuschließen, welchen Rath er auch befolgte. Aber trotz aller äußeren Frömmigkeit und der strengsten Pflichterfüllung war seine Seele doch ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt.

„Meine Lebensweise", schreibt er, „war außerordentlich regelmäßig und religiös in ihrer Art; denn ich las meine Bibel mehr als zweimal durch in weniger als Jahresfrist; ich verwendete jeden Tag viel Zeit auf das Gebet im Verborgenen und die Uebung anderer besonderer Pflichten; ich hörte mit großer Aufmerksamkeit die Predigt und bestrebte mich auf das Aeußerste, sie zu behalten. So sehr ließ ich mir die Uebung der Gottesfurcht angelegen sein, daß ich mich mit einigen jungen Leuten vereinigte, um uns an den Sonntagsabenden zu häuslicher Andacht zu versammeln, und ich selbst war ernstlich auf die Uebung dieser Pflicht bedacht, und wenn unsere Versammlung zu Ende war, so pflegte ich das, was am Tage gesprochen wurde, für mich selbst zu wiederholen, so viel ich konnte, bisweilen bis tief in die Nacht hinein. Montags früh wiederholte ich eine Zeit lang gewöhnlich diese Unterredungen nochmals, und ich fühlte bisweilen eine besonders starke Aufregung zur Uebung dieser Pflichten und empfand großes Vergnügen dabei — kurz, die äußere Erscheinung war sehr gut und ich lebte ganz meiner Pflicht, und doch hatte ich nicht die rechte Gesinnung dabei."

Nach Fiske's Tode setzte Brainerd seine Studien in Verbindung mit seinem Bruder fort und ließ zugleich nicht nach in ernster Erfüllung seiner religiösen Pflichten. Dennoch war er nach seinem eigenen Geständniß immer noch nicht frei von dem Dünkel der Selbstgerechtigkeit und

würde, auf diesem Wege fortfahrend, verloren gewesen sein, wenn nicht die göttliche Gnade dem zuvorgekommen wäre. In ergreifender Weise schildert er selbst in seinem Tagebuche, was damals in seinem Innern vorgegangen, doch können wir davon im Folgenden nur einige Bruchstücke mittheilen:

„Einst zu Anfange des Winters 1738“, schreibt er, „gefiel es Gott, an einem Sabbathmorgen plötzlich eine solche Empfindung meiner Gefahr und des göttlichen Zornes in mir zu erregen, daß ich erschrocken still stand und mein bisheriges gutes Verhalten, bei dem ich mir selbst wohlgefallen hatte, mir als etwas ganz Eitles erschien. Die Betrachtung meiner Sündhaftigkeit und Nichtswürdigkeit machte mich diesen ganzen Tag über sehr betrübt, indem ich fürchtete, die göttliche Strafe würde mich treffen. Ich war sehr niedergeschlagen und beneidete bisweilen die Thiere um ihr Glück, weil sie dem ewigen Elende nicht ausgesetzt sind, das mir augenscheinlich drohte. So lebte ich von Tage zu Tage, oft in großer Bekümmerniß. Bisweilen schienen sich Berge meinen Hoffnungen auf Gnade entgegenzuthürmen, und das Werk der Bekehrung erschien mir so schwierig, daß ich meinte, ich würde es nimmer ausführen können. Doch rief ich immerfort zu Gott und verrichtete meine Obliegenheiten mit dem größten Eifer, indem ich hoffte, auf diese Weise meinen Zustand zu verbessern. — Einmal im Februar 1738 bestimmte ich einen besondern Tag zum geheimen Fasten und Beten und brachte diesen Tag in fast unablässigem Flehen zu Gott um Erbarmung zu; ich bat ihn, er möchte meine Augen öffnen, um das Elend der Sünde zu erkennen und den Weg des Lebens durch Jesum Christum, und es gefiel Gott, an diesem Tage mich den Zustand meines Herzens recht deutlich erkennen zu lassen und mir in eben dem Maße meine eigene Hülflosigkeit vor Augen zu stellen. Zu manchen Zeiten war ich sehr getrost und bildete mir ein, Gott liebe mich und sei zufrieden mit mir, und dachte, daß ich bald vollkommen mit Gott versöhnt sein würde, während doch meine ganze Ueberzeugung sich auf eine bloße Einbildung gründete, die durch den lebhaften Eifer bei der Erfüllung meiner Pflichten, oder durch manche gute Vorsätze, die ich gefaßt hatte, und durch Anderes der Art erzeugt wurde. Und wenn bisweilen eine große Bekümmerniß in mir entstand beim Hinblick auf meine Unwürdigkeit und Blöße und auf die Unfähigkeit, mich selbst von der Gewalt Gottes, des höchsten Gebieters, zu befreien, so pflegte ich die genauere Untersuchung aufzuschieben, weil ich es nicht zu ertragen vermochte. Einst überfiel mich eine schreckliche Angst und Bekümmerniß, und der Gedanke, mich selbst aufzugeben und nackt vor Gott zu treten, alles eignen Guten entkleidet, war so peinigend für mich, daß ich im Begriff war, wie Felix zu Paulus zu sagen: Gehe hin für dies Mal! — — Bisweilen war ich eine ziemlich lange Zeit hindurch nachlässig und verdrossen, ohne eine lebhafte Ueberzeugung von meiner Sündhaftigkeit zu haben, aber dann bemächtigte sich wieder meiner das Gefühl derselben mit einer um so stärkeren Gewalt. Einmal des Nachts — ich erinnere mich dessen noch ganz deutlich — wo ich ganz einsam wachend war, zeigten sich mir meine Sünden in einer solchen Gestalt, daß ich fürchtete, der Boden unter mir würde sich aufthun und mein Grab werden, und meine Seele würde lebendig zur Hölle fahren. — Ich fürchtete sehr, die Ueberzeugung von meiner Sündhaftigkeit wieder zu verlieren und in einen Zustand fleischlicher Sicherheit zu verfallen und unempfindlich zu werden gegen die Vorstellung von dem drohenden göttlichen Gericht, was mich außerordentlich aufmerksam in meinem Betragen machte, um die Wirkungen des göttlichen Geistes nicht zu unterdrücken. Die häufigen Vereitlungen meiner Hoffnung und die großen Bekümmernisse und Verlegenheiten, in die ich gerieth, brachten mich in die schrecklichste Lage, dahin nämlich, mit der Allmacht zu rechten, mit einer innern Aufgeregtheit und Erbitterung über das Verfahren Gottes mit den Menschen. Ich fand es sehr tadelnswerth, daß Adams Sünde seinen Nachkommen zugerechnet werden sollte, und mein gottloses Herz wünschte oft einen andern Weg zum Heil, als den durch Jesum Christum. Ich glich einem trüben See, und während meine Gedanken sich verworren durch einander bewegten, suchte ich nach einer Möglichkeit, dem göttlichen Zorne durch ein anderes Mittel zu entrinnen, und machte seltsame, gottlose Entwürfe, die Rathschläge und Absichten Gottes mit mir zu vereiteln, oder mich dem Auge Gottes zu entziehen und mich vor ihm zu verbergen. Aber wenn ich nachdachte und einsah, daß diese Pläne eitel seien und mich nicht retten könnten, und daß ich über-

haupt selbst nichts zu meiner Rettung zu thun vermöchte, so versetzte mich dies in die furchtbarste Gemüthsstimmung, so daß ich wünschte, Gott möchte nicht sein. — — Die Ueberzeugung von meinem elenden Zustande stand bisweilen so klar und offenbar vor meinen Augen, daß es war, als würden mir die Worte zugerufen: Es ist für immer unmöglich, euch selbst zu erlösen! — Nachdem ich so eine geraume Zeit in tiefer Bekümmerniß hingebracht hatte, sah ich eines Morgens, während ich an einem einsamen Orte, wie gewöhnlich, spazieren ging, auf einmal, daß alle meine Bestrebungen, mich selbst zu befreien und zu retten, ganz vergeblich seien, und ich war völlig dahin gebracht, mich selbst für ganz verloren zu achten. Ich hatte wohl früher oft gedacht, daß die Schwierigkeiten auf meinem Wege sehr groß seien, aber nun erkannte ich in einem andern und ganz verschiedenen Lichte, daß es mir für immer unmöglich sei, irgend etwas zu thun, um mir selber zu helfen und mich selbst zu erlösen. Nun erkannte ich, daß keine nothwendige Verbindung Statt finde zwischen meiner Bitte und der Gewährung der göttlichen Gnade, daß Gott nicht die geringste Verpflichtung habe, mir seine Gnade zu schenken, und daß meine Gebete deshalb nichts werth seien und nichts vermöchten, weil sie nicht aus der Liebe zu Gott hervorgingen. Ich erkannte, daß ich bei meinen Andachtsübungen, Fasten, Gebeten u. s. w. gewähnt und wirklich bisweilen geglaubt hatte, ich thäte dies zur Ehre Gottes, während doch nicht auf diese mein eigenwilliges Bestreben gerichtet war, sondern einzig auf meine eigene Glückseligkeit. In diesem Gemüthszustande blieb ich vom Freitag früh bis zum folgenden Sabbathabend, wo ich wieder an demselben einsamen Orte auf- und niederging, wie früher, und zu beten versuchte, aber kein Herz fassen konnte zur Uebung dieser oder irgend einer andern Pflicht. Nachdem ich so fast eine halbe Stunde lang mich bestrebt hatte, zu beten, kam ich in ein dunkles, dichtes Gebüsch, und eine unaussprechliche Herrlichkeit schien sich vor dem Auge meines Geistes aufzuthun, — ich meine nicht einen äußeren Glanz — denn etwas der Art sah ich nicht — noch will ich damit eine lichte Erscheinung irgendwo im dritten Himmel andeuten — sondern es war eine ungewöhnliche innere Wahrnehmung, ein Schauen Gottes, wie ich es nie vorher gehabt hatte — ich hatte nichts erfahren, was damit die geringste Aehnlichkeit hatte. Ich stand still und staunte voll Verwunderung. Ich war mir bewußt, nie vorher irgend etwas gesehen zu haben, was an Erhabenheit und Schönheit damit zu vergleichen war; es war weit entfernt von allen Vorstellungen, die ich jemals von Gott oder göttlichen Dingen gehabt hatte — was ich damals schaute, erschien mir als die göttliche Herrlichkeit, und meine Seele empfand eine unaussprechliche Wonne, einen solchen Gott zu schauen, ein so herrliches Wesen, und ich war in meinem Innern vergnügt und befriedigt, daß dieses Wesen Gott war über Alles immer und ewig. — Meine Seele war so entzückt über die Vortrefflichkeit, Liebenswürdigkeit, Erhabenheit und die andern Vollkommenheiten Gottes, daß sie ganz davon eingenommen war, so daß ich zuerst nicht an meine eigene Seligkeit dachte, und kaum einen Blick auf ein solches Geschöpf warf, wie ich selbst war. — So bewirkte Gott — das glaube ich — in mir eine solche Gemüthsverfassung, wo mein Herz zu Ihm erhoben wurde, Ihn als den Herrn anerkannte und vor Allem zu dem Streben aufgeregt wurde, Alles zu seiner Ehre und zu seiner Verherrlichung zu thun. — In diesem Zustande der innern Freude und des Friedens blieb ich fortwährend, bis es dunkel zu werden begann, und dann fing ich an, darüber nachzusinnen und zu forschen, was ich gesehen hatte, und empfand den ganzen Abend eine angenehme Ruhe in meinem Gemüthe. Ich fühlte mich in einer neuen Welt, und jeder Gegenstand um mich her zeigte sich mir in einer andern Gestalt, als er mir sonst gewöhnlich erschienen war. Damals eröffnete sich mir der Weg zum Heil, und er erschien mir mit so großer Weisheit gewählt, so angemessen und vortrefflich, daß ich mich wunderte, wie ich jemals an einen andern Weg hatte denken können — ich war unwillig darüber, daß ich nicht meine eigenen Erfindungen aufgegeben und an diesen lieblichen, gesegneten, herrlichen Weg mich früher gehalten hatte. Wenn ich durch meine eigenen pflichtmäßigen Handlungen, oder auf einem andern Wege, den ich früher mir selbst ausgesonnen, hätte selig werden können, so hätte ich jetzt mit ganzer Seele dies zurückgewiesen, und ich wunderte mich, daß nicht alle Welt diesen Heilsweg, ganz und allein durch die Gerechtigkeit Christi, erkannt und gewählt habe."

Anfangs September 1739 wurde Brainerd, bereits im 22. Jahre

stehend, Zögling der höhern Lehranstalt (Yale-College) in New-Haven, um daselbst seine Vorbereitung zum geistlichen Amte zu vollenden. Nicht ohne Furcht vor den vielfachen Versuchungen, welche ihm an diesem neuen Aufenthaltsorte entgegentreten würden, verwandte er vorher einige Zeit auf Gebet und Selbstprüfung, in Folge dessen ihm eine besondere göttliche Stärkung zu Theil wurde. „Es gefiel Gott," sagt er, „meine Seele mit noch deutlicheren Offenbarungen seiner selbst und seiner Gnade heimzusuchen, und der Herr ließ das Licht seiner Gnade in mein Herz scheinen, so daß ich in der Gewißheit seiner Huld voll Freude war, und meine Seele durch göttliche und himmlische Freuden unaussprechlich erquickt wurde." — Obschon er selbst klagt, daß sein Ehrgeiz bei seinen Studien der Thätigkeit und Lebendigkeit seines religiösen Lebens sehr nachtheilig gewesen sei, blieb doch sein Herz fortwährend auf Gott gerichtet und der Zustand seines Gemüthes war längere Zeit ein so erfreulicher, daß er selbst sagt: „Meine Seele liebte alle Menschen innig, und mein sehnlichster Wunsch war, daß sie dieselbe Freude empfinden möchten, die ich empfand — mein Zustand schien einige Aehnlichkeit mit dem Himmel zu haben." Desto bedenklicher sah es, vielleicht mit in Folge zu großer Anstrengung, mit seiner Gesundheit aus, und schon jetzt zeigten sich die Anfänge jener verzehrenden Krankheit, mit welcher er sich bis an seinen Tod herumgetragen hat. Er war sehr angegriffen und warf sogar Blut aus, weßhalb er genöthigt war, seine Studien eine Zeit lang zu unterbrechen und nach Haddam zurückzukehren. Doch blickte er dem Tod getrost ins Auge und hätte viel lieber erwählt, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Doch genas er und konnte am 6. November 1740 nach New-Haven zurückkehren, wo er, da ihm das rohe Leben der übrigen Zöglinge nicht gefiel, in stiller Zurückgezogenheit seinen Arbeiten und seinem Gott lebte. Anfangs 1741 entstand in der ganzen Landschaft, zu welcher New-Haven gehörte, eine außerordentliche religiöse Bewegung, welche auch auf die studirenden Jünglinge im Yale-College einen sehr merkbaren Einfluß äußerte. Die Erweckung war groß und allgemein, der Geist der Gesellschaft war wie umgewandelt; die Studirenden waren im Allgemeinen ernst gestimmt, und Manche von ihnen wurden so auf eine merkwürdige Weise dahin gebracht, ernstlicher, als bisher, an ihr ewiges Heil zu denken, und offenbar war die gesegnete und bleibende Wirkung des Eindrucks, den diese Erweckung auf das Gemüth so manches Mitgliedes jener Bildungsanstalt gemacht hatte. Leider aber gab dieselbe auch Anlaß zu Brainerd's Verweisung aus der Anstalt. Mehrere gottesfürchtige Studenten zu New-Haven hatten sich in Folge jener Erweckung zu gemeinsamer und freimüthiger Besprechung über geistliche Dinge und zu wechselseitiger Unterstützung verbunden. Unter ihnen war Brainerd, der gegen einen der Mitverbundenen im Vertrauen über einen der Anstalts-Vorsteher sich äußerte, daß derselbe nicht mehr Gnade empfangen habe, als sein Stuhl. Diese Aeußerung hatte ein Unberufener gehört und nicht ohne Entstellungen dem Rektor überbracht, der sofort eine strenge Untersuchung anstellte, bei welcher sich Brainerd wohl in etwas mißfälliger Weise verantwortete. Anderes, was theils auf falscher Anklage beruhte, theils an sich nicht unrecht war, ihm aber

die Ungunst des Rektors zugezogen hatte, kam hinzu, und im Winter des Jahres 1741—42 ward Brainerd aus der Anstalt verwiesen. Diese Ausstoßung betrachtete er damals als eine Mißhandlung und Ungerechtigkeit, weßhalb er auch keinen Schritt that, um wieder aufgenommen zu werden. Später aber, um dieß hier gleich zu bemerken, versuchte er mehrmals, obwohl vergeblich, mit seinem beleidigten Lehrer sich auszusöhnen. Am 15. September 1743 bat er seinen Lehrer schriftlich um Verzeihung mit den Worten: „Ich bekenne in Demuth, daß ich in jener Aeußerung gegen Gott gesündigt und wider die Ordnungen des göttlichen Wortes gehandelt und meinen Vorgesetzten beleidigt habe. Mein Benehmen geziemte sich nicht für einen Christen, und ich habe oft mit Betrübniß daran gedacht. Ich bitte demüthig die Lehrer der Anstalt, insbesondere den Beleidigten, um Vergebung." Doch auch diese Bitte blieb umsonst; in Brainerd's Tagebuch aber heißt es gleich nach der obigen Erklärung: „Gott hat mich in den Stand gesetzt, daß ich, wenn Jemand mir hundertmal Unrecht gethan, und ich ihn, obgleich so vielfach dazu aufgereizt, nur ein einziges Mal beleidigt hätte, doch mich geneigt und von Herzen willig fühlen würde, ihm demüthig mein Vergehen zu bekennen und auf meinen Knieen ihn um Vergebung zu bitten."

Den Frühling des Jahres 1742 verlebte Brainerd bei dem Prediger Mills zu Ripton, der ihn in sein Haus aufnahm und zur Fortsetzung seiner Studien behülflich war. Auch andere benachbarte Geistliche halfen ihm gern, wenn er sie aufsuchte. Auch in diese Zeit folgten Brainerd seine innern Kämpfe, zugleich aber ward das Verlangen in ihm lebendig, das Reich Christi unter den Heiden auszubreiten, wie aus seinem sorgfältig fortgeführten Tagebuch erhellt. So schreibt er z. B.

Am 6. April:

„Ich begab mich diesen Morgen an denselben (einsamen) Ort, wo ich jüngst des Nachts gewesen war, und glaubte zu fühlen, daß ich wieder zu Gott mit Freimüthigkeit beten könne, aber ich wurde plötzlich wieder niedergeschlagen durch das Gefühl meiner eignen Nichtswürdigkeit. Dann rief ich zu Gott, meine Seele zu reinigen und mir, wenn ich meine Sünden bereute, Gnade zu gewähren, und bei meinem Gebet empfand ich ein inniges Vergnügen. Ich konnte mir denken, daß ich mit Freuden den größten Beschwerden um Christi willen mich unterziehen würde, und fand mich bereit, wenn Gott es so bestimmen sollte, es zu ertragen, daß ich aus meinem Vaterlande verbannt würde, und unter Mühseligkeiten und Todesgefahren aller Art, mitten unter den Heiden zu leben, wenn ich nur etwas für das Heil ihrer Seelen zu thun vermöchte. Gott verlieh mir, für Andere, für das Reich Christi auf Erden und für meine theuren christlichen Freunde eifrig im Gebet zu ringen."

Am 20. April:

„Heute bin ich 24 Jahre alt. O wie viel Barmherzigkeit habe ich in dem verflossenen Jahre empfangen! Wie oft hat Gott Veranlassung gegeben, seine Güte mir vorzuhalten, und wie wenig habe ich den Gelübden entsprochen, die ich während einer Zeit von 12 Monaten gethan, ganz des Herrn zu sein, für immer mich seinem Dienste zu weihen! Der Herr helfe mir, künftig mehr zu seiner Ehre zu leben!"

Den 13. Mai:

„Ich erblickte so viel Böses in meinem Herzen, daß ich wünschte, aus mir selbst herauszugehen. Ich hatte nie vorher gedacht, daß so viel geistlicher Hochmuth in meiner Seele wäre — ich fühlte mich fast bis zum Tode niedergebeugt von meiner Nichtswürdigkeit. Herr! befreie meine Seele! Ich sehnte mich nach größerer Einsamkeit — der geheime Umgang mit Gott ist der süßeste Genuß himmlischer Freude auf Erden."

So dauerte, abwechselnd mit Stunden freudiger Erhebung im Gebet, der Kampf in seinem Innern fort, und das Gefühl seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit war oft so stark, daß er sich wunderte und beschämt fühlte, wenn wohlwollende Menschen ihm freundlich entgegen kamen. Am 19. Juli bestand Brainerd mit Ehren eine öffentliche Prüfung in Danbury, und erhielt die Erlaubniß, das Evangelium zu predigen. „Ich fühlte mich," bemerkt er, „hierauf noch mehr als ein Gott Geweihter, vereinigte mich zum Gebet mit einem der Prediger, meinem vertrauten Freunde, und legte mich nieder mit dem Entschlusse, mein ganzes Leben Gott zu weihen." — Ohne feste Anstellung predigte er nun von Zeit zu Zeit an verschiedenen Orten, oft in sehr gedrückter Stimmung, aber durch inniges Gebet gestärkt und nicht ohne Segen. Auch Indianer hörten schon hie und da ihm zu und wurden tief ergriffen. Aeußere Anfechtungen in New-Haven brachten ihn, anstatt ihn zu entrüsten, vielmehr noch zu einer tiefern Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit, und er betrachtete sie als verdiente Züchtigungen. Im November, da er sich gerade in New-Haven befand, erhielt er von dem Prediger Pemberton in New-York eine Einladung, um mit ihm die Angelegenheiten der Heiden zu berathen, da der bereits erwähnte Azariah Horton die Correspondenten in New-York um Hülfe für sein Werk unter den Indianern gebeten. Das Erste, was Brainerd that, war, wie immer, wenn es irgend einen wichtigen Entschluß, eine Schwierigkeit oder Gefahr galt, daß er im Gebet die Sache Gott vortrug. Das that er denn auch jetzt in Gemeinschaft mit einigen christlichen Freunden, und machte dann, gestärkt durch Kraft von oben, alsobald sich auf den Weg. Nachdem er in New-York eine Prüfung vor den Correspondenten bestanden, nahmen sie ihn in den Dienst der Mission. Am 1. Februar 1743 hielt er seine Abschiedspredigt, und den folgenden Tag trat er seine Missionsreise zu den Indianern an, nicht ohne große Beklemmung. Er vergleicht sich selbst mit einem Kämpfer auf dem Schlachtfelde, preist aber zugleich Gott für seine Gnade, daß er ihm mitten im Kampfe so himmlische Erquickung gewähre.

Nachdem er unterwegs den Indianern zu Montauk, dem östlichen Vorgebirge von Long-Island, gepredigt, gelangte er am 1. April nach dem Ort seiner Bestimmung, dem Indianerdorf Kaunaumeek, 20 englische Meilen östlich von Albany. Sein Herz aber war wieder bange, seine Stimmung sehr gedrückt. Doch predigte er am 10. April, nachdem er früh aufgestanden und durch Gebet und Nachdenken im einsamen Walde sich gestärkt, vor und nach Mittag den Indianern, die sich im Allgemeinen anständig betrugen. Mit Einzelnen, auf die das göttliche Wort einen tiefen Eindruck gemacht hatte, unterredete sich Brainerd dann noch besonders und vernahm von Einem die Aeußerung, sein Herz habe immerfort geschrieen, seit er ihn zuerst habe predigen hören. Den 20. April, seinen Geburtstag, feierte er als Bet- und Fasttag und schüttete seinen Jammer vor Gott aus. „O möchte Er mich tüchtig machen," betete er, „künftig zu Seiner Ehre zu leben!" Ueber seinen Aufenthalt zu Kaunaumeek schrieb er unterm 30. April 1743 an seinen Bruder John (Johannes), damals Student im Yale-College zu New-Haven:

„Mein theurer Bruder! Ich muß Dir sagen, es verlangt mich, Dich zu sehen, aber meine eigne Erfahrung hat mich gelehrt, daß hier keine vollkommene Glückseligkeit zu finden ist, keine vollkommene Befriedigung bei dem Genusse der irdischen Freundschaft, mag sie noch so innig und uns theuer sein, noch bei irgend einem andern Freudengenusse, der nicht Gott selbst ist. Darum, wenn nur Gott uns seine Gegenwart und Gnade gewähren will, daß wir unser Werk vollbringen und die Prüfungen bestehen mögen, die er uns auflegt, bis wir das Ziel unserer Wallfahrt erreichen, so ist auch in der traurigsten, beschwerlichsten Wildniß die Entfernung, in der wir gegenwärtig von einander leben, kein Gegenstand von großer Wichtigkeit für uns beide. Aber ach! die Gegenwart Gottes ist es eben, was ich vermisse. Ich lebe in der traurigsten Einöde, ungefähr 11 Meilen von Albany, und beköstige mich mit einem armen (nicht weit von Kaunaumeek wohnenden) Schottländer, dessen Frau etwas Englisch spricht. Meine Speise besteht meist in einem Pudding, gekochtem Korne und in der Asche gebackenem Brode, und bisweilen in ein wenig Fleisch und Butter. Mein Lager ist ein kleines Bündel Stroh, das auf einem Paar Brettern liegt, nicht hoch über der Erde; denn es ist ein großes Gemach ohne allen Estrich, worin ich wohne. Mein Werk ist ungemein schwierig (auch deshalb, weil B. durch einen Dolmetscher mit den Indianern reden mußte) und lästig — ich wandere fast täglich zu Fuß $1\frac{1}{2}$ Meile weit auf den schlimmsten Wegen und wieder zurück; denn ich wohne so entfernt von meinen Indianern. Diesen ganzen Monat habe ich keinen Engländer gesehen. Dies und manches Andere macht meinen Aufenthalt hier unbehaglich, und doch gehen meine geistigen Anfechtungen und Bekümmernisse so weit über alles dies hinaus, daß ich selten daran denke, vielmehr kommt es mir vor, als würde ich auf die allerköstlichste Weise bewirthet. Der Herr verleihe mir, daß ich lerne die Widerwärtigkeiten aushalten, als ein guter Streiter Jesu Christi. Was den Erfolg meiner hiesigen Wirksamkeit betrifft, so kann ich bis jetzt nicht viel davon sagen. Die Indianer sind im Allgemeinen freundlich und wohlgesinnt gegen mich, und sie sind meist sehr achtsam auf meine Vorschriften und scheinen gern Belehrung anzunehmen. Zwei bis drei, hoffe ich, sind einigermaßen überzeugt, doch hat sich noch wenig von einer besonderen Wirkung des göttlichen Geistes bei ihnen gezeigt, so daß mir oft der Muth sinkt. Bisweilen denke ich, daß Gott Segnungen im Ueberflusse vorräthig hat für sie und mich; zu einer andern Zeit bin ich so in Bekümmerniß versunken, daß ich nicht einsehen kann, wie sein Verfahren mit mir mit der gebührenden Liebe und Glaubensfreudigkeit bestehen mag, und ich spreche dann: Gewiß hat er seine Barmherzigkeit gänzlich und auf immer mir entzogen. Aber ich erkenne, daß ich alle diese Züchtigungen nöthig habe, und daß es gut für mich ist, daß ich diese Prüfungen bestanden und bis jetzt wenig oder gar keinen sichtbaren Erfolg meiner Arbeit wahrgenommen habe. Ich bin dadurch nicht entmuthigt worden — Gott ist mit mir gewesen. Laß uns immer daran denken, daß wir durch viel Trübsale in Gottes ewiges Reich der Ruhe und des Friedens eingehen müssen. Die Gerechten werden mit genauer Noth gerettet; es ist ein unendliches Wunder, daß wir die wohlbegründete Hoffnung haben, Alle selig zu werden. Ich für meinen Theil betrachte mich als das nichtswürdigste aller lebenden Geschöpfe. Nun Alles, was Du für mich noch thun kannst, ist dies, daß Du unablässig betest, daß Gott mich demüthig, heilig, ergeben und himmlisch gesinnt durch alle Prüfungen wolle werden lassen, daß ich stark sein möge in dem Herrn und in der Kraft seiner Stärke. Laß uns laufen und ringen und kämpfen, daß wir den Preis gewinnen und die vollkommne Glückseligkeit erlangen mögen, heilig zu sein, wie Gott heilig ist. Mit dem Wunsche und Gebete, daß Du weiter kommen mögest in Erkenntniß und Gnade bei Gott und tüchtig werden zu seinem Dienste, verbleibe ich Dein geneigter Bruder David Brainerd."

Nicht die Entbehrungen und Beschwerden seines Missionslebens, sondern vielmehr seine innern Kämpfe und Anfechtungen machten Brainerd oft so muthlos, daß er im Gefühl seiner Sünde nicht selten sich schämte, vor den Indianern als Prediger aufzutreten. In tiefer Waldeseinsamkeit suchte er dann im Umgange mit seinem Gott und in brünstigem Gebete Kraft und Stärke. Besonders bekümmerte es ihn, daß es ihm noch immer nicht gelingen wollte, die gewünschte Aussöhnung mit

den Vorstehern der Anstalt zu New=Haven zu bewirken. Seine Hauptsorge war und blieb indeß die Ausbreitung des Reiches Christi, und deßhalb erbaute er sich selbst mitten unter seinen Indianern in Kaunaumeek ein eignes Häuslein, in welchem er allein mit seinem Gott wohnte, da sein Dolmetscher es vorzog, unter seinen Landsleuten zu bleiben. Hier begann er auch, die Sprache der Indianer zu erlernen, und setzte, nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten, so viel ihm seine Kräfte verstatteten, diese Arbeit fleißig fort. Tiefbekümmert, daß die „weißen Christen“, oder wie er sie selbst einmal nennt, die „weißen Heiden“, welche die Indianer lieber in Nacht und Finsterniß dahin leben lassen wollten, um sie desto leichter zu betrügen und zu unterdrücken, seinem heiligen Werke vielfache Hindernisse bereiteten, war Brainerd doch fortwährend bemüht, seine Indianer zum Heiland der Sünder zu weisen, arbeitete auch eine Sammlung von Gebeten für sie aus, übersetzte mit Hülfe seines Dolmetschers mehrere Psalmen und versammelte jeden Abend die Indianer in seinem Hause, um das Evangelium Matthäi mit ihnen zu lesen, wobei sein Dolmetscher ihm treulich beistand. Ueber die Erfolge seines treuen Wirkens konnte er damals selber schreiben: „Die Stufe der Erkenntniß, zu welcher Einige gelangt sind, ist bedeutend. Viele Wahrheiten des Christenthums scheinen sich ihrem Gemüth tief eingeprägt zu haben, so daß sie gar mit mir darüber sprechen und mich befragen, um sie ihrem Verständnisse deutlicher zu machen. Einige von den Kindern und jungen Männern, welche die Schule besuchten, machten große Fortschritte, so daß sie bald die englische Sprache verstanden. Aber was mir unter allen Schwierigkeiten den meisten Muth macht, ist der Umstand, daß die Wahrheiten des göttlichen Wortes sich zu Zeiten als eine göttliche Kraft an den Herzen der Indianer erweisen. — — Und wenn ich auch nicht sagen kann, daß ich an ihnen hinreichende Zeichen der Erneuerung im Geiste und Gemüthe gesehen habe, so hoffe ich doch zu Gott, daß er seinen Weg in die Seelen vorbereitet hat“. Dieß zeigte sich auch in dem äußern Leben der Indianer, da der Götzendienst sammt den wilden heidnischen Tänzen bald gänzlich verschwand, der Tag des Herrn aber geachtet wurde.

Im April 1744 erhielt Brainerd eine Aufforderung, den Indianern an den Delawarebuchten in Pennsylvanien das Evangelium zu predigen, und so beschwerlich auch der Weg dahin war und so ungern seine Indianer ihn ziehen ließen, glaubte er doch diesem Rufe folgen zu müssen, um so mehr, da er die Gemeinde in Kaunaumeek der Obhut seines Freundes Sergeant in Stockbridge übergeben konnte. So begab er sich denn am 29. April auf die Reise an den Delaware, durch Wälder und Einöden, und erreichte am 10. Mai das Indianerdorf Minnisinks, dessen Häuptling er vergeblich um die Erlaubniß bat, sein Volk im Christenthum zu unterrichten. „Warum wünschest du“, sagte ihm einer von den dortigen Heiden in's Gesicht, „daß die Indianer Christen werden, da diese doch viel schlechter sind, als wir. Die Christen lügen, stehlen und trinken, mehr als die Indianer. Sie stehlen untereinander dermaßen, daß ihre Fürsten sie aufhängen müssen. Aber auch das schreckt sie nicht ab. Nie ist ein Indianer des Diebstahls wegen

gehängt worden. Wenn wir Indianer Christen werden, so werden wir bald ebenso schlecht werden, wie diese!" — Der Häuptling des Indianerdorfes Sakhauwotung in Pennsylvanien, wohin Brainerd am 13. Mai gelangte, war geneigter, das Evangelium zu hören, und nachdem Brainerd am 12. Juni zu Newark in Neu-Jersey die Ordination empfangen, nahm er in jenem Dorfe seinen bleibenden Aufenthalt, und die Zahl seiner Zuhörer stieg allmälig auf vierzig, „die den Weg nach Zion mit Eifer suchten". Anfang Oktobers wurde Brainerd von Indianern, denen er schon im Juli zu Kaksesauchung gepredigt, als sie bereits wegen der Habsucht der Weißen im Begriff standen, an den Susquehannahfluß zu wandern, veranlaßt, mit Bewilligung der Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft auch nach dem Susquehannah zu ziehen. Das war aber eine gar gefährliche und beschwerliche Reise. Drei Tage lang mußte er mit seinen Begleitern durch grauenvolle Wälder den Weg sich bahnen, und zwei Nächte hindurch war die feuchte Erde sein Bette. Am Abend des zweiten Tages hatte er noch das Unglück, daß sein Pferd mitten in der Wildniß ein Bein brach, wodurch er genöthigt ward, seinen Weg zu Fuße fortzusetzen. Endlich erreichte er am 5. Oktober die indianische Niederlassung Opeholhaupung, deren Häuptling ihn freundlich willkommen hieß und die Predigt des Evangeliums gern gestattete, sich auch, nachdem Brainerd öfter gepredigt, erbot, ihn, wenn er nächstes Frühjahr wiederkommen würde, bei sich aufzunehmen. Und so zog denn Brainerd am 9. Oktober wieder zu seinen Indianern an den Delawarebuchten zurück und setzte daselbst den Winter hindurch seine Arbeiten für das Reich Gottes mit großem Eifer und nicht ohne Segen fort. Ein besonders freudiger Tag für ihn war der 18. Dezember, an welchem er die Indianer durch seine begeisterte Predigt sehr bewegt sah. Unter ihnen war ein Greis von 100 Jahren, der, ganz überwältigt von dem, was er vernommen, viele Thränen vergoß, und des Abends zu Brainerd's Hütte kam, um mehr vom Evangelium zu hören. Auch sein Dolmetscher wurde an diesem Tage aus dem Sündenschlafe aufgerüttelt, und mehrere andere folgten ihm. Brainerd aber lobte und pries den Herrn, dem er auch in körperlicher und geistiger Schwäche, die anfangs 1745 wieder fühlbarer eintrat, sich ergab, selbst zum Tode mit Freuden bereit.

Im März 1745 machte der unermüdliche Mann eine Reise nach Neu-England, um die Mittel zur Anstellung eines Mitarbeiters in seinem schwierigen Werke zusammenzubringen und mit verschiedenen Geistlichen über das Werk des Herrn unter den Indianern sich zu berathen, kehrte gegen Mitte April an den Delaware zurück, machte sich aber bald wieder nach Philadelphia auf, um den Gouverneur daselbst für die Unterstützung des Missionswerkes am Susquehannah zu gewinnen, was ihm auch gelang. Hierauf unternahm er trotz seiner Schwäche mit dem Dolmetscher alsbald eine abermalige Reise durch die Wildniß an die Ufer des Susquehannah, auf welcher er wiederum große Drangsale und Beschwerden zu bestehen hatte. Der Herr aber geleitete die beiden Männer und half ihnen an's Ziel. Lehrend und predigend durchzog nun Brainerd die Indianerniederlassungen längs des Susquehannah, etwa 100 (engl.) Meilen Wegs,

bald gern gehört, bald von feindlichem Widerstreben entmuthigt, unter Freude und Trauer. Auch traf er einige alte Bekannte aus Kaunaumeek, die sich sehr freuten, ihren frühern Lehrer wieder zu sehen. Vierzehn Tage verweilte er unter den Indianern am Susquehannah unter großer Mühe und schwerer Arbeit. Oft lag er des Nachts auf der bloßen Erde und bisweilen unter freiem Himmel. Kein Wunder daher, daß er von einem starken Fieber befallen wurde, was von den heftigsten Schmerzen in Kopf und Eingeweiden begleitet war. Dabei verlor er viel Blut, so daß er meinte, er müsse in der Wildniß umkommen. Endlich gelangte er zu einer Indianerhütte, wo er mitleidige Aufnahme und Pflege fand und zu seiner eigenen Verwunderung ohne Arzneimittel und angemessene Nahrung nach etwa acht Tagen so weit wiederhergestellt ward, daß er zu Pferde sitzend seine Reise fortsetzen konnte. Seinen Rückweg nahm er über die im Strome liegende Insel Juncauta und kam, nachdem er auf dieser Reise etwa 340 Meilen zu Pferde gemacht hatte, am 30. Mai 1745 wieder in seine Wohnung am Delaware zurück.

Da erfuhr er, daß in und um Crosweeksung in Neu-Jersey, achtzig Meilen südöstlich vom Delaware, eine große Indianerschaar sich niedergelassen habe, und war alsbald entschlossen, auch diesen das Evangelium zu verkündigen. Schon am 19. Juni war er dort und bemerkte bald, daß er hier ernste und aufmerksame Zuhörer vor sich hatte, deren Zahl beständig wuchs und an deren Herzen das Wort seine göttliche Kraft bewies. Als Brainerd am 2. Juli wieder abreiste, um sich nach seinen Indianern am Delaware wieder umzusehn, da sagte Einer mit vielen Thränen zu ihm: sie wünschten, Gott möchte ihr Herz umwandeln; ein Anderer sagte: sie gingen darauf aus, Christum zu finden, und ein alter Mann, einer ihrer Häuptlinge, weinte bitterlich aus Bekümmerniß um seine Seele. Allen mußte er versprechen, bald wiederzukommen. Nachdem er sie verlassen, verbrachte er etwa eine Woche zu seiner Erholung in Neu-Jersey und traf am 12. Juli in seiner alten Wohnung am Delaware wieder ein. Und hier ward ihm noch in demselben Monat die große Freude zu Theil, die ersten durch ihn bekehrten Indianer, seinen etwa 50 Jahr alten Dolmetscher Moses Tinda Tautamy und dessen Weib, durch die Taufe feierlich in die Gemeinde Christi aufnehmen zu können, und mit neuem Eifer trieb er nun sein heiliges Werk. — Anfangs August machte er sich zunächst wieder zu den Indianern in Crosweeksung auf, die er in ernster und heilsbegieriger Stimmung antraf, und daher noch am Tage seiner Ankunft über Offenb. Joh. 22, 17 ihnen predigte. „Es waren ungefähr zwanzig Erwachsene versammelt, und ich (Brainerd) konnte nicht mehr als zwei mit trockenen Augen wahrnehmen. Einige waren sehr bekümmert und bezeigten ein heftiges Verlangen nach Christo, daß er sie von ihrem Elend erretten möchte, das sie mit Schrecken empfanden". Und so blieb denn auch Brainerd's ferneres Predigen und Unterweisen nicht ohne Frucht und wahrhaft wunderbaren Erfolg, und besonders der 8. und 9. August waren rechte Pfingsttage für Crosweeksung. Nachdem er schon am 6. August in seinem Tagebuch bemerkt: „Ich kann nicht weniger und darf nicht mehr über diesen Tag sagen,

als dieß: Der Arm des Herrn hat sich mächtig und wunderbar geoffenbart!" berichtet er den 8. August:

„Nach Mittag predigte ich den Indianern, deren Anzahl ungefähr 65 betrug, Männer, Weiber und Kinder. Ich sprach über Luk. 14, 16—23 und wurde von einem ungemein freudigen Muthe bei meinem Vortrag unterstützt. Die Theilnahme der Zuhörer war sehr sichtbar, während ich zur Versammlung sprach; später aber, als ich an die Einzelnen, bei denen ich eine große Theilnahme wahrgenommen hatte, besonders meine Worte richtete, schien die Kraft Gottes auf die Versammlung herabzukommen, gleich einer Windsbraut, die mit erstaunlicher Gewalt Alles vor sich nieder wirft. Ich stand verwundert über die Wirkung, die sich fast bei der ganzen Versammlung zeigte, und konnte diese mit nichts Anderem passender vergleichen, als mit der unwiderstehlichen Gewalt eines mächtigen Waldstroms oder einer hochangeschwollenen Fluth, die mit unaufhaltsamer Wucht alles fortreißt, was ihr in den Weg kommt. Fast alle Anwesende jedes Alters waren voll Bekümmerniß niedergebeugt, und kaum Einer vermochte der Gewalt dieser erstaunlichen Wirkung zu widerstehen. Alte Männer und Frauen, die viele Jahre hindurch elende Trunkenbolde gewesen waren, und kleine Kinder, nicht älter als sechs oder sieben Jahre, zeigten eine eben so tiefe Bekümmerniß über ihre Seelen, als Personen von mittlerem Alter — und es war offenbar, daß diese Kinder nicht bloß durch den Anblick der allgemeinen Aufregung erschreckt worden waren, sondern es war ihnen ihre Gefahr, die Verderbniß ihres Herzens und ihr Elend ohne Christus fühlbar gemacht worden, wie Einige von ihnen ausdrücklich bezeugten. — Die verstocktesten Herzen waren jetzt genöthigt, sich zu beugen. Ein vornehmer Indianer, der zuvor in seiner Selbstgerechtigkeit sehr sorglos seinen Zustand für gut hielt, weil er mehr wußte, als im Allgemeinen früher die Indianer, und der mit einem hohen Grade von Selbstvertrauen den Tag zuvor zu mir sagte, er sei ein Christ gewesen schon länger als zehn Jahre — dieser war nun zu einer sehr ernsten Bekümmerniß über seine Seele gebracht und weinte bitterlich. Ein anderer schon ziemlich bejahrter Mann, der ein Mörder, Zauberer und berüchtigter Trunkenbold gewesen war, war ebenfalls dahin gebracht, mit vielen Thränen um Gnade zu flehen, und es sehr zu beklagen, daß er nicht eine tiefere Betrübniß empfinde, da er sah, daß er in so großer Gefahr sei. Man fand sie fast insgesammt betend und laut zu Gott um Barmherzigkeit flehend in jedem Theile des Hauses, wo die Versammlung war, Viele auch außer dem Hause, und Mehrere konnten weder gehen, noch stehen. Die Bekümmerniß eines jeden Einzelnen über sich selbst war so groß, daß sie gar keine Kenntniß zu nehmen schienen von denen, die um sie waren, sondern ein Jeder betete für sich, und es war, als wenn sie — jeder Einzelne für sich selbst allein — in der größten Einöde wären. Ich glaube, Jeder dachte an nichts Anderes, als bloß an sich selbst und an seinen eigenen Zustand, und so betete Jeder gleichsam für sich allein, obgleich Alle bei einander waren. Es schien mir da in vollständige Erfüllung zu gehen, was der Prophet Sacharja (12, 10—14) sagt, und jeder Einzelne schien nur über sich selbst zu trauern. — Mich dünkt, es habe eine große Aehnlichkeit mit dem Tage der göttlichen Macht, dessen Josua 10, 14 gedacht wird. Ich habe noch nie einen solchen Tag gesehen — es war ein Tag, wo der Herr Großes gethan hat zur Zerstörung des Reiches der Finsterniß unter diesem Volke. — Und diese Bekümmerniß war überhaupt höchst vernünftig und gerecht. Die, welche seit geraumer Zeit schon erweckt waren, klagten insbesondere mehr über die Verderbniß ihrer Herzen, die erst seit kurzem Erweckten über die Verwerflichkeit ihres früheren Lebens und dessen, was sie gethan; Alle aber waren in Furcht vor dem Zorne Gottes und vor dem ewigen Elende, als dem Lohne ihrer Sünden. Einige von den weißen Leuten, welche aus Neugier gekommen waren, um zu hören, was dieser Schwätzer zu den armen, unwissenden Indianern sprechen würde, wurden ebenfalls kräftig erweckt, und Einige schienen schmerzlich ergriffen beim Hinblick auf ihren trostlosen Zustand. Die, welche endlich Erleichterung gefunden hatten, waren getrost und zeigten sich ruhig und gefaßt und voll Freude in Jesu Christo. Einige von ihnen faßten ihre betrübten Freunde bei der Hand, sprachen zu ihnen von der Liebe Christi und von dem Troste, den die Freude in ihm gewährt, und forderten sie auf, zu kommen und ihre Herzen ihm zu geben. — Folgendes merkwürdige Ereigniß bei der Erweckung an diesem Tage muß ich noch besonders erwähnen. Ein junges

Indianerweib, die wohl zuvor noch nicht einmal gewußt hatte, daß sie eine Seele habe, noch jemals an etwas der Art gedacht hatte, kam, als sie vernommen, daß etwas Ungewöhnliches unter den Indianern vorgehe, um zu sehen, was es sei. Unterwegs rief ich sie zu mir, und als ich ihr sagte, daß ich im Begriff sei, den Indianern zu predigen, lachte sie und schien darüber zu spotten; doch ging sie hin. Ich war noch nicht weit in meinem Vortrage gekommen, als sie empfand, daß sie wirklich eine Seele habe, und bevor ich noch geschlossen hatte, war sie so von ihrer Sündhaftigkeit und ihrem Elende überzeugt und so bekümmert um das Heil ihrer Seele, daß sie von einem Pfeile durchbohrt schien und unaufhörlich laut aufschrie. Sie konnte weder stehen, noch gehen, noch sitzen, ohne unterstützt zu werden. Dann lag sie eifrig betend auf der Erde und wollte weder von Etwas wissen, noch auf irgend eine an sie gerichtete Frage Antwort geben. Ich horchte, um zu hören, was sie sprach, und vernahm die Worte: *Habe Barmherzigkeit mit mir und hilf mir, Dir mein Herz zu geben!* und so fuhr sie viele Stunden nach einander unablässig fort zu beten. Das war in der That ein Tag, wo Gottes Macht sich auf eine in die Augen fallende Weise kund that, und das schien genug zu sein, um selbst einen Gottesleugner von der Wahrheit und Macht des göttlichen Wortes zu überzeugen."

Am andern Tage hielt *Brainerd* vor etwa 70 Zuhörern, Jungen und Alten, einen öffentlichen Vortrag über das Gleichniß vom Säemann, Matth. 13.

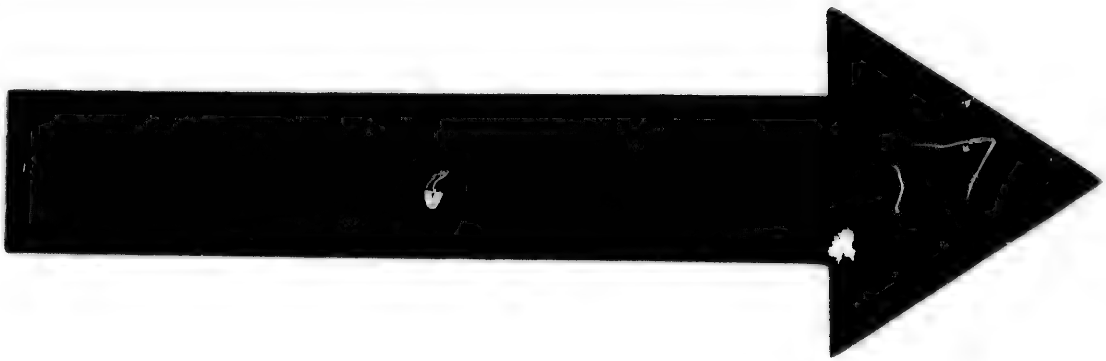
„Ich war im Stande", schreibt er unterm 9. August in seinem Tagebuch, „mit großer Deutlichkeit zu sprechen, und fand nachher, daß dieser Vortrag wahrhaft belehrend für sie gewesen war. Viele Thränen flossen, während ich sprach. Einige waren sehr bewegt durch einige Worte, die ich über Matth. 11, 28 zum Schluß sagte. Als ich gegen Abend mit zwei bis drei der Erweckten zusammen war, schien eine besondere göttliche Einwirkung das, was ich zu ihnen mit kräftigen Worten redete, zu begleiten. Sie schrieen laut auf in ihrer Seelenangst, ob ich gleich nicht ein Wort des Schreckens sprach, sondern im Gegentheil ihnen die Fülle und Allgenügsamkeit des Verdienstes Christi vor Augen stellte und seine Bereitwilligkeit, Alle selig zu machen, die zu ihm kommen, indem ich zugleich sie dringend aufforderte, ohne Verzug zu kommen. Ihr Geschrei wurde bald von Andern vernommen, die, ob sie gleich schon auseinander gegangen waren, sofort wieder einen Kreis um sie schlossen. Ich fuhr fort, auf dieselbe Weise sie zum Evangelium einzuladen, bis sie Alle in Thränen zerflossen und laut ihre Stimmen erhoben, und sie schienen im höchsten Grade bekümmert, Theil zu haben an dem erhabenen Erlöser und dessen versichert zu sein. Einige auch, bei welchen den Tag zuvor nicht viel mehr als eine bloße Aufwallung entstanden war, zeigten sich jetzt tief bewegt und mit wundem Herzen. Es war in der That eine große Trauer unter ihnen. — *Habe Barmherzigkeit mit mir! Habe Barmherzigkeit mit mir!* das war das allgemeine Geschrei. — Wahrhaft rührend war es, die armen Indianer zu sehen, die an andern Tagen bei ihren abgöttischen Festen gejauchzt und lustig gezecht hatten, wie sie jetzt zu Gott so inbrünstig riefen, daß er sie möchte an dem Verdienste seines lieben Sohnes Theil nehmen lassen. Einige, die zuvor nur in einem geringen Grade erweckt gewesen waren, zeigten sich jetzt tief ergriffen von dem Gefühl ihrer Sünden und ihres Elendes. Einer besonders, der nie vorher erweckt gewesen war, fühlte es jetzt, daß das Wort des Herrn lebendig und kräftig ist, schärfer als ein zweischneidig Schwert. Er bekannte, alles Schlechte, was er früher gethan, stände vor seinen Augen, als sei es gestern geschehn. Ich mußte die göttliche Güte mit Freuden bewundern in dem, was an diesem Tage sich gezeigt hatte. Durch jede Unterredung schien etwas Gutes bewirkt worden zu sein; jeden Tag waren Einige von neuem erweckt, Einige gestärkt worden. Es war erhebend, das Betragen derer zu sehen, welche jenen Trost erhalten hatten; während Andere noch voll Furcht und Bekümmerniß waren, erhoben diese ihre Herzen für sie zu Gott."

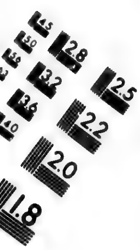
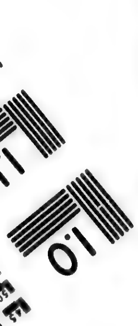
So fuhr *Brainerd* fort, abwechselnd mit den Einzelnen sich zu unterreden, zu belehren, zu ermahnen, zu trösten und öffentlich zu den Versammelten zu sprechen, und der Erfolg seiner Bemühungen war ein

so gesegneter, daß er selbst ausrufen mußte: „Nicht uns, Herr! nicht den Werkzeugen und Mitteln, sondern Deinem Namen sei der Ruhm! — Der Herr wirkte offenbar ganz allein, und ich sah nicht, wie irgend ein Antheil an diesem seinem Werke einem menschlichen Arme zugeschrieben werden möge". — Dabei war er zugleich bemüht für die Begründung einer gemeinsamen Niederlassung der Indianer und begann bald, die Erweckten zur Taufe vorzubereiten. Auch die benachbarten Weißen fanden sich öfter bei seinen Vorträgen ein und, obschon sie meist nur aus Neugier kamen, nahmen sie doch häufig Etwas für ihre Seelen mit hinweg. Am 25. August konnte er nach sorgfältiger Vorbereitung 25 Indianer, 15 Erwachsene und 10 Kinder, taufen, und nicht eine Seele war darunter, von der er nicht hätte hoffen können, daß sie zu einem neuen Leben erweckt sei; ja, von den Meisten durfte er es als gewiß annehmen. „Das waren", schreibt er selber, „köstliche Stunden! Ihre Herzen waren eifrig bestrebt, ihre Pflicht zu thun, und es machte ihnen Freude, daß sie auf eine so öffentliche und feierliche Weise sich selbst Gott geweiht hatten. Die Liebe schien unter ihnen zu herrschen. Sie faßten einander mit Innigkeit und lebhafter Theilnahme bei den Händen, als wollten sie zeigen, daß ihre Herzen innig verbunden wären, und ihr Betragen gegen einander war so, daß Einer, der es sah, mit Recht sich aufgefordert fühlen konnte, mit Verwunderung auszurufen: Siehe, wie lieben sie sich einander! — Einige andere Indianer, die das sahen und hörten, waren sehr ergriffen und weinten. Sie sehnten sich darnach, Theilnehmer dieser Freude sein zu können". So sammelten sich nach und nach bei fünf und neunzig Seelen um den Boten Gottes, fast alle lebhaft bewegt entweder von der Freude in Christo Jesu, oder von dem eifrigen Streben, Theil zu haben an Ihm.

Mittlerweile war die Jahreszeit gekommen, wo die Indianer am Susquehannah am sichersten daheim zu finden waren, und Brainerd mochte dieselbe nicht ungenützt vorbeilassen. Er erklärte denen zu Crosweeksung seine Absicht und die Nothwendigkeit, eine Zeit lang von ihnen, die nur ungern ihn ziehen ließen, zu scheiden, und forderte sie beim Abschied auf, für ihn zu beten, daß Gott mit ihm sein und seine Bestrebungen für die Bekehrung der armen Seelen segnen wolle. Als er nun hinweggegangen war, da erhoben sie Herzen und Hände zu Gott im Himmel, und so inbrünstig beteten sie, daß sie nicht merkten, wie die ganze Nacht darüber verging, bis der Morgenstern am Himmel stand. „Es war", schreibt Brainerd, „eine merkwürdige Nacht, wie mir mein Dolmetscher erzählte, begleitet von einer mächtigen Wirkung sowohl auf die, welche noch um ihre Seelen bekümmert waren, als auf die, welche schon Trost gefunden hatten. — Ein alter Indianer, der sein ganzes Leben lang ein halsstarriger Götzendiener gewesen war, wurde an diesem Tage bewogen, seine Klappern, deren sie sich statt der musikalischen Instrumente bei ihren abgöttischen Festen und Tänzen bedienen, den andern Indianern zu übergeben, die sie geschwind zerbrachen, und dieß war geschehen, ohne irgend etwas von meiner Seite dabei zu thun. So hat Gott sein Gnadenwerk unter den Indianern begonnen, so es bis jetzt zu Aller Erstaunen fortgeführt. Ihm sei der Ruhm, der allein der Urheber

desselben ist!“ — Den folgenden Tag trat Brainerd seine Reise nach dem Delaware an, in der Absicht, von da über Philadelphia, wo er sich vom Gouverneur eine Empfehlung an die Indianerhäuptlinge erbitten wollte, an den Susquehannah zu gehen. Die ersten Tage des September brachte er am Delaware zu, wohin die Kunde von der Erweckung zu Crosweeksung bereits gedrungen und nicht ohne Eindruck geblieben war. So als Brainerd einen in Thränen dasitzenden Indianer nach dem Grunde seiner Traurigkeit fragte, erwiderte dieser: „Wenn ich daran denke, daß Christus wie ein Lamm zur Schlachtbank geführt ist, und daß er sein Blut für die Sünder vergossen hat, dann kann ich das Weinen nicht lassen“. Und die Frau desselben erklärte: „Ich bin traurig, weil die hiesigen Indianer nicht zu Christo kommen wollen, wie die zu Crosweeksung“. Von hier setzte der treue Zeuge des Evangeliums seine Reise nach dem Susquehannah fort und gelangte nach drei Tagen großer Mühen und Beschwerden zu der von etwa 300 Delawaren, Seneka's und Tutela's bewohnten Indianerstadt Schaumoking am Susquehannah; seine Hoffnung aber, daß der Herr ihm hier eine Thür zu den Herzen der Heiden öffnen werde, wurde an dem Trotz und Uebermuth dieser rothen Männer, der trunksüchtigsten und wildesten von allen, zu Schanden. Auch auf der Insel Juncauta, wo er Zeuge eines großen heidnischen Festes sein mußte, konnte er nichts ausrichten, und kehrte daher nach seinem lieben Crosweeksung zurück, wo er sich gegen Ende des Jahres eine eigne Wohnung baute und nunmehr die meiste Zeit zubrachte. Vierzehn Personen, unter ihnen ein Greis von 80 Jahren und zwei jüngere Männer, einer ein Mörder, beide aber Säufer und früher wegen ihrer unbändigen Streitsucht gehaßt, nun aber durch die Kraft des Evangeliums umgewandelt, erhielten nach sorgfältiger Prüfung die Taufe, und von den 47 bis zum 4. November Getauften machte Keiner durch sein Betragen seinem öffentlichen Bekenntniß Schande. Vom Dezember an begann Brainerd auch katechetische Unterredungen mit seinen Indianern zu halten, und seit Anfang 1746 dachte er ernstlich darauf, aus den zerstreut umherwohnenden Indianern eine christliche Gemeinde zu bilden. Letzteres ward ihm dadurch sehr erschwert, daß früher viele Indianer durch ihre Trunksucht sich bei den weißen Leuten in Schulden gestürzt hatten, diese aber mit den Ländereien ihrer Schuldner sich entschädigen lassen wollten, wodurch natürlich eine gemeinsame Niederlassung der Indianer vereitelt werden mußte. Darum bat Brainerd die Vorsteher der Mission, von dem für die Indianer gesammelten Gelde zunächst ihre alten Schulden zu tilgen, damit sie ihr Land behielten. Diese Bitte wurde gewährt, und die christlichen Indianer erbauten sich in der Nähe von Cranberry, 15 Stunden von Crosweeksung, die Stadt Bethel, zu deren ersten 130 Bewohnern bald Viele aus der Ferne zuzogen, um die Predigt des Wortes und die Segnungen eines gesitteten Lebens zu erlangen. Mitten unter ihnen baute Brainerd sich seine Hütte und unterrichtete nun seine Indianer auch im Ackerbau. Am 1. Februar trat ferner ein von Brainerd berufener tüchtiger Schullehrer in den Dienst der Gemeinde, und Kinder und Erwachsene machten in der Schule bald erfreuliche Fortschritte.




2.8
2.5
3.2
2.2
3.6
2.0
1.8

1.0

Dabei ließ Brainerd nicht ab, sich der Seelen seiner Indianer auf das treueste und eifrigste anzunehmen, wobei der treue Herr ihn gar liebliche Erfahrungen machen ließ. So kam am zweiten Weihnachtstage 1745 eine etwa 80 Jahr alte, schon ganz kindisch gewordene Frau in großer Herzensangst zu ihm: „Ach," sagte sie, mein Herz ist so bekümmert, und ich fürchte, daß ich nimmer Jesum finden werde." Im Verlauf des Gespräches gestand sie, daß sie Brainerd schon mehrmals hätte predigen hören, aber nie sei ihr die Predigt in's Herz gegangen. „Aber seit dem letzten Sonntage ist mir's, als ob mir eine Nadel in's Herz gedrückt sei. Seit dem Tage habe ich Tag und Nacht keine Ruhe." Weiter erzählte sie, daß am heiligen Abend eine Anzahl Indianer sich in ihrem Hause versammelt und unter einander vom Heiland geredet hätten. Diese Rede habe ihr Herz so ergriffen, daß sie nicht mehr habe aufsitzen können, sondern auf ihr Lager gefallen sei. „Da ging ich weg, und es war mir, als ob ich träume. Ich sah zwei Wege vor mir, den einen zur Rechten, den andern zur Linken. Der eine war breit und krumm, der andere schmal und enge. Eine Zeit lang versuchte ich auf dem schmalen Wege zu gehen, bis sich mir ein großes Hinderniß in den Weg legte. Ich wollte es übersteigen, — aber da kam ich wieder zu mir. Meine Seele empfand eine sehr große Betrübniß, denn ich sah keine Hoffnung auf Gnade." Bei genauerer Prüfung der Alten nahm Brainerd mit Erstaunen wahr, wie der Geist des Herrn mächtig an ihrer Seele arbeite, und bezeugte ihr nun seinerseits mit freudigem Aufthun des Mundes den Heiland der Sünder, und zeigte ihr Seine Liebe gegen alle bekümmerte Seelen, die zu Ihm kommen wollen. Sein Wort schien auch wohlthuend auf die Alte einzuwirken, aber plötzlich brach sie wieder in Klagen und Thränen aus: „Ach, ich kann nicht kommen. Mein böses Herz will nicht zu Christo kommen. Ich weiß nicht, wie ich zu Ihm kommen kann!" — Der Herr aber wußte es und zeigte ihr den rechten Weg, und obschon sie vor Alter ganz kindisch war, wußte sie doch von den seligen Erfahrungen ihres Herzens so lieblich zu reden, daß Brainerd an ihrem Tauftage, den 13. Juni 1746, von ihr sagen durfte: „Ich hoffe, sie ist in ihrem Alter von Neuem geboren."

Im Februar 1746 machte Brainerd mit mehreren der erfahrensten christlichen Indianer von Crosweeksung einen Besuch am Delaware, wo es ihm mit Hülfe seiner Begleiter gelang, den Meisten ihre Vorurtheile gegen das Christenthum bald zu benehmen, worauf er wieder heimkehrte. Der Herr aber fuhr fort, viele Seelen aus den Heiden zu der Gemeinde hinzuzuthun. So sang Brainerd eines Abends nach seiner Gewohnheit in seinem Hause mit seinen christlichen Freunden. Während des Gesanges trat eine Indianerin mit freudestrahlendem Angesicht in's Zimmer, wo sie unter vielen Thränen vor der Versammlung in Gebet und Preis ausbrach. „O hochgelobter Herr! Komm! komm! Nimm mich weg. Laß mich sterben und zu Jesu Christo gehen. Ich bin bange, daß, wenn ich länger lebe, ich wieder in Sünde fallen werde. Laß mich jetzt sterben. O theurer Jesus, komm! Ich kann hier nicht bleiben! Wie kann ich in dieser Welt leben? Nimm meine Seele von dieser Sündenstätte weg! O laß mich nie mehr in Sünde fallen! Was soll ich thun?

Was soll ich thun, theurer Jesus?" Auf Brainerd's Frage, ob Christus ihrer Seele nicht theuer und werth sei, erwiderte sie: „Ich habe dich oft von der Güte und Freundlichkeit Christi reden hören, daß Er besser gewesen als die ganze Welt. Aber ich wußte nie, was du meintest. Ich glaubte es nie! Aber jetzt weiß ich, es ist wahr!" — Als sie von der Herrlichkeit des Himmels reden hörte, brach sie in laute Freude aus: „O theurer Herr, laß mich gehen! Was soll ich thun? Ich muß zu Christo gehen! Ich kann nicht leben! O laß mich sterben!" Wohl an zwei Stunden dauerte die Aufregung ihres Gemüthes; sie war ganz zerknirscht unter dem Gefühl ihrer Sünden. Später kam sie oft zu ihrem weißen Lehrer, klagend über ihre Herzenshärtigkeit; aber das Licht des Evangeliums ging ihrer bekümmerten Seele immer herrlicher auf. Als daher ihr Gatte einst erkrankte und sie auf den möglichen Verlust desselben hingewiesen ward, erklärte sie: „Er gehört Gott, und nicht mir. Er mag mit ihm thun, was Ihm gefällt." Im lebhaften Gefühl ihrer Sünden hatte sie immer Sehnsucht nach dem Tode, und gefragt, was denn aus ihrem kleinen Kinde werden sollte, wenn sie stürbe, sagte sie: „Gott wird dafür sorgen. Es gehört Ihm. Er wird dafür sorgen." Brainerd aber konnte ihr das Zeugniß geben: „Sie ist eine ergebene und demüthige Christin, ein Vorbild für die Gemeinde im Glauben und Leben. Mag sie nun wachsen in der Gnade und Erkenntniß Christi!" —

Ein Freudentag für Brainerd war der 27. April 1746, an welchem 23 Indianer nach vorangegangener Vorbereitung durch einen Bet- und und Fasttag in tiefer Bewegung zum ersten Mal an dem Genusse des heiligen Abendmahles Antheil nahmen. Nach der Feier ging Brainerd von Haus zu Haus, sprach mit den meisten der Abendmahlsgenossen noch besonders und fand, daß sie fast sämmtlich an dem Tische des Herrn sich wahrhaft erquickt und in der brüderlichen Liebe gestärkt hatten. Am 9. Mai hatte er die Freude, einen in heidnischen Sünden ergrauten Powah, der durch Gottes Gnade ein Erlöster Jesu Christi geworden, zu taufen, und der Mann, der einst in allen Gräueln des Götzendienstes gewandelt, zeugte nun selbst seinen frühern Genossen gegenüber von dem Wort der Wahrheit und ermahnte sie, demselben sich hinzugeben.

Als Brainerd ein Jahr unter diesen Indianern gearbeitet, besuchten ihn die Correspondenten der schottischen Missionsgesellschaft und sahen mit Freuden, was der Herr durch ihn ausgerichtet; er selber aber schrieb am 19. Juni in sein Tagebuch: „Heute ist es ein volles Jahr, seit ich zuerst diesen Indianern gepredigt habe. Welche erstaunliche Dinge hat Gott während dieser Zeit an diesem armen Volke gethan! Welche auffallende Veränderung zeigt sich in ihrer Gemüthsstimmung und in ihrem Betragen! Wie sind die wilden und trotzigen Heiden in dieser kurzen Zeit in freundliche, innig liebende, demüthige Christen umgewandelt worden, und ihr trunknes, heidnisches Geheul hat sich in ein andächtiges und feuriges Gebet und Lobpreisung Gottes verwandelt. Die in der Finsterniß waren, sind nun ein Licht in dem Herrn geworden. Möchten sie wandeln als Kinder des Lichts und des Tages! Er hat die Macht, sie gemäß dem Evangelium und der Predigt von Christo standhaft wan-

deln zu lassen. Dem allein Weisen sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen." —

„Es giebt keinen anderen Trost und keine andere Erhebung, als die Freude in Gott und ein Leben in seinem Dienste." So schrieb Brainerd unterm 7. Juli 1746 in sein Tagebuch, und weil das seines Herzens Gesinnung war, konnte er's auch nicht lassen, noch einmal im August dieses Jahres mit sechs christlichen Indianern an den Susquehannah zu ziehn, ob der Herr jetzt vielleicht ihm dort Gnade geben wollte. Nach gemeinschaftlichem Gesang und Gebet mit seiner theuren Gemeinde machte er sich auf den Weg; aber den großen Beschwerden dieser Reise war seine bereits gebrochene Körperkraft nicht mehr gewachsen. Nach dreiwöchentlichem Wanderleben, ohne einen sichtbaren Erfolg seiner Arbeiten am Susquehannah geführt, brach seine alte Krankheit in großer Heftigkeit wieder aus; Husten und kalter Nachtschweiß verzehrten seine Kräfte, und er sah sich genöthigt, am 9. September die Rückreise anzutreten. In großer Schwäche, doch nicht ohne göttliche Freudigkeit, erreichte er am 20. September seine Behausung in Bethel, wo die Gemeinde gerade zum Gebet versammelt war. Ob gleich sehr angegriffen theilte er noch an demselben Tag einen kurzen Bericht über seine Reise zur allgemeinen Erbauung mit. „Viele Mühseligkeiten und Beschwerden," so schließt er, „habe ich auf dieser Reise erduldet; aber der Herr hat mich bei dem Allen unterstützt." — Von nun an wurden Brainerd's Arbeiten in seiner Gemeinde oft durch körperliches Leiden unterbrochen. Am 27. September schreibt er selbst: „Ich war bisweilen den ganzen Tag kaum im Stande, zu gehen, ja nicht einmal aufzusitzen die ganze Woche hindurch. Doch war ich ruhig und gefaßt. — — Ich hatte wenig Kraft zu beten, noch zu schreiben oder zu lesen, und selten auch nachzudenken: aber durch Gottes Gnade konnte ich dem Tode mit großer Fassung in's Auge sehen und oft mit lebhafter Freude. O welche Seligkeit, immer auf den Tod vorbereitet zu sein! Der Herr gebe, daß ich auch wahrhaft dazu bereit sein möge!" — Dennoch versuchte er am 28. September zu predigen, mußte aber bald aufhören und in seine Wohnung zurückkehren. Anfangs Oktober fühlte er sich etwas besser und konnte es wagen, am ersten Sonntag des Oktober mit seinen Indianern das heilige Abendmahl zu feiern. Während der Vorbereitungspredigt dazu, die er Freitags den 3. Oktober über 2 Kor. 13, 5 hielt, fühlte er sich wunderbar gestärkt, und einer der Zuhörer, der von Gott abtrünnig geworden war, wurde durch seine erschütternde Rede so gerührt, daß er öffentlich seine Sünde bekannte und sich selbst das Verdammungsurtheil sprach. Nach Beendigung der Abendmahlsfeier, wobei er über Joh. 1, 29 predigte, fühlte sich Brainerd jedoch so schwach, daß seine Freunde ihn nach Hause führen mußten.

So schwach er aber auch war, entschloß er sich dennoch, eine Reise nach Neu-England zum Besuch seiner Freunde zu unternehmen. Von jedem Einzelnen seiner Gemeinde nahm er zuvor Abschied, und selten verließ er ein Haus, wo nicht Thränen vergossen worden wären. Unterwegs aber wurde er wieder so krank, daß er mehrere Monate in Elisabeth-Town verweilen mußte, wo er das Jahr 1747 in großer Schwäche,

doch getrost in Gott und ohne Furcht vor dem Tode begann. Er erholte sich zwar wieder, so daß er im März noch einmal seine Indianer besuchen und zu einem letzten Gottesdienst um sich versammeln konnte, am 28. März aber war er so schwach und hatte solche Schmerzen, daß er meinte, nicht 24 Stunden in diesem Zustande leben zu können. Erst im April konnte er die Reise nach Neu-England antreten und kam im Mai nach Northampton, wo er bei dem Präsidenten Edwards die freundlichste Aufnahme und sorgsamste Pflege bis an seinen Tod fand. Immer verzehrender aber trat seine Krankheit hervor, und die Aerzte gaben jegliche Hoffnung auf. Er selbst ward dadurch nicht im Geringsten außer Fassung gebracht, noch wirkte es irgendwie nachtheilig auf die Freudigkeit und Heiterkeit seines Gemüthes, oder auf die Unbefangenheit und Gefälligkeit seiner Unterhaltung. Auf Anrathen der Aerzte unternahm er in Begleitung eines Freundes eine Reise zu Pferde nach Boston, welche einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Gesundheitszustand hatte und neue Hoffnungen für sein Leben erweckte, die sich indeß nur zu bald als trügerisch erwiesen. Nach wenigen Tagen trat eine gänzliche Abnahme der Kräfte ein; einige Tage lang lag er fast ohne Besinnung in Fieberhitze und großer Schwachheit; darauf aber folgten wunderbarer Weise vier bis fünf Wochen, in denen er nicht bloß fortlebte, sondern sich auch fortwährend einer besonderen Heiterkeit des Gemüths und einer großen Klarheit des Denkens erfreute. So konnte er noch am 30. Juni 1747 an seinen Bruder Israel, der damals Student der Theologie war, von Boston aus schreiben:

„Mein theurer Bruder! Ich schreibe Dir jetzt von den Grenzen der Ewigkeit. Es bekümmert mich herzlich, daß ich so wenig Kraft habe, zu schreiben, was ich so sehr wünsche, Dir mitzutheilen. Aber laß mich Dir sagen, mein Bruder, die Ewigkeit ist etwas Anderes, als wir gewöhnlich bei voller Gesundheit uns vorstellen. O wie weit und grenzenlos! wie festbestimmt und unveränderlich! O wie unendlich wichtig ist es, vorbereitet zu sein auf die Ewigkeit! Ich bin jetzt länger als eine Woche dem Tode ganz nahe gewesen, und Alle um mich her haben dies gedacht; aber während dieser Zeit habe ich helle Blicke in die Ewigkeit gethan — ich habe das Glück der Gottseligkeit einigermaßen geschaut, und gewünscht, daran Theil zu nehmen. Ich habe auch zu meinem Troste die befriedigende Ueberzeugung gewonnen, daß ich durch die Gnade Gottes dazu gelangen werde. Aber ach! welche Angst ist in meinem Gemüthe entstanden bei dem Gedanken an die Ewigkeit für die, welche ohne Christus sind, welche in der Irre gehen und ihre eitlen Hoffnungen mit zum Grabe bringen. — Wer kann bleiben in dem ewigen Feuer? O wenn ich nur meine Freunde sehen könnte, daß ich sie ermahnen möchte, einen sichern Grund zu legen für die Ewigkeit! Und für Dich, mein theurer Bruder! bin ich ganz besonders besorgt, und habe mich gewundert, daß ich bei unserer letzten Zusammenkunft es so sehr versäumt habe, über Deinen geistigen Zustand mit Dir zu sprechen. Ach! laß mich jetzt Dich bitten, zu erforschen, ob Du wirklich eine neue Kreatur bist; ob Du immer ohne Selbstliebe gehandelt hast, ob immer die Ehre Gottes Deine höchste Sorge, ob immer Deine Gesinnung allen Vollkommenheiten Gottes gemäß gewesen ist — mit einem Worte, ob immer Gott Dein Theil und eine heilige Uebereinstimmung mit ihm Deine höchste Freude gewesen ist. Wenn du nicht bestimmt darauf antworten kannst, so achte ernstlich auf die wiederholten Seufzer Deines Herzens; nur halte Dich nicht selbst hin mit einer ungenügenden Antwort. Wenn Du Grund hast, zu denken, daß Dir Gott nicht gnädig ist, o so laß nicht ab mit Flehen am Throne der Gnade, bis Gott sich aufmacht und hilft. Aber wenn es anders sein sollte, nun so preise Gott für seine Gnade und strebe eifrig nach Heiligung. Es ist der Wunsch meiner Seele, daß Du zum geistlichen Amte tüchtig werden

und zur gehörigen Zeit eintreten mögest. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß Du einen andern Beruf ergreifen solltest. Laß Dich das nicht entmuthigen, daß Du Deine älteren Brüder, Einen nach dem Andern, im geistlichen Amte frühzeitig sterben siehst. Ich erkläre jetzt, in der Nähe des Todes, ich möchte mein Leben nicht um die ganze Welt auf eine andere Weise angewendet haben; doch ich muß das Gott überlassen. — Wenn dieser Brief bald in Deine Hände kommt, so möchte ich wohl wünschen, daß Du Dich zu mir aufmachtest. Es könnte sein, daß Du mich dann noch lebend fändest, was mich sehr freuen würde. Kannst Du aber nicht kommen, so muß ich Dich der Gnade Gottes befehlen, wo Du bist. Möge er Dein Beschützer und Berather sein, Dein Heiligmacher und Dein ewiges Theil! — O mein Bruder, fliehe die weltlichen Lüste und die bezaubernden Vergnügungen eben so sehr als die verderbten Lehren unserer Tage, und bestrebe Dich, Gott zu leben! Empfange dies als das letzte Wort Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

An seinen Bruder John in Bethel, welcher während David's Krankheit das Werk unter den Indianern mit Segen fortführte, schrieb er:

„Ich stehe jetzt ganz nahe an der Grenze der Ewigkeit und erwarte, sehr bald in der unsichtbaren Welt zu erscheinen. Ich fühle mich selbst nicht mehr als einen Bewohner der Erde, und bisweilen verlangt mich ernstlich, abzuscheiden und bei Christo zu sein. — Ich preise Gott, daß er mir seit einigen Jahren die feste Ueberzeugung gegeben hat, daß es für ein vernünftiges Geschöpf unmöglich ist, sich einer wahren Glückseligkeit zu erfreuen, ohne sich ihm gänzlich geweiht zu haben. Unter dem Einflusse dieser Ueberzeugung habe ich einigermaßen gewirkt; o daß ich dies in einem höhern Grade gethan hätte! Ich erkannte wohl die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit eines heiligen Lebens, aber nie so deutlich, wie jetzt, wo ich dicht am Rande des Grabes stehe. O mein Bruder, jage nach der Heiligung! Dringe vorwärts nach diesem seligen Ziel und laß Deine dürstende Seele immerfort sprechen: ich werde nimmer volle Genüge haben, als bis ich erwache nach Deinem Bilde! — Ich fürchte, Du achtest nicht genug darauf, wie viele falsche Frömmigkeit sich in der Welt findet. Viele, die es ernstlich mit dem Christenthum meinen, und würdige Diener des göttlichen Wortes lassen sich zu leicht durch diesen falschen Schein täuschen. Ich fürchte, daß auch Dir die schrecklichen Wirkungen und Folgen dieser trügerischen Frömmigkeit nicht recht ins Auge fallen. Laß es mich Dir sagen: es ist der Satan, der sich in einen Engel des Lichtes verstellt; es ist eine Ausgeburt der Hölle, die überall, wo immer die Frömmigkeit wieder auflebt, sich zugleich mit erhebt, um der Sache Gottes zu schaden, während es bei der Mehrzahl der Wohlgesinnten gewöhnlich für den höchsten Grad der Frömmigkeit gilt. Bemühe dich ernstlich, alle Erscheinungen dieser Art bei den Indianern zu unterdrücken, und begünstige nur aufmunternd einen Gemüthszustand, wo Gluth ist ohne Licht. Ermahne meine Indianer im Namen ihres sterbenden Predigers, ja im Namen dessen, der todt war und lebt, gemäß dem göttlichen Worte zu leben und zu wandeln. Sage ihnen, wie viel Gott und die Seinen von ihnen erwarten, und wie schrecklich sie der Sache Gottes schaden würden, wenn sie sich dem Laster ergäben, eben so sehr, wie den andern armen Indianern. Immer präge ihnen ein, daß ihre Erfahrungen nichtig, ihre Freuden trügerisch sind, obschon sie selbst meinen möchten, bis in den dritten Himmel entzückt gewesen zu sein, wofern nicht ihr ganzer Lebenswandel geistlich, wachsam und heilig ist. Indem Du darauf dringst, wirst Du sowohl Dich selbst selig machen, als die, welche Dich hören. — Gott weiß es, ich war von Herzen willig, Ihm noch länger in dem Werke des Predigtamts zu dienen, wenn es auch immerfort mit allen den Anstrengungen, dem Ungemach und den Mühseligkeiten der vergangenen Jahre verbunden gewesen wäre, wenn Er es für gut befunden hätte, daß es so sein solle; aber da Er nun es offenbar anders haben will, so bin ich völlig zufrieden und kann mit der größten Freudigkeit sagen: Des Herrn Wille geschehe! — Es geht mir nahe, wenn ich denke, daß ich Dich in einer sündigen Welt zurücklassen muß; mein Herz bemitleidet dich, daß diese Stürme und Ungewitter Dir noch bevorstehen, von denen ich, wie ich zuversichtlich glaube, durch Gottes Gnade nun so gut wie befreit bin. Aber Gott lebt und ist der Fels meines Heils. Er ist noch derselbe allmächtige Freund, und wird — das glaube ich fest — Dein Beschützer und Helfer sein, wie

er der meinige gewesen ist. — Und nun, mein theurer Bruder, befehle ich Dich Gott und dem Worte seiner Gnade, welches vermögend ist, Dich zu erbauen und Dir ein Erbtheil zu geben mit Allen, die geheiligt sind. Mögest Du Dich der göttlichen Gegenwart sowohl öffentlich als in Deinem Hause erfreuen, und möge die Kraft Deiner Hände durch die Macht Gottes erstarken! Das ist der angelegentlichste Wunsch und das Gebet Deines Dich innig liebenden sterbenden Bruders."

Auf die Nachricht von Brainerd's hoffnungslosem Zustande eilten seine Brüder, John und Israel, an sein Krankenlager. In Gesellschaft des letzteren kehrte er am 20. Juli von Boston nach Northampton zurück und befand sich anfangs so wohl, daß er täglich einige Stunden ausreiten konnte. Dabei stand er mit seinem Bethel fortwährend in schriftlichem Verkehr und ließ nicht ab, für die Indianer zu beten, wie er denn auch seinerseits die Gemeinde zu Bethel zum Gebet für das Kommen des Reiches Gottes aufforderte. Beim Herannahen des Herbstes aber nahm seine Schwäche mit reißender Schnelligkeit zu; seine Füße begannen zu schwellen, und vom 17. September an konnte er das Zimmer nicht mehr verlassen. Seine Freudigkeit aber nahm zu im Angesichte des Todes. „O", rief er aus, „die herrliche Zeit ist nun gekommen! mich hat verlangt, Gott vollkommen zu dienen — nun wird Gott mir diesen Wunsch gewähren!" Am 2. Oktober schrieb er — zum letztenmal — in sein Tagebuch: „Meine Seele ruhte diesen Tag mit einem süßen Gefühle in Gott. Mich verlangt, bei ihm zu sein, um seine Herrlichkeit zu schauen. Ich konnte ihm Alles übergeben, auch meine liebsten Freunde, meine mir so theure Heerde, meinen abwesenden Bruder und alle meine Sorgen für Zeit und Ewigkeit. O möchte sein Reich kommen, daß Alle ihn liebten und priesen als den, der er ist, und daß der gepriesene Erlöser mit Zufriedenheit auf die Arbeit seiner Seele blicken möchte! O komm, Herr Jesu! komm bald! Amen". — Und als am Abend dieses Tages Jemand mit einer Bibel in der Hand in's Krankenzimmer kam, sagte Brainerd: „O das theure Buch! das liebliche Buch! ich werde es nun bald aufgeschlossen schauen. Die Geheimnisse, die darin sind, und die Geheimnisse der göttlichen Vorsehung werden mir alle enthüllt werden". — Am 6. Oktober lag er unter großen Schmerzen ziemlich lange wie in den letzten Zügen, und man hörte ihn mit gebrochener leiser Stimme sagen: „Er wird kommen — Er wird nicht zögern — ich werde bald in der Herrlichkeit sein — ich werde bald Gott mit den Engeln preisen". — Am folgenden Tage kam sein Bruder John noch einmal zu ihm, und der Sterbende sprach zu ihm zum letzten Mal über das Werk Gottes unter den Indianern. Den 8. Oktober brachte er schon mit dem Tode kämpfend zu, und gegen das Ende der Nacht, als die Schmerzen den höchsten Grad zu erreichen schienen, sagte er zu den Umstehenden: „Sterben ist etwas Anderes, als die Menschen sich vorstellen". Am Morgen des 9. Oktober aber wurden seine Augen starr; er lag still und unbeweglich bis sechs Uhr. Da that er seinen letzten Athemzug, und seine Seele ging zum Heiland, in dessen Dienst er seine Kräfte verzehrt hatte. Er starb in seinem 30. Jahre, aber er hatte seine Jahre nicht vergeblich zugebracht; sein ganzes Verlangen war ja die Verherrlichung Gottes gewesen.

Nach seinem Tode führte John Brainerd, sein Bruder, bis zum Jahre 1780, wo auch er starb, die Arbeit unter den Indianern fort. Dann aber war die Gemeinde sehr verlassen und schmolz immer mehr zusammen, bis endlich im Jahre 1802 die Reste derselben, 85 Indianer, nach New-Stockbridge übergesiedelt wurden. Doch schon waren anderwärts andre Arbeiter Gottes unter den Indianern auf dem Plan.

§. 5. Die Anfänge der Brüdermission.

Loskiel a. a. O. s. §. 1.
Wullschlägel, Lebensbilder aus der Geschichte der Brüdermission. Stuttgart 1846. II. p. 13 f.
Calwer Monatsblätter 1839, p. 148 ff.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1854, p. 369 ff.
Vormbaum, Missionsgeschichte in Biographieen. Düsseldorf 1856. III, 3, p. 1 ff.

Es war im Jahre 1734, als die Vorsteher der georgischen Kolonie in London, mit denen der Graf Zinzendorf wegen der seit 1725 in Berthelsdorf ansässigen, aber durch einen Regierungsbefehl zur Auswanderung genöthigten Schwengfelder in schriftliche Verbindung getreten war, den im Rufe fleißiger Kolonisten stehenden Brüdern in Herrnhut ein Stück Landes in Georgien zum Anbau anboten; ein Anerbieten, das besonders in Hoffnung des unter den benachbarten Indianerstämmen zu verkündenden Evangeliums angenommen wurde. Zehn Brüder von Herrnhut, zu denen sich in London August Gottlieb Spangenberg gesellte, machten sich bereits im November 1734 nach Georgien auf, wohin sie im Frühjahr 1735 gelangten. Ihnen folgten im nächsten Jahr noch 20 Brüder von Herrnhut, geführt von David Nitschmann. Wohl hatten sie anfangs traurige Tage des Mangels und der Krankheit durchzumachen, doch der Herr half, und durch ihren Fleiß erwarben sie sich die Achtung der Europäer, während auch die benachbarten Indianer sich freundlich erwiesen und bald Vertrauen zu ihnen gewannen. So begannen denn die Brüder in Kurzem ihre Missionsthätigkeit auf der von Creek-Indianern bewohnten Insel Irene im Savannahfluß, wo sie eine Schule errichteten und zunächst in englischer Sprache anfingen „das große Wort" den mit Freuden zuhörenden Heiden zu verkündigen. In Folge dessen wurde von Herrnhut schon im Jahre 1737 Petrus Böhler als ordinirter Prediger der Colonie in Georgien zugesendet. Ehe dieselbe aber zu regem Leben sich entfaltete, mußten die Brüder, wegen ihrer Befreiung vom Kriegsdienst gegen die Spanier beneidet und gehaßt, 1740 Georgien verlassen und nach Pennsylvanien übersiedeln. Hier legten sie die Gemeinden Bethlehem und Nazareth ganz nach dem Muster von Herrnhut an, und ersteres wurde zugleich eine Missionsschule, nicht nur für die Heiden von Nord-Amerika, sondern auch für die von Westindien und Guiana.

Spangenberg, der im Jahre 1737 in Zinzendorf's Auftrage von Georgien nach Pennsylvanien gereist war und von dem tiefen geistigen Elend der dortigen Heiden bereits in einem Briefe an Christian David in Herrnhut Kunde gegeben und dadurch in mehreren Brüdern den Entschluß rege gemacht hatte, den armen Indianern das Evangelium zu

verkündigen, kehrte 1739 nach Europa zurück, und noch in demselben Jahre ward Christian Heinrich Rauch nach New-York entsendet, um den benachbarten Indianern die Botschaft des Friedens zu bringen. Hier am 16. Juli 1740 angelangt, hätte er bange werden mögen. Denn Jedermann rieth ihm ab, Jedermann wußte nur von der Unwirthlichkeit der Wildnisse, von der Mordlust der Indianer, von der Unempfänglichkeit dieser Heiden für das Christenthum, von den verfehlten Versuchen zu dessen Pflanzung in ihrer Mitte zu reden. Rauch aber vertraute auf den Herrn, dem er in brünstigem Gebet seine Sache befahl, harrte der Gelegenheit und ergriff sie, als mehrere Mohikan- oder Mahikander-Indianer als Gesandte zum holländischen Gouverneur in die Stadt New-York kamen. Zwei von ihnen, Tschoop und Schabasch, fragte er: „Wollt ihr wohl einen Lehrer haben, der euch den Weg zur Seligkeit zeigt?" — und so betrunken sie am vorigen Tage gewesen waren, so antwortete doch Tschoop alsbald mit „Ja!" und fügte hinzu, „er finde bei sich oft eine Neigung zu etwas Besserem, als er bisher gehabt habe, er wisse sich aber nicht zu helfen; wenn Jemand wäre, der sich seiner und seiner Freunde annehmen, zu ihnen kommen und sie lehren wolle, so werde er es gern sehen; sie seien aber arme und auch böse Menschen; doch denke er, es werde wohl gehen, wenn nur ein Lehrer unter ihnen wohnen wollte." Ebenso äußerte sich auch Schabasch. Hierdurch ermuthigt beschloß Rauch, sich in ihre Wildniß zu begeben, ging ihnen voraus, verfehlte sie, und kam nach ihnen am 16. August 1740 in dem Indianerdorfe Schekomeko, an der Grenze von Connecticut an. Freundlich aufgenommen, begann er, da die Indianer Holländisch verstanden, gleich mit der Predigt von Christo dem Gekreuzigten, und staunend und aufmerksam hörten die Heiden ihm zu, so daß er die schönsten Hoffnungen für sie hegte. Aber schon am folgenden Tage antworteten sie auf sein Zeugniß mit verstohlenem Lächeln, und bald behandelten sie den Missionar mit offnem Hohn und Verachtung. Umsonst ging Rauch von Hütte zu Hütte. „Es war, als wenn der Teufel hier sein Reich mit Mauern umgeben, fest verriegelt und verschlossen hätte." Endlich einmal fragte Tschoop, welche Wirkung das Blut des gekreuzigten Gottessohnes habe, und als der Missionar ihm darauf hocherfreut genügende Antwort gab, da war er tief ergriffen, und gleich ihm neigte auch Schabasch, sein alter Freund, sich dem Evangelio zu. Die ersten Regungen eines neuen Lebens zogen aber auch dem Prediger des Evangeliums die Feindschaft der umwohnenden Weißen zu, deren Sünden durch sein Zeugniß gestraft wurden; sie drohten, ihn zu tödten, und Rauch mußte eine Zeit lang Schekomeko verlassen und bei einem benachbarten wohlwollenden Bauer die Stelle eines Hauslehrers annehmen. Doch konnte er es nicht lassen, auch von hier aus dann und wann die Heiden in Schekomeko zu besuchen. Die Weißen aber hetzten die Indianer auf: diese wollten ihn erschießen, an einen Baum aufhängen; einer jagte ihm, das Beil in der Hand, nach, fiel aber in blinder Wuth in's Wasser, ehe er ihn erreichte; selbst Tschoop und Schabasch mieden ihn, ja wurden seine Feinde. Die besten der europäischen Ansiedler in der Nähe hielten es

für ein lächerliches Unternehmen, die „lebendigen Teufel" bekehren zu wollen. Rauch aber stand fest in demüthigem Glauben und herzlicher Liebe. Nachdem er sich selbst als unwürdig und schwach bekannt, fährt er in einem Briefe aus jenen Tagen fort: „Der Herr aber hilft immer meiner Schwachheit auf; freilich muß ich glauben, was jetzt unmöglich zu sein scheint, denn von dem, was unter den Heiden zum Lobe Gottes werden sollte, sieht man noch gar nichts; inzwischen will ich doch fortfahren, den Tod des Herrn zu verkündigen; mein Herz brennt vor Hunger und Begierde nach der Errettung der Heiden; Seelen für Jesum zu werben, das ist meine wichtigste Sache, und die treibe ich auf des Herrn Wort trotz Allem, was der Feind mit seiner ganzen Macht thun kann; kein verriegeltes Thor des Teufels ist doch so stark, daß Christus es nicht sollte aufsprengen können". — Solcher Glaube konnte nicht zu Schanden werden; die Liebe des Missionars, womit er ihnen nachging, seine Stille und Geduld besiegten den Wahn der wilden Heiden; jetzt erst wurde Tschoop bekehrt. Er selbst hat sich später in einer christlichen Versammlung darüber also ausgesprochen:

„Brüder! ich bin ein Heide gewesen und bin unter den Heiden alt geworden und weiß also wohl, wie es mit den Heiden ist. Es kam einmal ein Prediger zu uns, der wollte uns lehren, und fing an, uns zu beweisen, daß ein Gott sei. Da sagten wir: Ei, meinest du denn, wir wissen das nicht? Gehe nur wieder hin, wo du hergekommen bist. — Ein ander Mal kam ein Prediger und wollte uns lehren: Ihr müßt nicht stehlen, nicht saufen, nicht lügen u. s. w. Wir antworteten ihm: Du Narr, denkst du denn, daß wir das nicht wissen? Lerne das erst selbst, und lehre die Leute, zu denen du gehörst, daß sie das nicht thun. Denn wer säuft, wer stiehlt, wer lügt mehr, als deine eignen Leute? Und so schickten wir ihn fort. — Nach ein [illegible] t kam Christian Heinrich (Rauch) zu mir in meine Hütte und setzte sich zu mir. [illegible] Inhalt seiner Rede an mich war ungefähr dieser: Ich komme zu dir im Namen des Herrn Himmels und der Erde. Der läßt dich wissen, daß er dich gern selig machen und aus dem Elend reißen will, darinnen du liegst. Zu dem Ende ist Er Mensch geworden, hat Sein Leben für die Menschen gegeben, Sein Blut für sie vergossen u. s. w. Er legte sich darauf in meiner Hütte auf ein Brett und schlief ein, denn er war müde von seiner Reise. Da dachte ich: ei, was ist das für ein Mann? Er liegt da und schläft so sanft. Ich könnte ihn ja gleich todtschlagen und in den Wald werfen — wer würde darnach fragen? Aber der ist ohne Sorgen. — Seine Worte aber konnte ich nicht los werden. Sie fielen mir immer wieder ein, und wenn ich auch einschlief, so träumte ich von dem Blute, das Christus für uns vergossen. Da dachte ich: das ist etwas Anderes! und verdolmetschte den andern Indianern die Worte, die Christian Heinrich noch ferner mit uns redete. So ist die Erweckung unter uns durch Gottes Gnade entstanden. Daher sage ich euch: Brüder, predigt den Heiden Christum und Sein Blut und Seinen Tod, wenn ihr unter ihnen wollt Segen schaffen."

Mit Achtung und Liebe kamen nun die Indianer in Schekomeko ihrem Lehrer entgegen; bald wurden auch die benachbarten Dörfer von der Bewegung ergriffen, und heilsbegierige Heiden versammelten sich, das theure Wort Gottes zu vernehmen. Mit Tschoop*) aber ging es immer lieblicher voran, wie auch folgender Brief zeigt, den er durch Rauch an die Brüder in Bethlehem schreiben ließ:

*) cf. Wullschlägel, Lebensbilder rc. I, p. 35 ff.

„Ich bin ein armer, wilder Heide gewesen, der vierzig Jahre lang nicht mehr gewußt hat, als ein Hund. Ich war der größte Säufer, der willigste Sklave des Teufels unter den Wilden, und weil ich nichts von dem Heiland gewußt habe, so habe ich nichtigen Göttern gedient, die ich jetzt ins Feuer wünsche. Das habe ich mit vielen Thränen bereut. Als ich hörte, daß Er auch der Heiden Heiland wäre und ich Ihm mein Herz auch schuldig sei, so fühlte ich in meinem Herzen einen Zug zu Ihm. Meine nächsten Freunde aber, mein Weib und meine Kinder, waren meine Feinde, und der größte Feind war meines Weibes Mutter; die sagte, ich sei nicht so gut als ein Hund, wenn ich nicht mehr an ihre Götter glaube. Weil meine Augen aber offen waren, so war es mir Thorheit, was sie sagte; denn ich weiß, sie hat ihren Gott von ihrer Großmutter bekommen; er ist von Leder gemacht und mit Wempon (Muschelschaalen) ausgeschmückt. Weil sie die Aelteste war, so hat sie ihn uns gegeben, davor anzubeten, und wir haben's gethan, so lange, bis unser Lehrer kam und uns von dem Gotteslamme sagte, das sich für uns blinde Menschen zu Tode geblutet hat. Ich habe mich sehr darüber gewundert, und so oft ich davon predigen hörte, wurde mein Herz warm darüber; auch hat mir oft geträumt, als wenn unser Lehrer vor mir stände und mir predigte. Jetzt fühle ich's, daß ich's glaube, daß der Erlöser mir helfen kann mit Seinem Blute und kein Anderer. Ich glaube, daß Er mein Gott und mein Erlöser ist, der für mich Sünder am Kreuz gestorben ist. Ich wäre gern getauft und habe schon lange darnach verlangt. Weil ich lahm bin, so kann ich zur Winterszeit nicht fort, ich werde aber im April oder Mai zu euch kommen. Der Feind hat mich oft wollen untreu machen, was ich aber zuvor lieb hatte, wird mir täglich mehr und mehr zu Koth. Ich bin der arme wilde Tschoop."

Gegen Ende des Jahres 1741 kam der Graf Zinzendorf in Amerika an und hielt einen Brüder-Synodus in Oly, zu welchem auch Christian Heinrich Rauch durch den Bruder Gottlob Büttner, der nach Schekomeko kam und daselbst zehn Tage verweilte, eingeladen ward. Drei Indianer, Schabasch, Seim und Kiop begleiteten die beiden am 22. Januar 1742 nach Oly, wo sie am 9. Februar eintrafen, während der arme Tschoop seines lahmen Fußes wegen daheim bleiben mußte. In Oly empfingen die genannten Indianer am 11. Februar die heilige Taufe und die Namen Abraham, Isaak und Jakob; am 16. April aber wurde auch in Schekomeko das erste Tauffest gefeiert, und der gänzlich umgewandelte Tschoop unter dem Namen Johannes in die christliche Gemeinde aufgenommen. In einem bald darnach geschriebenen Brief an Zinzendorf schließt er, nachdem er über sein früheres Sündenleben gesprochen, mit den seligen Worten:

„Nun aber bin ich fröhlich, denn ich weiß, daß der Seligmacher viel an mir gethan hat; jetzt bin ich so beschämt, als ich zuvor betrübt war. Als ich den Brand der Liebe zu Ihm fühlte, wünschte ich mir sogleich Brüder, die Ihn auch lieb hätten; darum liebe ich nun den Bruder Rauch und Dich und meine Brüder, die hier sind, ja die Brüder allesammt, auch diejenigen, die ich in meinem Leben nicht sehen werde. Alle, die den Heiland lieben, die liebe ich auch und grüße sie. Ich werde immer vergnügter, weil der Heiland auch noch Andere selig macht, und nicht mich allein. Ich freue mich sehr, wenn uns unsere Brüder immer von seinem Wort etwas bekannt machen; es schmeckt mir immer besser, und ich gebe genau Acht, so zu sein, wie es in der Bibel steht, das ist leicht. — Es gibt Menschen, die sagen: die Bibel ist schwer; aber ich bin noch nicht so weit, daß sie mir schwer wäre; es ist mir Alles süß und leicht, darum warte ich, bis ich das Schwere fühlen soll. Noch weiß ich nichts, als daß es süß und leicht ist, und ich weiß auch nichts mehr zu schreiben, als daß ich das Blut des Seligmachers fühle. — Johannes, Dein Bruder."

Und einige Zeit später schrieb er an die Gemeine zu Bethlehem:

„Meine lieben Brüder und Schwestern! Ich habe Euch sehr lieb. Wie mein Herz ist das kann ich nicht aussprechen. Ich fühle, daß ich den Seligmacher lieb habe, aber ich sehe

daß mir noch viel fehlt. Ich habe noch nie recht gewußt, was das ist, ein recht armer Sünder sein, aber nun finde ich, wenn ich recht von Herzen arm bin, so bin ich recht selig. Ich merke das sehr wohl, daß kein Vergnügen ist, als bei meinem lieben Heilande, und ich will auch keines mehr haben, als bei Ihm. Ich kann mich nicht genug schämen vor meinem Heiland, wenn ich ansehe, was Er für mich gethan hat; denn ich war ein sehr böser Mensch, so kalt wie ein Stück Eis, so todt wie ein Stein, aber Sein Blut hat mich weich und warm gemacht. Und das muß ich auch mit Freuden den andern Indianern sagen, denn ich denke immer, wenn ich ihnen etwas vom Blute des Seligmachers sage, so werden sie besser in einer Stunde, als ich in zwei Jahren geworden bin. Sie fühlen es auch sehr wohl, daß es so sein muß, denn sie glauben, daß alle Leute, die noch sündigen, nicht an den großen Sohn Gottes glauben. Es ist mir nichts wichtiger, als wenn ich etwas höre vom Blute des Seligmachers. Ich sehe auch, daß es das Einzige ist, das die Herzen kann weich machen. Ich bin nun wie ein Stück Holz in Seinen Händen; wenn Er mich brauchen will, so will ich mich gern brauchen lassen. Ich bin bereit, Alles, was in der Bibel steht, von Herzen gern zu thun. Und ich finde es in der That so, daß man Alles kann, wenn Einem nur der Heiland gnädig ist. Ich glaube, daß Alles, was mir die Brüder sagen, gut ist, und daß es so in der Bibel steht, und ich finde es auch in meinem Herzen, daß es so ist. Denn mein Herz ist ein rechtes Buch. Ich finde auch Alles darin geschrieben, was ich meinen Freunden predigen und sagen soll. Ich sehe, daß es sehr nöthig ist, daß wir (die getauften Indianer) auch zu einer Gemeinde werden; so wie es in der Bibel vorgeschrieben steht, so wollen wir thun. Mich verlangt von Herzen darnach, denn wir sind von einer sehr wilden Art; der Seligmacher aber kann uns wohl zahm und ordentlich machen. Wenn wir nur kleine und gehorsame Kinder werden, so wird Alles gehen, und dazu wolle Er uns mit Seinem Blute helfen. Ich grüße alle Brüder und Schwestern recht herzlich. Ich bin ein armer Sünder. — Johannes aus dem Heiden."

Das Evangelium machte nun schnelle Fortschritte, nicht nur in Schekomeko, sondern auch in den benachbarten Indianerstädten. Aus weiter Entfernung kamen oft die Wilden zu Rauch's Predigten und hörten mit Freuden davon, „wie Gott Mensch geworden sei und die Indianer so sehr liebe, daß er sie mit seinem Blute von dem Dienste des Teufels und der Sünde erlöset habe". Das Feld war weiß zur Ernte.

Graf Zinzendorf aber, nachdem er mit den Missionsarbeitern mehrfache Conferenzen gehalten, unternahm selbst drei mühevolle und beschwerliche Reisen in die verschiedenen Indianergebiete; die erste am 28. Juli von Bethlehem bis Maniolagomekah, einem Delawarendorfe, auf welcher er fast überall freundliche Aufnahme fand und mit den Sitten und Gewohnheiten der Indianer sich bekannt machte. Am 14. August traf er eine große Gesandtschaft der Irokesen oder sechs Nationen und ließ ihnen durch seinen Begleiter, den Gouvernements-Dolmetscher Weißer, sagen: er habe des Herrn Wort an sie und ihre Völker, das wolle er ihnen theils selbst, theils durch seine Brüder bringen. Ihre Absicht sei, weder Land von ihnen zu kaufen, noch Handel mit ihnen zu treiben, sondern ihnen den Weg zur Seligkeit zu zeigen. Staunend vernahmen die Indianer diese Botschaft, und erklärten nach längerer Berathung: „Bruder, du bist diesen fernen Weg über's Meer zu uns gekommen, den weißen Leuten und den Indianern zu predigen. Du hast nicht gewußt, daß wir hier sind, und wir haben von dir nichts gewußt. Das ist von einer hohen Hand droben gekommen. Komm zu uns, du und deine Brüder, du sollst uns willkommen sein. Nimm hin diesen Fathom of Wampom, zum Zeichen, daß unsere Worte Wahrheit sind". So errich-

teten die Irokesen mit Graf Zinzendorf einen Freundschaftsbund, dessen wiederholte Erneuerung später den Brüdern eine ausgedehnte Missionsthätigkeit ermöglichte. — Seine zweite Reise unternahm der Graf am 21. August nach Schekomeko, wo er am 27. August ankam und im Umgang mit den getauften Indianern herzerquickende Tage verlebte, mit Rauch wichtige Verabredungen in Bezug auf das Missionswerk nahm, auf den Wunsch der vier bereits Getauften in Schekomeko eine christliche Gemeindeordnung einführte und sie selbst feierlich in's Gehülfenamt einsetzte, Johannes als Lehrer und Dolmetscher, Abraham als Aeltesten, Jakob als Ermahner und Isaak als Diener. „Diese vier nach Geist und Natur incomparable Indianer", heißt es in einem Briefe des Grafen, „sind rechte Gottesmänner unter ihnen und formiren eine Conferenz, der wir oft mit Erstaunen beigewohnt haben". Nachdem noch sechs heilsbegierige Indianer getauft und die kleine Gemeinde dadurch auf zehn Seelen angewachsen war, verließ Zinzendorf am 4. September Schekomeko und trat seine Rückreise nach Bethlehem an. Zwei Indianer, welche ihn dahin begleitet hatten, empfingen hier von ihm und Büttner die heilige Taufe und wurden Josua und David genannt. Mit ihnen, so wie dem Missionar Mack und dessen Frau, nebst Weißer, unternahm der Graf noch in demselben Monat eine dritte Reise zu den Indianern am Susquehannah, ward am 28. September in Schomokin von dem Häuptling Schikellimus gar freundlich aufgenommen, und zog am 30. September über Otstonwackin zu den wilden Schawano's in Wajomick, wo er 20 Tage verweilte, ohne daß es ihm gelang, das Zutrauen der Indianer zu gewinnen. Ja, sein Leben ward sogar bedroht, und deßhalb kehrte er bis zum 9. November unter großen Mühen und Gefahren nach Bethlehem zurück, von wo er Anfang 1743 wieder nach Europa sich begab.

Zu Schekomeko war indeß im Oktober 1742 G. Büttner nebst seiner Frau unserm Rauch als Gehülfe zur Seite getreten, und das Werk des Herrn ging fröhlich fort, so daß gegen Ende des Jahres schon 31 Getaufte in Schekomeko waren, mit denen die Missionare wöchentlich noch eine besondere Versammlung hielten und an den Bekenntnissen und dem Wandel der jungen Christen ihre herzliche Freude hatten. Neben Rauch und Büttner wirkten später Mack und Schaw, zu denen hernach noch die Brüder Pyrläus, Sensemann und Post kamen, unbeirrt von den nicht ausbleibenden Anfechtungen der Weißen, in reichem Segen. Am 13. März 1743 ward mit 10 Indianern zum ersten Mal das heilige Abendmahl gefeiert, und diese Feier am 27. Juli bereits mit 22 Indianern wiederholt. Nachdem nun ein früherer Häuptling, Cornelius, zum Ortsvorsteher ernannt worden, nahmen die Brüder auch den Bau eines Gotteshauses in Angriff, das, 30 Fuß lang und 20 Fuß breit, ganz von Baumrinde erbaut, schon im Juli eingeweiht werden konnte, und nachdem so das bürgerliche und weiter auch das kirchliche Leben in bestimmte Ordnungen gebracht war, ging die Gemeinde fortan ihren stillen und geregelten Gang, und der bereits erwähnte C. Weißer, der früher eine erfolgreiche Mission unter den Indianern für unmöglich

gehalten, mußte nach einem Besuche in Schekomeko in einem Briefe an G. Büttner bezeugen:

„Ich bin mit dem allergrößten Vergnügen dagewesen und hinweggereiset. Der Indianer ihr Glaube an den Herrn Jesum, ihre Einfalt und unverstelltes Wesen, ihre Erfahrung bei durch's Blut Jesu zuwegegebrachten und von den Brüdern gepredigter Gnade gab mir den allergrößten Eindruck und Glaubensgewißheit, daß der Herr mit Euch ist. Es war mir, als sähe ich ein Häuflein der ersten Christen bei einander. Ihre Alten saßen in der Versammlung theils auf den Bänken, theils wegen Enge des Raumes auf dem Grunde mit großer Gravität und Andacht, und hörten dem Lehrer zu, als ob sie ihm die Worte aus dem Herzen nehmen wollten. Johannes war Dolmetscher, und hat es aufs Allerschönste verrichtet. Ich halte ihn für einen Mann, der mit Geist und Kraft gesalbt ist. Ich verstehe zwar die Mahikaneersprache nicht gründlich, doch sind mir ihre Weisen in ihrem Vortrage nach ihren Ideen so wohl bekannt, als einem Europäer in diesem Lande. Kurz zu sagen, ich rechne es unter die größesten Gnaden, die mir in meinem Leben geschenkt sind, daß ich in Schekomeko gewesen bin. Der Spruch: Jesus Christus, gestern und heute und derselbe in Ewigkeit, war ganz neu und lebendig in meinem Herzen, als ich die Patriarchen der amerikanischen Kirche da herum sitzen sah, als Zeugen des Versöhnungsopfers unsers Herrn Jesu Christi: ihr Gebet müsse hinaufkommen ins Gedächtniß vor Gott, und aus dem Himmel müsse gegen ihre Feinde gestritten werden!“

Und an Feinden fehlte es nicht: doch waren die jungen Christen in Schekomeko selbst bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, wie denn Abraham einst einem böswilligen Weißen, aus dessen Munde er allerlei verdächtigende Aeußerungen über die Missionare hören mußte, zur Antwort gab: „Sie mögen sein, wer sie wollen, ich weiß, was sie mir gesagt haben, und was Gott seitdem an mir gethan hat. Seht doch meine armen Freunde, wie sie so betrunken vor eurer Thür da liegen. Warum schickt ihr ihnen keine Lehrer, die sie anders machen, wenn ihr was könnet? Vor vier Jahren war ich auch noch so, wie ein Vieh, und Niemand von euch bekümmerte sich darum; aber die Brüder haben mir das Blut Jesu gepredigt, und das hat sich auf ihr Wort so an mir bewiesen, daß ich von dem Dienst der Sünde erlöst bin; darum sind mir meine Lehrer genug.“

Von Schekomeko drang der Schall des Evangeliums auch zu den benachbarten Indianerdörfern, und die Bewohner von Wechquatnach und Pachgatgoch kamen zu den Missionaren mit der Bitte, auch ihnen das große Wort bringen zu wollen. So begab sich denn Missionar Mack nebst Frau Anfang 1743 zuerst nach dem fünf Meilen entfernten Pachgatgoch in Connecticut, und fand hier die freundlichste Aufnahme und große Bereitwilligkeit zur Annahme des Evangeliums. Unter Thränen sahen die Indianer den lieben Lehrer am 4. Februar nach dem 15 Meilen entlegenen Potatik abreisen. Hier lebte ein Häuptling, der früher gedroht hatte, Jeden, der ihm etwas von Jesu Christo sage, zu ermorden; und nun war er es, auf dessen Einladung Mack nach Potatik kam. Der Herr selbst hatte sein Herz umgewandelt, also, daß er nach der Predigt des Missionars seinen Leuten den Rath gab, sich ganz dem Heiland zu eigen zu geben, und zu den benachbarten Weißen tadelnd sprach: „Ihr müßt euch schämen, daß ihr so lange unter uns gewesen seid und uns das noch nie gesagt habt, was wir jetzt von dem Missionar hören; der sagt uns, was er in seinem eigenen Herzen erfahren hat, führt

uns auf unser Herz, wie es darin aussieht, und trifft es genau; ihr hingegen plaudert und lest aus den Büchern und thut selbst nicht, was ihr sagt. Nun wissen wir doch, wie wir selig werden können." — „Wir fühlen, daß wir arme Sünder sind, und nun gehet ihr weg und lasset uns allein," das waren die betrübten Abschiedsworte der Leute zu Potatik gegen Mack mit seiner Frau, der voll Freude über die gemachten Erfahrungen nach Pachgatgoch zurückkehrte, wohin zu gleicher Zeit Büttner mit dem Indianer Jonathan kam. Sechs Heiden konnten sie hier taufen, unter ihnen den Häuptling Mawesemana, der den Namen Gideon empfing, eine gottinnige Seele. Seitdem wuchs die Begierde nach dem Wort noch mehr, und schaarenweise zogen die Heiden, um es zu hören, nach Schekomeko, von wo die Brüder dann und wann einen aus ihrer Mitte zu Besuchen nach Pachgatgoch und Potatik entsendeten.

Aber auch die Feinde ruhten nicht. Die weißen Branntweinhändler, denen die christlichen Indianer nichts mehr abkauften, die angestellten englischen Prediger, welche ihr Amt als Miethlinge versahen, und darum von jenen manchmal auf ihre Versäumnisse aufmerksam gemacht wurden, versuchten die Missionare zunächst bei den Indianern als falsche Lehrer zu verleumden, und als dieß vergeblich war, streuten sie unter den Engländern das Gerücht aus, die Brüder ständen in heimlichem Einvernehmen mit den Franzosen in Canada und seien Landesverräther. Auf diese Beschuldigungen hin wurden die Brüder vor mehrere Gerichte und endlich vor den Gouverneur in New-York selbst citirt, um sich zu verantworten und durch einen Eid von den wider sie erhobenen Anklagen zu reinigen, und obschon sie den letzteren Gewissenshalber nicht ablegten, wurden sie auf ihre getroste Verantwortung für dießmal mit dem Bemerken entlassen, „sie sollten von ihren Religionsgrundsätzen einen solchen Gebrauch machen, daß daraus kein Argwohn gegen sie entstände." Doch ließ man ihnen keine Ruhe. Auf Betreiben ihrer Feinde erging von New-York im October 1744 ein Gesetz, daß alle verdächtigen Personen den Eid der Treue schwören, und im Fall sie dieß nicht thäten, aus dem Lande verwiesen werden sollten; bald folgte ein zweites, was den Brüdern ausdrücklich den fernern Unterricht der Indianer verbot, und im December endlich erhielten die Brüder zu Schekomeko den Befehl, das Land zu verlassen und alle Verbindung mit den Indianern aufzugeben. Unter diesen traurigen Umständen kam Spangenberg, der Aufseher der Brüderanstalten in Amerika, aus Europa an und begab sich ohne Verzug nach Schekomeko, um die Gemeinde, welche nun von den Missionaren verlassen werden sollte, wenigstens in der Geduld zu stärken und mit ihr zu beten. Ueber seinen Aufenthalt daselbst konnte er der Gemeinde in Europa berichten:

„Je näher wir nach Schekomeko kamen, desto mehr Ehrfurcht fanden wir bei den Leuten gegen das dasige Werk Gottes. Der Friedensrichter von Milsy, eine Stunde von Schekomeko, ritt mit uns hin und sagte unterwegs, daß er sich lieber seine Hand wolle abhacken lassen, als die Brüder nach der Akte, die gegen sie gemacht worden, traktiren, denn er sehe mit seinen Augen, daß Wunder der Gnade an den Indianern geschehen wären. Da wir aber nun selbst hinkamen, o meine Brüder, das müßte ein todter Mensch sein, der nicht über

die Gnade, die diesem Volke widerfahren ist, in Thränen zerflösse. Man kann es nicht beschreiben, was sich da fühlen läßt, sondern man muß sagen: das hat Gott gethan. Als wir in Schekomeko einritten, stand ein Mann am Wege, der hatte eine absonderliche Physiognomie, just wie Lutherus gemalt wird; da dachten wir an den Johannes, der uns vom Grafen Zinzendorf so beschrieben worden, und grüßten ihn gleich mit dem Namen, irrten auch darin nicht; er bewillkommnete uns herzlich und brachte uns sogleich zu den Geschwistern. Dann kam ihr ehrwürdiger Aeltester, Abraham, empfing uns freundlich, und ob er wohl auf jedem Backen eine Schlange eingeätzt hat, so leuchtet doch die Gnade so deutlich aus ihm heraus, daß es Einen in den Staub beugt. Die übrigen Heidenarbeiter kamen denn einer nach dem andern, empfingen uns mit vielen Liebesbezeugungen, und es blieb keins von der ganzen Gemeinde zurück, das nicht seine Freude über uns an den Tag legte. Alle mit einander sahen aus wie die Lämmer. Da wir nun so die Indianerbrüder und Schwestern um uns hatten, griffen wir nach der Bibel, und der Spruch fiel mir in die Hände: Wer den Willen thut meines Vaters im Himmel, der ist meine Mutter, Schwester und Bruder. — Einer, der in Untreue gefallen war, wollte gern wieder angenommen sein, die Brüder traueten ihm aber noch nicht. Als wir nun mit allen Getauften, 70 an der Zahl, ein Liebesmahl halten wollten, fand er sich auch ein, blieb in einer Entfernung stehen und sah die Brüder recht sünderhaft an. Wir riefen ihn herbei; da setzte er sich in einen Winkel und sah sehr beschämt und reuig aus. Es waltete große Gnade bei dem Liebesmahl. Ich redete von der Seligkeit, die wir durch das Opfer Jesu erlangen und berief mich auf ihre eigene Erfahrung, und sie bestätigten es. Dann redete ich von der Nachfolge Jesu und was Alles dabei zu merken ist. Isaak that darauf eine Ermahnung an die Brüder, daß sie doch ja allezeit recht gebeugte Sünder sein und das Blut Jesu nie vergessen sollten; daran müßten sie nicht nur in Schekomeko, sondern auch im Busch, auf der Jagd fleißig denken u. s. w. Wir beschlossen das Liebesmahl mit Gebet und Thränen und segneten diese theuer erkauften Seelen und unsere ehrwürdigen Geschwister, die bisher unter ihnen gewesen sind, an deren Glaubens- und Leidensmuth unsere Herzen unglaublich erquickt wurden."

Mußten nun auch die Missionare zufolge des oben erwähnten Befehls durch die Aeltestenconferenz in Bethlehem von Schekomeko abgerufen werden, so hatte doch die junge Gemeinde bereits so viel Kräfte in sich, um sich selbst erbauen zu können; treue Nationalarbeiter übernahmen ihre Pflege, und zwischen Schekomeko und Bethlehem blieb ein gesegneter Verkehr. Nur einer der Brüder zog nicht mit fort von Schekomeko; das war Büttner, der, schon längere Zeit schwer krank, bald nach Spangenbergs Abreise am 23. Februar 1745 unter dem Gesange der Brüder und der anwesenden Indianer sanft und selig entschlief. Aber schon hatte der Herr für einen andern treuen Arbeiter gesorgt, der bald der hauptsächlichste Träger und Leiter der indianischen Brüdermission, welcher er ein langes Leben und seine ganze Seele hingab, durch Gottes Gnade werden sollte.

§. 6. David Zeisberger.

Das Leben David Zeisberger's. Basel. Traktat.
Basler Missions-Magazin, 1838. Heft 2.
Schmidt, kurzgefaßte Lebensbeschr. christl. Missionare. Bd. IV. Leipzig. 1840.
Bormbaum, Missionsgeschichte in Biographien. III., 3. Düsseldorf. 1846.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, 1848. p. 142 ff.
Missionsfreund 1848, Nr. 9—13.

David Zeisberger wurde am 11. April 1721 zu Zauchtenthal in Mähren in dem sogenannten Kuhländchen geboren. Seine

Eltern, nicht unbegüterte Landleute, verließen um der Bedrückung ihres evangelischen Bekenntnisses willen Haus und Hof, und wanderten im Jahre 1726 mit drei Kindern nach Herrnhut, der Brüdercolonie bei Berthelsdorf in der Lausitz, wo sie nicht lange nachher einer Gesellschaft von Brüdern sich anschlossen, die nach Georgien in Nordamerika auswanderten. Den kleinen David ließen sie in Herrnhut zurück, wo die Brüdergemeinde ihn mit christlicher Treue erzog. Durch Fleiß und treffliche Anlagen zeichnete er bald sich aus, und frühe schon bemerkte man an ihm eine besondere Gabe, fremde Sprachen zu erlernen, wodurch er in seiner spätern Missionslaufbahn so Großes geleistet hat. Als David 15 Jahr alt war, nahm ihn der Graf Zinzendorf im Jahre 1736 mit nach Holland, wo auf den Wunsch der verwittweten Prinzessin von Oranien die Brüdercolonie Herrendyk, nicht weit von Utrecht, gegründet wurde. Hier blieb nun der Jüngling und eignete die holländische Sprache zwar schnell sich an, fühlte aber durch die feste Regel, in welcher die Gemeinde sich bewegte, sich so beengt und gedrückt, daß er mit einem seiner Jugendgenossen, Schober, dem es ebenso erging, den Entschluß faßte, heimlich nach Georgien zu entfliehen und dort seine Eltern aufzusuchen. Es fand sich auch ein Schiffscapitän, der sie mit nach Amerika nahm, und David's Eltern staunten nicht wenig, als sie auf einmal ihren Sohn, den sie in Herrendyk wohl aufgehoben glaubten, vor sich sahen. Doch er war nun einmal da und zog später mit seinen Eltern nach Bethlehem, bei dessen Aufbau er fleißig mit gearbeitet hat. Sein Herz war aber noch nicht zu dem Herrn bekehrt, obschon er je länger je mehr fühlte, daß ein mächtiger Drang ihn nach dem Heiland zog, den seine Seele suchte, und gewiß war, einst zu finden, wonach er suchte. Als ein Bruder ihn fragte, ob er sich denn noch nicht bekehren wolle, gab er ihm zur Antwort: „Das wird schon geschehen, und dann wird Jedermann gewahr werden, daß ich in Wahrheit bekehrt bin.“ — So hatte er schon sein 22. Lebensjahr angetreten, und noch war sein Lebensberuf nicht entschieden. Für das stille Leben in den Kreisen der Brüdergemeinde in Nordamerika schien er nicht recht zu taugen, und der Gemeinde zu Bethlehem war er eine ziemlich überflüssige Person. Als daher der Graf Zinzendorf im Jahre 1743 Amerika wieder verlassen wollte, sollte David Zeisberger ihn begleiten und sich in der Heimath ein Fortkommen suchen. Gehorsam, aber tief betrübt ging er auf das Schiff, denn das Leben in den Waldungen und Wildnissen Amerikas war ihm lieb geworden. Da, als man schon anfing, die Anker zu lichten, richtete David Nitschmann, einer der frommen Begleiter des Grafen, an den bekümmerten Jüngling die Frage, ob er auch gern nach Europa zurückgehe. „Nein!“ war die entschiedene Antwort, „mir liegt jetzt vor allem meine Bekehrung am Herzen.“ Da rieth ihm Nitschmann, eilig nach Bethlehem zurückzukehren, und nicht lange nachher ging ihm daselbst die volle Sonne der Gerechtigkeit auf. In einer Versammlung der Brüder zu Bethlehem hörte er den Vers singen:

Du ewiger Abgrund der seligen Liebe,
In Christo Jesu aufgethan;
Wie brennen, wie flammen die feurigen Triebe,

Die kein Verstand begreifen kann!
Was liebest Du? — Sünder, die schnöde Zucht;
Wen segnest Du? — Kinder, die Dir geflucht.

Die Worte brachen ihm das Herz. Die ganze Herrlichkeit der Sünderliebe Jesu trat ihm plötzlich entgegen, und Thränen der Buße und des Dankes entströmten seinen Augen. Fortan war sein Sinn mit allem Ernst darauf gerichtet, das Himmlische zu suchen und alle seine Kräfte in den Dienst dieses barmherzigen Herrn zu begeben. Den heidnischen Indianern die erfahrene Gnade zu verkündigen, das erkannte er jetzt mit freudiger Gewißheit als seinen Beruf und säumte nicht, sich ernstlich darauf vorzubereiten. Mit großem Eifer nahm er an dem Unterrichte Theil, welchen der Missionar Pyrläus mehrern jungen Leuten in der Mahikandersprache ertheilte, und ließ bald seine Mitschüler weit hinter sich. Von einigen durchreisenden Irokesen lernte er auch deren Sprache und vermochte sich bald mit Leichtigkeit in derselben auszudrücken. Anfang 1745 unternahm er schon mit Post eine Missionswanderung in das Land der Irokesen. Die Weißen aber meinten, diese Reise laufe auf Landesverrath hinaus, und darum wurden beide Glaubensboten plötzlich unterwegs gefangen genommen und nach New-York in's Gefängniß gebracht. Doch waren sie daselbst fröhlich und unverzagt und verwandten ihre Zeit auf das Studium der Irokesensprache, während ihr Schicksal viele Theilnahme fand. Ein sie besuchender Neu-Engländer tröstete sie mit den Worten: „Ob ich euch gleich nicht kenne, so kann ich es euch doch ansehen, daß es Lügen sind, womit man euch beschuldigt, und glaube, ihr leidet um des Namens Jesu willen. Ich wundere mich über eure Zufriedenheit, glaube aber, daß es eine selige Sache sei, um des Namens Jesu willen im Gefängniß zu sitzen, und Alle, die den Herrn Jesum lieb haben, müssen ja gehaßt und verfolgt werden." Nach siebenwöchentlicher Haft wurden die Gefangenen, deren Unschuld sich im Verhör klar herausstellte, entlassen und zogen fröhlich nach Bethlehem zurück.

Da nun die Brüder in Bethlehem aus mehrfachen Gründen beschlossen, die Christen von Schekomeko vorläufig in ihre Nähe und später nach dem kürzlich von den Schawano's verlassenen Wajomick am Susquehannah zu übersiedeln, dieser Ort aber zu dem Gebiete der Irokesen gehörte, so wurde Spangenberg und mit ihm C. Weißer, D. Zeisberger und Schebosch abgeordnet, bei dem großen Rath in Onondago, am südlichen Ufer des Oneidasee's, die Erlaubniß zu dieser Niederlassung einzuholen. Vom Mai bis Juli 1745 dauerte diese mühselige und beschwerliche Reise. Durch ungebahnte Wälder und Sümpfe, durch wilde, feindliche Stämme führte der Weg, und oft fehlte es selbst an den nothwendigsten Lebensmitteln. Aber der Herr zog mit ihnen, Er rettete sie aus Gefahren und stillte ihren Hunger. So waren einst ihre Lebensmittel schon mehrere Tage ausgegangen, und sie litten großen Mangel, als sie unvermuthetet ein Viertheil von einem Bären fanden, das ein jagender Indianer, dem es zu schwer geworden war, am Wege aufgehängt hatte, damit es spätern Reisenden zu Gute käme. Ein anderes Mal lagen sie ermüdet am Ufer eines Baches und hatten nichts, den quälenden Hunger zu stillen. Da erhob sich der ehrwürdige Spangenberg

plötzlich von seinem Lager und sprach freundlich zu Zeisberger: „Mein David, mache geschwinde dein Fischergeräthe zurecht und fange uns ein Gericht Fische.“ Erstaunt blickt der Jüngling den Bischof an und erwidert: „Wie gern wollte ich das, wenn nur die geringste Hoffnung vorhanden wäre, etwas zu fangen. Aber in diesem seichten, klaren Wasser sind besonders in dieser Jahreszeit keine Fische zu finden; diese halten sich jetzt im tiefen Wasser auf.“ Spangenberg entgegnet: „Wenn ich denn doch sage: Mein David fische! so thue es denn dießmal nur aus Gehorsam.“ — „Nun, ich will's thun!“ war die Antwort. „Gehe etwas tiefer hinein in's Wasser,“ rief ihm der alte Spangenberg nach, „damit ich das Vergnügen habe, von meinem Lager aus zu sehen, wie du fischen kannst!“ — Der liebe Bruder versteht nichts vom Fischen, denkt Zeisberger, doch er thut ihm den Willen. Aber wie erstaunt er, als er nach wenigen Minuten eine Menge großer Fische in seinem Netze erblickt, die er jubelnd den hungrigen Reisegefährten bringen kann. Spangenberg aber sprach mit freundlichem Lächeln: „Habe ich es dir nicht gesagt, wir haben einen guten himmlischen Vater.“ — Neugestärkt setzten sie ihre Reise fort und kamen endlich wohlbehalten in Onondago an, wo sie mit dem großen Rath der Irokesen feierlich das von Zinzendorf vor einigen Jahren geschlossene Bündniß erneuerten, ja von den Häuptlingen nach indianischer Sitte zu ihren Brüdern oder Vettern ernannt wurden, und zu der beabsichtigten Niederlassung in Wajomick ohne Schwierigkeit die Genehmigung erhielten. Fröhlich kehrte die Gesandtschaft nach Bethlehem zurück.

Die Gemeinde zu Schekomeko bezeigte zwar Anfangs keine Lust, ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen, aber allerlei Noth und Drangsal seitens der Weißen, die Bitten Spangenberg's und des 1746 aus Europa angekommenen Bischofs Cammerhof, so wie das Versprechen des Gouverneurs von Pennsylvanien, allen in sein Gebiet geflüchteten Indianern volle Freiheit zu gewähren, machte sie bald willig, auf die Wünsche der Brüder einzugehen, obschon sie nicht zu bewegen waren, nach Wajomick zu ziehen. Im April 1746 wanderten sie aus und ließen sich vorläufig in Friedenshütten bei Bethlehem nieder, bis sie unter Mack's Leitung auf einem von den Brüdern erkauften Lande in Philadelphia, 6 Meilen von Bethlehem, nahe am Einflusse der Mahony in die Lecha, eine neue Niederlassung, Gnadenhütten, gründeten. Bald waren die meisten Gläubigen aus Schekomeko und Pachgatgoch hier versammelt, und die junge Gemeinde von fast 500 Seelen entwickelte sich in der erfreulichsten Weise. Mitten im Dorfe stand die Kirche mit Thurm und Glocke; auf der einen Seite im Halbkreise die Hütten der Indianer, auf der andern die Wohnungen der Missionare Mack und Rauch, und der Gottesacker. Die gottesdienstlichen Einrichtungen waren im Wesentlichen dieselben, wie bei allen Brüdergemeinden; eine Knaben- und eine Mädchenschule, jede von drei Klassen, gewährte der Jugend den nöthigen Unterricht, eingeborene Gehülfen standen den Missionaren in ihrer Arbeit zur Seite, unter ihnen Männer voll Glaubens, deren Zeugnissen man es anfühlte, daß sie aus innerster Herzenserfahrung hervorgingen.

So erwiderte einst der Helfer Josua einem Indianer, Namens Job, der sich nicht wenig auf seine Schriftkenntniß einbildete und meinte, wir armen Menschen könnten unmöglich den Fußstapfen des Heilandes nachfolgen, da dieß sogar den Leuten unmöglich gewesen, die Ihn auf Erden gesehen und gesprochen: „Ja, mein Freund, das ist geschwind gesagt, daß wir arme Menschen sind, aber das hilft uns weiter nichts: sobald wir aber unsere Armuth im Herzen fühlen, sobald bekümmern wir uns, wie uns geholfen werde, und dann ist der Heiland gleich bereit und willig; Er läßt uns nicht lange rufen und schreien; wir dürfen Ihn auch nicht erst gut machen, denn Er ist vorher gut auf uns. Er wartet nur, daß wir mit unserm armen Herzen zu Ihm kommen; Er hilft uns gleich. Ich will dir ein Gleichniß sagen: Wenn du einen Weg gegangen wärest und kämest in eine Stadt, und sprächest zu den Leuten: ich bin hungrig, und dieselben sprächen zu dir: da ist ein Mann, zu dem gehe, der wird dir zu essen geben, denn er giebt Allen zu essen, die zu ihm kommen — würdest du dich wohl lange besinnen, ob du auch zu dem Manne gehen sollst, wenn du nämlich recht hungrig wärest und fühltest, daß du sterben müßtest, wenn du nicht zu essen bekämest? Siehe, mein Freund, so ist es mit dem Armsein: nicht das Reden davon, sondern das Gefühl davon treibt uns zum Heilande, und Der giebt uns selber Kraft, so zu glauben und so zu leben, wie Er's haben will. Ohne diese Kraft kann's Niemand. Und du wirst auch immer ein armer Mensch bleiben und die Sache für unmöglich halten, so lange du nicht dieselbe Kraft erlangst. Das ist wohl wahr, daß es mit den Leuten, die den Heiland auf Erden sahen, etwas schwer gegangen ist, und ich glaube, die Ursache war diese: Die Leute sahen Ihn wohl mit ihren leiblichen Augen, aber ihr Herz fühlte die Kraft Seines Blutes noch nicht. Hast du nicht gehört oder in der Bibel gelesen, daß, nachdem der Heiland gestorben war und Sein Blut vergossen hatte, das Glauben an Ihn viel leichter gegangen ist, als zuvor? Ja, hast du nicht gelesen, daß nach der Auferstehung unsers Heilandes von vielen 100 Brüdern und Schwestern geschrieben steht, daß sie Ein Herz und Eine Seele gewesen sind? Da wir nun noch eben diese Kraft aus Jesu Tod und Blut fühlen können, so ist es nicht mehr schwer, an Ihn zu glauben und das zu thun, was Er gerne haben will."

Doch fehlte es auch in Gnadenhütten nicht an feindlichem Widerstreben einzelner Heiden, so wie an groben Ausbrüchen der Sünde, wodurch die Brüder bisweilen genöthigt wurden, solchen Indianern, die alle Mahnungen verachteten, den Aufenthalt daselbst zu untersagen. Ja, selbst gläubige Gemeindeglieder fielen bisweilen in das heidnische Sündenleben zurück, und mit großer Geduld mußten die Brüder ihnen nachgehen. Manchmal blieb Alles umsonst, öfter aber baten die Verirrten mündlich oder schriftlich um Vergebung.

So schrieb ein Indianer, Jakob, der aus Weltliebe Gnadenhütten verlassen, nach Erkenntniß seiner Sünden aber in die dasige Gemeinschaft sich zurücksehnte, über seinen Herzenszustand: „Mit mir steht's so, als wenn der Vater ein Kind hat, das er recht lieb hat, und kleidet es auf's Beste, und giebt ihm allerhand schöne Sachen, was es nur braucht und nöthig hat, und läßt es nicht Mangel leiden; das Kind aber ist eigenwillig und geht vom Vater weg und befolgt nicht, was ihm der Vater sagt, dann verliert das Kind die schönen Sachen, die es beim Vater gehabt hatte, und das Kleid zerreißt und fällt von seinem Leibe, und es muß fast nackend gehen; das Kind bedenkt sich wohl, wie es zuvor ein so schönes Kleid und so viele schöne Sachen gehabt hat; es thut dem Kinde wehe, es betrübt sich darüber und hat Tag und Nacht keine Ruhe, ist aber dabei scheu, wieder zum Vater zu gehen, und weiß doch nicht, was zu thun; so steht's mit mir." —

Bis zum Jahre 1754 ging das Werk Gottes in Gnadenhütten seinen stillen, gesegneten Gang. Die Indianer bebauten fleißig das Feld, ihre Weiber verfertigten Körbe, Besen 2c., die sie nach Bethlehem zum

Markte brachten; eine in der Nähe des Dorfes errichtete Sägemühle gab Manchem Beschäftigung und Verdienst. Eine in der zweiten Hälfte des Jahres 1746 in Bethlehem und dann auch in Gnadenhütten ausbrechende Blatternseuche raffte aber unter zahlreichen Opfern auch Abraham mit seiner Frau Sarah, Isaak und unsern Johannes dahin, welchem Loskiel*) bezeugt: „Er war zum Lehrer seines Volkes wie gestempelt und führte dieses Amt in der Gemeinde etwas über vier Jahre.“ Dem Bischof Spangenberg legte er kurz vor seiner letzten Krankheit das Bekenntniß ab: „Ich habe dir etwas zu sagen; ich habe mein Herz untersucht und das habe ich gründlich gethan, so daß ich weiß, daß das wahr ist, was ich sage. Ich habe mein Herz bei den Krankheiten und dem Absterben etlicher Indianer gefragt, ob ich mein Leben dem Heiland willig hingeben kann, und ob Er mich auch annehmen wird, und da habe ich gefunden, daß es Ja bei mir war, daß ich des Heilandes bin und zu Ihm kommen werde.“ Mit welcher Liebe die christlichen Indianer an ihm hingen, zeigte sich besonders in seiner letzten Krankheit. Weinend umstanden sie sein Lager, von welchem der Kranke mit Kraft und Nachdruck den Heiland verkündigte. Sein Verscheiden war so vergnügt und lieblich, wie das Verscheiden eines Mannes Gottes. — Im August 1748 entschlief der Aelteste Nicodemus, ein Mann, der bis in sein Alter ein Knecht der Sünde gewesen, durch das Evangelium aber gründlich umgewandelt und im Jahre 1742 getauft worden war. Mit großer Liebe und Treue nahm er sich seines Volkes an, das er auf betendem Herzen trug. Gern redete er in Gleichnissen.

So sagte er einmal, nachdem er die Mühle bei Gnadenhütten besehen, zu dem Missionar: „Mein Bruder, ich bin recht froh in meinem Herzen; der Heiland hat mir etwas bekannt gemacht. Ich bin in der Mühle gewesen und habe gesehen das große Rad und viele andere Räder, das hat sich Alles gedreht, als wenn es lebendig wäre. Und auf einmal wurde Alles todt und unbeweglich. Da dachte ich: Ei, das ist wahr, sobald das Wasser auf das eine Rad läuft, so kommt Alles in's Leben und bewegt sich; sobald aber das Wasser nicht mehr auf das große Rad schießt, so ist Alles todt. Da dachte ich weiter, gerade so ist es mit dem Herzen. Unser Herz ist todt, so todt als das Rad — aber kommt nur Jesu Blutstrom darauf geflossen, o da wird's lebendig und bewegt Alles und regiert den ganzen Menschen, daß man es sehen und deutlich merken kann, daß da Leben ist. Kommt man aber von den Wunden Jesu ab, da wird das Herz matt und endlich gar wieder todt.“

Er verschied, im Glauben gewiß des ewigen Lebens, nachdem er bereits früher sich dahin geäußert: „Ich bin nun alt und werde bald heimgehen, und mein Leib wird auf den Gottesacker gesäet werden, aber es wird etwas Schönes herauskommen, und wenn der Heiland wird ein Wort sagen, so werden Alle, die entschlafen sind, schön und neu hervorkommen.“ — Und es waren nicht bloß Einzelne, an denen die Brüder in Gnadenhütten solche Freude erlebten, wie denn ein Missionar 1751 schreibt:

„Wer noch nie eine solche Gemeinde gesehen hat, dem wird man schwerlich beschreiben können, wie Einem zu Muthe ist, wenn man dieses aus den Heiden gesammelte Volk Gottes beisammen sieht, wie aufmerksam sie das Wort vom Kreuzestode Jesu hören, wie ehrlich und

*) a. a. O. p. 319.

gerade sie in ihren Bekenntnissen sind, wie sünderhaft bei ihren Versehen, wie herrlich in der Liebe unter einander, wie mitleidig über Anderer Uebelstand, wie zerflossen bei der Handlung der heiligen Taufe, wie innig bei dem Genuß des heiligen Abendmahls. Hält man nun diese Leute mit dem Bilde zusammen, das man an ihnen vor ihrer Bekehrung gesehen hat, so kann man an ihnen nicht anders als die allmächtige Kraft der Predigt von Jesu Blut und Tod rühmen und preisen, das Volk herzlich lieben, und um ihretwillen alle Mühe und Beschwerlichkeit willig übernehmen."

Von Gnadenhütten aus faßten die Brüder auch die umliegenden Indianer fortwährend in's Auge, besonders die Irokesen. Im Jahre 1746 hielt sich Mack nebst seiner Frau längere Zeit in deren Dorfe Schomokin auf, wo die Wilden indeß seine Predigt verachteten, und besuchte auch die Insel Long-Island im Susquehannah, doch ohne Erfolg. Im folgenden Jahre ließ auf den Wunsch der Irokesen zuerst Bruder Anton Schmidt als Schmied in Schomokin sich nieder; ihm folgte Mack mit seiner Frau; 1748 finden wir Cammerhof und Zeisberger in Schomokin, der von hier aus mit Mack die Indianer auf Long-Island besuchte; in demselben Jahre kam auch Joh. von Watteville, der zur Visitation der nordamerikanischen Brüdergemeinde von Europa gesandt war, dahin; 1750 aber begaben sich Zeisberger und Cammerhof abermals zu dem großen Rathsfeuer nach Onondago, und erhielten hier nach langen Berathungen der Häuptlinge den Bescheid, daß die Irokesen und die Brüder diesseits und jenseits des großen Wassers Brüder sein und bleiben wollten, und der Bund mit ihnen sollte nie getrennt noch zerrissen werden. Auch sollte zwei Brüdern gestattet sein, an irgend einer Stelle im Irokesenlande sich niederzulassen und den Missionsberuf zu treiben.

Im Jahre 1751 besuchte Zeisberger mit Nathanael Seidel Europa und wurde zu Herrnhut in seinem Missionsdienst feierlich bestätigt und eingesegnet, worauf er im folgenden Jahre mit Seidel und Missionar Schmick nach Bethlehem und Gnadenhütten zurückkehrte. Bald hernach griff er schon wieder zum Wanderstabe und sein Besuch bei den Nantikok's und Schawano's hatte im Juli 1752 eine Gesandtschaft derselben nach Gnadenhütten und den feierlichen Schluß eines Bündnisses dieser Indianer mit den Brüdern in Gnadenhütten und Bethlehem zur Folge. „Brüder," sagte bei dieser Gelegenheit ein alter Häuptling, „wir sind über und über voll Sünde; habt Geduld mit uns; ehe ein paar Jahre hingehen, wird es anders unter uns werden. Wir sind wie ein Füllen, das noch nicht gezogen hat, und man will's einspannen. Aber eure Worte gefallen uns wohl. Wir fühlen etwas im Herzen; obwohl wir es nicht Alle sogleich verstehen, so fassen wir es endlich doch; nur geht es langsam mit uns." Gegen Ende Juli 1752 wanderte Zeisberger mit G. Rundt wieder nach Onondago, wo er freundliche Aufnahme und Zutritt zu jeder Hütte fand und den Indianern ungehindert das Evangelium verkündigte. Auf einer Wanderung zu den benachbarten Tuscarorra's und Cajuga's wurden sie aber von einem weißen Branntweinhändler mit dem Tode bedroht, wenn sie nicht sofort umkehrten. Am 15. Dezember verließ Zeisberger endlich Onondago, kehrte aber schon im Frühling des folgenden Jahres da-

hin zurück und ward von den Indianern mit der alten Liebe aufgenommen, ja durfte selbst an ihren Rathsversammlungen sich betheiligen*).

So ging denn die Indianermission bis in's Jahr 1754 ohne große Störung fort und dehnte sich von Gnadenhütten immer weiter aus. Kleine Gemeinden, theils von Missionaren, theils von Nationalgehülfen bedient, waren in Meniolagomekah, Pachgatgoch, Schomokin, Wajomick und Wechquatnach, und der Geist Gottes arbeitete an den Herzen. In Folge einer zweiten Gesandtschaft der Nantikok's und Schawano's siedelten auf den Betrieb zweier Getauften, Abraham und Gideon, im April 1754 eine Anzahl von 65 Indianern von Gnadenhütten nach Wajomick über, wogegen noch in demselben Monat 49 christliche Indianer aus Meniolagomekah, meist Delawaren, nach Gnadenhütten zogen. Nicht lange darauf sahen sich die Brüder genöthigt, diese ganze Niederlassung unter dem Namen Neu-Gnadenhütten an das nördliche Ufer der Lecha zu verlegen; von dem alten Gnadenhütten an der Mahony blieben nur die Wirthschaftsgebäude und das Gemeinhaus stehen, welches fortan als Pilgerhaus für die Heidenboten und den Brüdern und Schwestern, welche die umliegenden Ländereien bebauten, zur Wohnung diente. — Ueber der Arbeit an dem neuen Gnadenhütten wurden aber Wajomick, Pachgatgoch und die andern Gläubigen nicht vergessen, während Zeisberger mit dem Bruder Carl Friedrich wieder zu Onondago unter den Irokesen verweilte und über dem seligen Berufe, Christum den Heiden zu predigen, selbst Mangel und Hunger nicht achtetete, kaum aber 1755 nach Bethlehem zurückgekehrt, die Indianer um Wajomick aufsuchte.

Doch von jetzt an begann eine schwere Trübsalszeit für die Brüdermission auf dem Indianergebiete. Der im Jahre 1755 zwischen den Engländern und Franzosen ausgebrochene blutige Krieg über die Grenzen ihrer nordamerikanischen Besitzungen gab Veranlassung, daß auch ein allgemeiner wilder Indianerkrieg in helle Flammen ausbrach, wodurch besonders der Staat Pennsylvanien in große Gefahr kam. Delawaren und Schawano's, von den Franzosen aufgereizt, griffen zu den Waffen; die Brüder bemühten sich, ihre Indianer in Frieden zu erhalten, die wilden Indianer aber schonten auch ihrer christlichen Landsleute nicht. Es war am Abend des 24. November 1755, als die Brüder und Schwestern im Pilgerhause an der Mahony eben zu Tische saßen; da wurden sie durch lautes Hundegebell erschreckt, und plötzlich fiel ein Schuß, worauf einige von ihnen zur Hausthür eilten und sie öffneten. Draußen aber standen die feindlichen Indianer bereit, schossen, und Bruder Martin Nitschmann blieb auf der Stelle. Seine Frau und noch etliche wurden verwundet, flohen mit den Uebrigen auf den Boden und versperrten die Treppe, so gut sie konnten. Bruder Partsch sprang durch ein Hinterfenster und entkam. Unterdessen verfolgten die Feinde die Brüder und Schwestern, die auf den Boden geflüchtet waren, und gaben sich alle Mühe, die Thüre zu erbrechen. Da ihnen dieß nicht gelang, steckten sie das Haus in Brand. Ein Indianerknabe sprang von dem bald in Flam-

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 189 ff.

men stehenden Dache herab; eine Kugel hatte schon bei der Thüre seinen Backen gestreift, auch war eine Seite seines Kopfes von den Flammen sehr beschädigt; gleichwohl entlief er glücklich. Das machte der Schwester Partsch Muth, denselben Sprung vom brennenden Dache herunter zu wagen; es glückte ihr, sie entkam den Feinden, und so wurde ihres Mannes Gebet erhört, der, indem er zum Fenster hinaussprang, zu Gott geseufzt hatte, daß Er doch auch seine Frau erretten möchte. Nun sprang auch Fabricius vom Dache glücklich herunter; indem er aber entlaufen wollte, erblickten ihn die Feinde und schossen ihn mit zwei Kugeln durch den Leib. Er wurde unter ihren Händen wie ein Schlachtschaf behandelt, denn sie hieben ihm ihre Beile in den Leib und skalpirten ihn darnach. Die Uebrigen wurden alle lebendig verbrannt, und Bruder Sensemann, der durch die Hinterthür entkommen war, hatte den nicht zu beschreibenden Schmerz, seine geliebte Frau mit verbrennen zu sehen. In den Flammen stehend, faltete sie die Hände und rief: „Ei nun, lieber Heiland, das habe ich wohl gedacht!" Die Feinde zündeten nun auch die Scheunen und Ställe an, so daß Frucht und Heu und auch das Vieh verbrannte. Zuletzt theilten sie die Beute, brockten Brod in Milch, ließen sich's wohlschmecken und gingen davon; welches alles Schwester Partsch von einem nahegelegenen Hügel, da sie sich hinter einen Baum verborgen, mit ansah. Während dieses schrecklichen Vorganges flohen die Einwohner des nahegelegenen Gnadenhütten in den Busch; des andern Morgens früh 3 Uhr aber kam Br. Zeisberger von Gnadenhütten mit dieser Trauerpost in Bethlehem an, und schon am andern Tage folgten ihm die flüchtigen Bewohner von Gnadenhütten, 600 an der Zahl, und fanden vorläufig in Bethlehem Aufnahme; ihr Dorf aber wurde nach Vertreibung der dahin gesandten englischen Mannschaft am Neujahrstage 1756 von den Wilden gleichfalls verbrannt. Mordend und sengend durchzogen diese das Land, und Bethlehem selbst war in großer Gefahr, wurde jedoch gnädig beschützt. Die Entronnenen aber gründeten mit Genehmigung der Regierung eine neue Niederlassung in der Nähe von Bethlehem, Nain genannt, wohin sie im Herbst 1758 übersiedelten. Im folgenden Jahre 1759 hörten die Streifzüge der Wilden wenigstens in Pennsylvanien gänzlich auf, und aller Orten ward der Herr gepriesen, besonders zu Nain, das sich bald lieblich entwickelte und auch auf heidnische Indianer einen guten Eindruck machte.

Ein solcher, der vier Wochen in der Gemeinde gelebt hatte, sagte kurz vor seinem Tode zu seinen Brüdern: „In Nain haben sie den rechten Glauben, da habe ich oft gehört, daß unser Schöpfer ein Mensch geworden und am Kreuz für unsere Sünden gestorben ist, daß man ihn begraben hat, daß er wieder auferstanden und gen Himmel gefahren ist, und daß, wer an ihn glaubt, selig wird, und wenn man stirbt, zu ihm kommt und ewig gut und selig lebt. Wenn ihr es gern hören wollt, so geht dahin, und wenn ich hier sterbe, so laßt meine Gebeine in der Erde ruhen und holet sie nicht weg nach eurer Gewohnheit."

Durch den Zuzug der gläubigen Indianer von nah und fern ward Nain bald so überfüllt, daß die Brüder sich genöthigt sahen, es zu theilen und von der Gemeinde in Bethlehem ein Stück Land hinter den blauen Bergen zu kaufen, auf welchem im April 1760 Sensemann

mit 30 getauften Indianern den Gemeinort Wechquetank zu bauen begann, in welchem gleichfalls bald ein fröhliches Leben erblühte.

Zeisberger, der während der Kriegsunruhen zu Bethlehem fleißig die Volkssprache studirt, auch darüber zum Besten der Mission geschrieben hatte, begab sich 1762 zu den Indianern nach Wajomick, um das kleine Häuflein der Gläubigen zu stärken; und nachdem in diesem Jahre auch mit den Indianern endlich Friede geworden, zog Missionar Post im März 1763 an die Mündung des Muskingum in den Ohio, wo die Häuptlinge ihm ein kleines Stück Land *) zur Niederlassung bewilligten, Zeisberger aber im Mai nach Machwihilusing am Susquehannah. Hier hatte bisher Papunhauk**), ein berühmter indianischer Lehrer, seinen Landsleuten mit großem Eifer eine strenge heidnische Moral gepredigt; weil er aber dabei sammt seinen Leuten immer tiefer in Sünden sank, so fingen manche seiner Zuhörer selbst an zu zweifeln, ob er auch ein rechter Lehrer der Wahrheit sei. In Nain hörte er 1759 zum erstenmal von Jesu, dem Gekreuzigten, und das Wort machte solchen Eindruck auf ihn, daß er erklärte, „er habe zwar immer an ein höchstes Wesen geglaubt; daß aber Gott Mensch geworden und für die Sünder gestorben sei, habe er noch nicht gewußt; er meine aber, dieß sei die wahre seligmachende Lehre, deren sein Herz bedürfe," und unter Thränen ausrief: „O Gott, erbarme Dich meiner und hilf mir, daß Dein Tod meinem Herzen klar werde!" Nach Machwihilusing zurückgekehrt, rief er seine Landsleute zusammen und erzählte, was er erfahren. „Brüder," so sprach er, „ich habe euch viele Dinge gesagt und euch einen Weg zum Heil gewiesen; aber ich habe jetzt gelernt, daß dieser Weg nicht der rechte ist. Wollen wir selig werden, so müssen wir die Lehre der Brüder annehmen." Obschon er aber dieß erkannte, auch noch öfter nach Nain kam und der Predigt gern zuhörte, so konnte sich doch Papunhauk noch nicht entschließen, den bisherigen Einfluß auf seine Landsleute einzubüßen, und kämpfte einen schweren Kampf in seinem Herzen. Da kam Zeisberger; Papunhauk nahm ihn mit Freuden in seine Hütte auf, und fröhlich sprachen die Indianer: „Da kommen die Leute, auf die wir schon lange gewartet haben; die werden uns den rechten Weg zeigen, auf dem wir selig werden können." Noch denselben Abend mußte Zeisberger predigen, und kaum graute der Morgen, so waren die Indianer wieder um ihn versammelt. Besonders kräftig erwies sich das Evangelium an Papunhauk. Dieser stolze, ehrgeizige Mann warf jetzt alle eigene Gerechtigkeit zu Boden; er wollte weder essen noch trinken, bis er dem Missionar die groben Sünden seines frühern Lebens bekannt hatte, und bat flehentlich um die Taufe, die er denn auch am 26. Juni empfing und fortan Johannes genannt wurde. Zeisberger, der sich auf Bitten der Indianer bleibend in Machwihilusing niederlassen durfte, wo so großes Heilsverlangen ihm entgegenkam, hoffte dem Herrn hier bald eine Gemeinde zu sammeln, als

---

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 291 ff.
**) Wullschlägel Lebensbilder II. p. 70 f.

plötzlich von neuem wilder Kriegslärm ertönte und den Missionar zur Rückkehr nach Bethlehem nöthigte.

Die Indianer an den Canadischen Seen und am Ohio machten wieder Einfälle in Pennsylvanien und ermordeten viele Hunderte, wo denn immer ihre bekehrten und mit den Weißen lebenden Landsleute diesen gleich geachtet wurden. Die Weißen dagegen, durch die Angriffe der Wilden erbittert, wollten nun auch alle Indianer, ohne Unterschied des Glaubens, ermordet wissen. Wieder nahmen die Gläubigen aus allen Niederlassungen, denen sich am Ende auch Zeisberger nebst Papunhauk und einem kleinem Häuflein Bekehrter anschließen mußte, ihre Zuflucht nach Bethlehem, und da sie auch hier nicht mehr sicher waren, mußte man sie im November 1763 nach Philadelphia, der Hauptstadt von Pennsylvanien, bringen. Hier wurden sie in einem besonders aufgerichteten Feldlager vor den Mauern der Stadt Tag und Nacht bewacht, um ihr Leben gegen die herumstreifenden feindlichen Indianer zu sichern; aber der beschränkte Raum, der Mangel an Bewegung, die ganz veränderte Lebensweise brachten bald Krankheiten unter ihnen hervor, und 36 raffte der Tod hinweg. Endlich am 4. Dezember 1764 ward der Friede mit den wilden Indianern geschlossen, und da die weißen Leute die Ursache aller bisherigen Drangsale gewesen, beschloß man, die christliche Indianergemeinde in's Innere des Landes, und zwar zunächst nach Machwihilusing am Susquehannah zu verpflanzen, wohin Zeisberger und Schmick, denen die Leitung des neuen Missionsplatzes übertragen wurde, sie führen sollten. Nachdem sie daher am 18. März dem Gouverneur von Philadelphia eine Dank-Adresse für seine bisherige treue Fürsorge überreicht, traten die christlichen Indianer am 20. März 1765 ihre Reise an. Die Loosung dieses Tages war: „Abraham stand des Morgens frühe auf und ging an den Ort, davon ihm Gott geboten hatte.“ Nach einer kurzen Rast zu Nain setzten sie unter Zeisberger's Führung unter viel Gefahren, Mühen und Beschwerden, denen zwar Mehrere unterlagen, die sie aber mit getrostem Muth im Glauben ertrugen, ihren Weg fort. „Alle Trübsale,“ so erklärten die armen Pilger, „waren bald vergessen, wenn wir in unsern Versammlungen auf eine so fühlbare und tröstliche Weise die Nähe des Heilandes empfinden durften. Diese wurden immer am Abend unter freiem Himmel um ein großes Feuer herum gehalten, wenn die Tagereise vollendet war. Das Auge des unsichtbaren Freundes war hier stets über uns offen, und wir sprachen unter einander voll Freude von seiner Liebe und Barmherzigkeit.“ —

Endlich, nach einer Reise von 5 Wochen, kamen die Pilger an den Ufern des Susquehannahflusses an und erwählten sich unweit des Wayalusing-Baches eine zum Anbau geeignete Strecke Landes, wo sie frohen Muthes ihre Hütten aufrichteten. Friedenshütten nannten sie den Ort, und bald sah man hier 40 nach europäischer Weise erbaute Blockhäuser ein liebliches Kirchlein und die Wohnung der Missionare umgeben. Kleine Gärten grünten um die Häuser und bald blühte auch ein großes Welschkornfeld und verhieß eine gesegnete Ernte. Jede Familie aber baute sich ein eignes Boot, um den Ertrag ihres Bodens entfernteren Orten zuzuführen. „Das ganze Dörflein glich einem emsigen Bie-

nenschwarm; jeder kannte sein Geschäft und verrichtete dasselbe mit Freuden. Einige waren mit Aufbau der Wohnungen beschäftigt, Andere brachen den wilden Boden auf und pflegten ihres Gartens; noch Andere fingen Fische im Flusse, um für die Nahrung der Arbeitenden zu sorgen; wieder Andere besorgten die Haushaltung, indeß die Alten und die Kinder am Rocken oder am Webstuhle die fleißige Hand bewegten. Auch der fromme Papunhauk ließ sich hier nieder, und so zog der wachsende Ruf von Friedenshütten nach und nach aus allen Theilen des Indianergebietes viele Besuchende herbei." Dabei entwickelte sich Friedenshütten, wie man es nie zuvor unter den Indianern gesehen hatte, und auch die ausgebreitete Bekanntschaft des Johannes Papunhauk trug dazu bei, daß die Heiden gern zu den Brüdern kamen und mit Freuden das Wort hörten.

Eine Gesandtschaft, welche die Gemeinde in Friedenshütten an den Häuptling des Cajugastammes sandte, in dessen Gebiet sie sich niederlassen wollten, um seine Genehmigung dazu nachträglich einzuholen, brachte den unwillkommnen Bescheid, daß sie an einem andern Orte sich anbauen sollten; als aber Zeisberger selbst am 23. April sich dahin aufmachte, wurde auf seine eindringliche Rede nicht bloß die erbetene Genehmigung ertheilt, sondern der Gemeinde auch noch ein großes Stück Land zur Bebauung angewiesen. Doch wurde die Freude darüber bald getrübt, als ein Irokese bei einem Besuch in Friedenshütten erzählte, daß der große Rath zu Onondago den Cajuga-Häuptling hart getadelt, daß er solches ohne Einwilligung der andern Irokesen-Häuptlinge gethan. Deßhalb machte Zeisberger selbst sich abermals auf und kam am 26. Oktober mit Sensemann und einem gläubigen Indianer in Onondago an. Nach langem Zögern erhielt er hier endlich den Bescheid, daß der Cajuga-Häuptling ganz nach dem Willen des großen Rathes gehandelt habe, der sich über die Niederlassung der Gemeinde in Friedenshütten freue und ferner genehmige, daß die weißen Brüder als Lehrer der Indianer am Susquehannahflusse wohnten. — Seitdem erfreute Friedenshütten sich der Ruhe und des Friedens; die Gemeinde wuchs und das Wort Gottes wirkte kräftig an den Herzen. Ein heidnisches Ehepaar, das den Ort um die Osterzeit 1766 besuchte, wurde lebendig ergriffen von der Liebe des Heilandes; ein vornehmer Indianer, dem die Häuptlingswürde angetragen wurde, wies alle Ehren der Welt von sich, um Christo zu dienen; ein junger Mann aus den Nantikok's*) kam zu lebendiger Erkenntniß seiner Sünde und der Gnade Gottes in Christo Jesu, und bat flehentlich um die Taufe. „Brüder," so rief er unter Thränen, „erbarmt euch doch meiner! Ich bin der elendeste Mensch, der auf der Welt sein kann; seit gestern Morgen fühle ich nichts als Angst, Unruhe und Schmerzen; ich kann kein Plätzchen finden, wo es mir nur einigermaßen erträglich wäre. Diesen ganzen Nachmittag habe ich dagelegen wie todt; es ist keine Kraft mehr in mir, ich bin ganz ausgemergelt. Erbarmt euch doch meiner, wascht mich mit des Heilandes Blut von meinen Sünden; das wird mir helfen und ich werde Ruhe in meinem

*) Wullschlägel, Lebensbilder II. p. 41.

Herzen kriegen.“ Er ward als der Erstling aus seinem Stamme getauft und bekam den Namen Samuel. — Um die Gastfreundschaft der Gemeinde nicht mißbrauchen zu lassen, wurden die ältesten und erfahrensten Indianerbrüder zu Aufsehern über die Fremden ernannt und angewiesen, denjenigen, welche gar kein Verlangen nach dem Heiland hatten, den Aufenthalt in Friedenshütten nicht zu gestatten. Eine Gesellschaft weißer Rumhändler, die im Jahre 1766 sich einnisten wollte, wurde von den Nationalgehülfen selbst ausgewiesen. Bald konnte das Versammlungshaus die Menge der aus den verschiedensten Stämmen sich einfindenden Zuhörer nicht mehr fassen, und es wurde daher zu Anfang 1767 eine neue große Kirche erbaut.

Als nun in demselben Jahre die Kunde nach Friedenshütten gelangte, daß auch die Indianer am obern Ohio*) das Evangelium zu hören wünschten, da machte Zeisberger am 30. September 1767, begleitet von Johannes Papunhauk und dem Nationalgehülfen Anton, und von den Gebeten der Gemeinde geleitet, nach Goschgoschünk, dem Hauptort der Delawaren am Ohio, sich auf den Weg. Durch pfadlose Wälder, durch mannshohes Gras mußten die Reisenden den Weg sich bahnen, in Gegenden, die der Fuß eines weißen Mannes noch nie betreten hatte. Nachts schliefen sie, in wollene Decken gehüllt, unter freiem Himmel, so daß die Kleider des Morgens von Thau benetzt waren; oft auch goß der Regen in Strömen auf ihr Lager herab. Rastlos aber drangen sie vorwärts, bis sie endlich nach tagelangen Beschwerden ein im dichtesten Wald gelegenes Indianerdorf erreichten. Kaum waren sie hier angelangt, als einer der Indianer 12 Stunden weit nach dem nächsten gleichfalls von Seneka's bewohnten Dorfe sprengte, um die Ankunft des weißen Fremdlings zu verkünden. Am folgenden Tage kehrte Zeisberger selbst dort ein und wußte den anfangs sehr unfreundlichen Häuptling durch sein festes und zugleich mildes Benehmen wenigstens dahin zu bringen, daß er ihn in seine Hütte führte und zum Nachtessen einlud. Als ihm aber vom Heiland der Welt erzählt ward, sagte er: „Wenn das wahr ist, daß der Schöpfer Himmels und der Erde auf die Welt gekommen und ein Mensch geworden ist, und so viel gelitten hat, so sind die Indianer gewiß nicht Schuld an seinem Tode, sondern die weißen Leute; diesen allein hat Gott die Schrift gegeben — die können die Indianer nicht lernen; das ist viel zu schwer für sie.“ Nach mehrstündiger Unterredung ward er indeß immer freundlicher und wollte dem Missionar in der Fortsetzung seiner Reise nicht hinderlich sein, warnte ihn aber ängstlich vor den Einwohnern von Goschgoschünk, die an Bosheit und Mordsucht ihres Gleichen nicht hätten. Zeisberger erwiderte, um so nöthiger wäre es, ihnen das Wort von ihrem Erlöser zu verkündigen; übrigens fürchte er sich vor ihnen nicht, da ihm ohne den Willen seines Gottes kein Leid widerfahren werde. Am 16. Oktober erreichten die Reisenden endlich Goschgoschünk und fanden in dem mittleren der drei am Ohio liegenden Dörfer, aus denen die Stadt bestand, bei einem Verwandten Papunhauk's freundliche Auf-

*) Wullschlägel Lebensbilder II. 102 ff.

nahme. Zeisberger aber ließ die Einwohner des Orts alsbald zusammenkommen und gab ihnen die Absicht seines Besuchs zu erkennen. Im nächtlichen Dunkel versammelte sich das Volk in einer großen Waldhütte um gewaltige Feuer; wild und grausam waren ihre Blicke, und gleich Gespenstern der Nacht stellten sie sich um den Fremdling herum, als hätten sie ihn bereits zum Schlachtopfer ausersehen. Der aber fühlte große Freudigkeit in seinem Herzen und hielt eine so mächtige Ansprache an die Versammlung, daß Mehrere derselben unwillkürlich ausriefen: „Ja, das ist gewißlich wahr! Das ist der rechte Weg zur Seligkeit!" Die wilden Herzen mußten sich beugen unter die Macht des göttlichen Wortes, und bis spät in die Nacht legten Anton und Johannes ihnen die Botschaft Zeisbergers näher aus und zeugten getrost gegen das heidnische Wesen. Während seines Aufenthaltes in Goschgoschünk erkannte Zeisberger freilich, wie der Seneka-Häuptling von diesem Volke nicht zu viel gesagt. „Der Fürst der Finsterniß," schrieb er selbst einmal, „hat hier große Gewalt; selbst seinen Thron scheint er an dieser Stelle aufgerichtet zu haben und von den Heiden angebetet zu werden; denn ohne alle Einschränkung treibt er seine Herrschaft unter diesem Volke." Bald regte sich auch hier die Feindschaft wider das Evangelium. Ein Indianerprediger, Namens Wangomen, suchte das Volk aufzuwiegeln. Er behauptete, daß er in der Seite Gottes wie zu Hause sei, aber von dem Gott, den die Brüder predigten, der Mensch geworden und am Kreuz gestorben sein solle, wisse er nichts. Er fing an, öffentlich zu disputiren und zeigte durch einen Abriß, den er auf der Erde machte, daß zwei Wege zur Seligkeit wären, und daß der Weg der Indianer geschwinder zu Gott führe, als der Weg der weißen Leute. Nach langem Hin- und Herreden bezeugte ihm Zeisberger mit großer Kraft, „der Gott, den er (Wangomen) unter den Indianern predige und dessen Knecht er wäre, sei der Teufel, der sei ein Vater der Lügen 2c." Hierauf erwiderte Wangomen etwas kleinlaut: „Ich kann deine Lehre nicht verstehen, sie ist mir etwas ganz Neues und Fremdes." — „Ich will dir sagen, wie das kommt," versetzte Zeisberger, „der Satan ist der Fürst der Finsterniß; wo er ist, da ist Finsterniß, und der wohnt in dir, darum kannst du auch nichts von Gott und Seinem Worte verstehen. Wenn du aber umkehrst und kommst zum Heilande als ein armer verlorener Mensch und rufst Ihn um Gnade und Barmherzigkeit an, so möchte Er sich deiner noch erbarmen und dich aus der Gewalt des Satans erlösen; alsdann ist es erst eine Möglichkeit, daß du etwas von Gott und Seinem Worte verstehen lernst; jetzt aber ist es nicht möglich. Noch ist es Zeit; der Heiland giebt dir noch Frist; wenn du dich zu Ihm wendest, so kann dir noch geholfen werden. Aber säume nicht, sondern eile und errette deine arme Seele!" — Das traf; Wangomen war wie geschlagen, bekannte, daß er auch arm und unwissend sei, und bat wie alle Uebrigen um einen abermaligen Besuch. Die Indianer faßten sogar den Beschluß, bei den Brüdern um einen beständigen Lehrer anzuhalten, und gaben diese Bitte dem Missionar mit, welcher mit Dank gegen Gott die Rückreise antrat und am 5. November wieder in Friedenshütten eintraf, von wo er sich nach Bethlehem begab, um über seine Reise und deren Erfolg zu berichten.

Als die Brüder im Frühjahr 1768 noch Vorkehrungen trafen, eine dauernde Mission am Ohio zu errichten, kamen von dort schon Boten der Delawaren nach Bethlehem, um ihre Bitte vom vorigen Jahre zu wiederholen. Alsbald machten Zeisberger und Sensemann sich auf den Weg und nahmen von Friedenshütten noch die Indianer Anton, Abraham und Petrus nebst deren Familie mit. Fünf Wochen waren sie unterwegs und erreichten, nachdem sie in Wajomick eine merkwürdige Lebensrettung *) erfahren, am 9. Juni Goschgoschünck, wo sie von den Heiden mit großer Freude empfangen und von Wangomen in seinem Hause aufgenommen wurden. Zeisberger predigte nun dem Volke, dessen Häuptling Allmewi ihm besonders gewogen war, jeden Tag, und hielt Morgen- und Abend-Andachten, wobei geistliche Lieder gesungen wurden, die er in die Delawarensprache übersetzt hatte. Die Einwohner kamen fleißig zu den Versammlungen, von denen Zeisberger damals schrieb:

„Es ist ein auffallender Anblick, so Viele zur Predigt des Evangeliums versammelt zu sehen, die ihre Gesichter mit schwarzer oder scharlachrother Farbe angestrichen haben, und auf deren Köpfen ein Busch von Federn oder Fuchsschwänzen sich beständig bewegt. Die vornehmen Frauen der Delawaren sind mit einer feinen weißen leinenen Schürze bedeckt, die bis zu den Knieen hinabreicht; an ihrer Brust hängen ein paar silberne Knöpfe und ihr langes Haar ist mit einem Stück Tuch um den Scheitel umwunden. Die reichsten unter ihnen schmücken ihr Haupt mit silbernen Zierrathen von bedeutendem Gewicht, und behängen ihre Ohren mit Korallen oder silbernen Kreuzen. Andere haben nur das Haar in eine Schlangenhaut eingewickelt."

Mit Hülfe der Indianer erbauten sich die Missionare außerhalb des Dorfes ein eigenes Blockhaus, neben welchem die gläubigen Indianer ihre Hütten aufschlugen; das Feld umher bepflanzten sie mit Welschkorn. So ging Alles eine Weile ganz vortrefflich, bis auf einmal die Hölle sich zu erheben schien und eine gewaltige Feindschaft gegen das Evangelium und seine Boten ausbrach. Besonders thaten die Weiber mit ihren Klagen sich hervor; sie behaupteten, seit Zeisbergers Predigt sei der Segen der Götter von Goschgoschünk gewichen: Das Welschkorn erfriere auf dem Felde oder werde von Würmern zerfressen; das Wild fliehe aus den Wäldern; Kastanien und Heidelbeeren gediehen nicht mehr. Dann verbreiteten sich allerlei Gerüchte: wenn man nur erst die Missionare aufgenommen hätte, so würden bald mehr Weiße kommen und die Indianer zu Sklaven machen u. dgl. Dazu brachten die heidnischen Zauberer feierliche Opfer, um ihre Götter wegen der Anwesenheit der weißen Lehrer zu versöhnen, und endlich kamen geheime Botschafter von den sechs Nationen mit dem Befehl, den weißen Lehrer zu verbannen oder um's Leben zu bringen; ja ein entfernter heidnischer Lehrer schickte dem Allmewi einen schwarzen Wampom mit der Erklärung, wenn man noch länger der neuen Lehre anhänge, so werde alles Korn von der Sonne verbrannt werden. Selbst Wangomen machte jetzt mit den Widersachern Gemeinschaft, die Mehrzahl in Goschgoschünk war den Missionaren entgegen und zwei Indianer verbanden sich sogar insgeheim, Zeisberger zu ermorden. In dieser drückenden Lage waren die Brüder zwar

*) Basler Missionsmagazin a. a. O. p. 223.

auf der Hut, verloren jedoch den Muth nicht und setzten ihre Versammlungen fort, wenn sie auch weniger zahlreich besucht wurden. Doch erschien es ihnen wünschenswerth, unter solchen Umständen mit den Gläubigen an einen Ort zu ziehen, wo sie ungestört ihrem Gott dienen konnten. Lieber wollten auch diese, da der bei weitem größte Theil der Einwohner dem Evangelium immer feindseliger sich widersetzte, auswandern, als von dem seligen Christenglauben sich scheiden. An ihrer Spitze stand der ehrwürdige Häuptling Allmewi, ein Greis von 120 Jahren, der von Anfang an den Missionaren wohlgewollt hatte, aber erst nach schwerem Kampfe seines Herzens gegen die Wahrheit unter die Macht der göttlichen Gnade sich gebeugt hatte. „Ich kann es nicht länger ertragen,“ rief er endlich in heftiger Bewegung unter einem Thränenstrome aus, „ich kann es nicht länger ertragen; mein Herz ist voll, und ich habe keine Ruhe Tag und Nacht. Wenn ich nicht bald Trost erhalte, so muß ich sterben!“ — Sein Weib, seine Verwandten und Freunde setzten ihm den heftigsten Widerstand entgegen; er überwand ihn, denn es war, als ob eine Stimme der Ewigkeit aus dem Alten herausspräche. Am Christfest 1769 ward er getauft, und vermochte keine Worte zu finden, um den Frieden zu bezeichnen, der sein innerstes Wesen erfüllte. Selbst sein veralteter Körper schien neue Jugendkraft gewonnen zu haben. „Nicht allein mein Herz ist vollkommen befriedigt,“ sprach er, „auch mein Körper ist wieder stark geworden. Nie hätte ich es glauben können, daß ich solche Seligkeit noch in meinen alten Tagen genießen dürfte.“ — Während der Vorbereitungen zur Auswanderung erschienen drei Senekahäuptlinge im Dorfe und überreichten Zeisberger einen schwarzen Wampom mit dem Verbot, nicht eher von Goschgoschünk zu weichen, bis weitere Befehle vom Rathe zu Onondago eingetroffen wären. Doch dieser ließ sich nicht schrecken, und auch der Häuptling Allmewi erklärte, daß sie Alle entschlossen seien, es koste, was es wolle, ihrem Lehrer in die Wildniß zu folgen. Und so geschah's; am 7. April 1769 bestiegen die Missionare mit dem Häuflein der Neubekehrten, unter ihnen Allmewi, die Boote, während das ganze Volk in dumpfer Stille den Abzug ansah, und Niemand eine feindselige Hand aufzuheben wagte. Sechs Stunden unterhalb Goschgoschünk fuhren sie den Fluß hinab und landeten noch denselben Abend in Lahunakhanneck, dem Orte ihrer künftigen Niederlassung an. Mit Gebet weiheten sie die neue Wohnstätte ein. — In Lahunakhanneck hatte die junge Gemeinde einen sehr schweren Anfang; sie mußte mit Hunger und Verfolgung zugleich kämpfen. Zeisberger aber nebst seinen Gehülfen ließ sich dadurch in seiner Missionsthätigkeit nicht irre machen, und immer mehr Indianer kamen herbei und ließen sich das Heil in Christo predigen. Unter ihnen fand auch der Delawaren-Häuptling Glikhikan sich ein, ein großer Mann in seinem Volk, mit der Absicht, Zeisberger zu widerlegen und dadurch seine Wirksamkeit zu Schanden zu machen. Klüglicherweise hörte er erst einige Predigten des Missionars an, um nach Entdeckung der schwachen Seiten der neuen Lehre alsbald den Kampf dagegen zu beginnen. Aber es kam ganz anders. Eines Tages ist er mit den Goschgoschünker Freunden, welche ihn begleitet hatten, um Zeugen seines Sieges zu sein, im Hause des Ge-

hülfen Anton versammelt, und nach dem Essen beginnt dieser in kurzen, durch öftere Pausen unterbrochenen Sätzen den Heiden das Heil in Christo zu bezeugen.

„Meine Freunde," spricht er, „hört mir zu; ich will euch etwas Großes sagen: Gott hat Himmel und Erde, und was darinnen ist, geschaffen, und da ist nichts, was Er nicht geschaffen hätte. — Er hat auch uns geschaffen; wer ist nun unter euch, der seinen Schöpfer kennt? — Ich sage euch die Wahrheit, Niemand kennt unsern Schöpfer von Natur, denn wir sind von Gott abgefallen und durch die Sünde ganz verdorbene und verfinsterte Menschen. — Der Gott, der alle Dinge und auch uns geschaffen hat, ist in die Welt gekommen und Mensch geworden, gerade so wie wir, hat aber keine Sünde in sich gehabt. Warum ist er doch vom Himmel in die Welt gekommen und Mensch geworden? Denkt ein wenig darüber! — Er ist darum Mensch geworden und hat unser Fleisch und Blut angenommen, damit Er Sein Blut für uns vergießen könnte zur Vergebung unserer Sünden, und damit Er den Tod für uns am Kreuze leiden könnte, wodurch Er uns das ewige Leben und die Seligkeit erworben und uns von der ewigen Verdammniß erlöst hat." —

Da erhebt sich Glikhikan und bezeugt den übrigen Indianern: „Alles, was wir gehört haben, ist gewisse Wahrheit!" Und von nun an ward er ein fleißiger Hörer des Worts und sah mit Erstaunen einen frühern Traum in Erfüllung gehen, da er in einem Saale viele Indianer mit ungeschnittnem Haar und ohne Nasenringe um einen kleinen weißen Mann versammelt erblickt, der ihm ein Buch gereicht und ihn zum Lesen aufgefordert und auf seine Erwiderung, daß er nicht lesen könne, ihm geantwortet: „Wenn du eine Weile bei uns bist, wirst du es schon lernen." Oft sprach er dann mit Zeisberger über das Wohl seiner Seele, wäre auch gern gleich getauft worden, und verkündete daheim in Kaskasung, was ihm geschehen; die Bewohner von Goschgoschünk aber beschlossen in Folge dieses Ereignisses in einer feierlichen Versammlung, daß fortan Jeder, der es wollte, ungehindert das Evangelium sollte hören können. Seitdem gestalteten sich auch die Dinge in Lahunakhanneck immer lieblicher; ein Versammlungs- und Wohnhaus der Brüder wurde erbaut und am 3. December die Erstlinge aus jener Gegend, eine indianische Familie, Vater, Mutter und Kind getauft, denen am Christfest, wie schon erwähnt, der treffliche Häuptling Allmewi folgte und den Namen Salomo erhielt. Mehrere Indianer wurden noch in den ersten Monaten des Jahres 1770 getauft und mit diesen jungen Christen besondere Versammlungen eingerichtet.

Unterdessen waren neue Feindseligkeiten zwischen den Seneka's und Cherokesen ausgebrochen, und auch Lahunakhanneck war dadurch vielfach bedroht. Kaum hatte Glikhikan davon vernommen, als er Zeisberger dringend einlud, sich mit seiner Gemeinde bei ihm zu Kaskasung am Biberflusse niederzulassen und den zahlreichen Bewohnern jener Gegend das Evangelium zu predigen. Zeisberger sah darin eine Weisung Gottes und fuhr mit seinen Neubekehrten am 17. April 1770 nach einem rührenden Abschied von den Häuptlingen zu Goschgoschünk auf 16 Booten den Allegennyfluß bis nach Pittsburg hinab, von wo sie auf dem Ohiostrome ihre Reise bis zu der Stelle fortsetzten, wo sie in die Mündung des Biberflusses einlaufen konnten; „ein merkwürdiger Auftritt und der erste dieser Art in dieser abgelegenen Waldwildniß. — Ei-

nige dieser Boote waren angefüllt mit den bekehrten Kriegern, die bis an die Zähne bewaffnet waren und auf deren Köpfen eine gefiederte Krone prangte. In andern saßen die wehrlosen Missionarien mit dem Kinderhäuflein der Neubekehrten, um eine Wohnung Gottes unter den Menschenkindern in dieser Wildniß anzupflanzen. Von Zeit zu Zeit erschallte eins der köstlichen altdeutschen Lieder, welche Zeisberger in die Delawarensprache übertragen hatte, auf den Gewässern dieses breiten Stromes, und durchbrach zum ersten Mal die Todesstille seiner Einsamkeit." Auf den beiden letzten Tagereisen mußten sie ihr sämmtliches Gepäck tragen, da sie auf dem Biberfluß an einen Wasserfall gelangt waren, wo der Strom sich in eine jähe Tiefe hinabstürzte. Endlich 8 Stunden unterhalb der Mündung des Flusses, mitten in der dichtesten Wildniß, erreichten sie am 3. Mai den Platz, der ihnen künftig zur Wohnung dienen sollte. Feierlich wurden sie hier von ihrem Freunde Glikhikan empfangen und begannen alsbald ihre erste Arbeit. Das Land wurde bepflanzt, Hütten wurden aufgeschlagen und die neue Niederlassung erhielt den Namen Langunutoutemnück, Friedensstadt; Glikhikan aber ließ es sich nicht nehmen, in der Mitte der kleinen Gemeinde zu wohnen, und konnte bald hernach getauft werden. Er bekam den Namen Isaak. Durch seine Bekehrung aber hatte er sich nicht bloß bei seinem Volk, sondern auch bei seinem Häuptling Pakanke, der früher große Stücke auf ihn hielt, verhaßt gemacht. Dadurch wurden auch viele von seinen Leuten abgehalten, nach Friedensstadt zu kommen, und schon drohte die Lage der Christen eine mißliche zu werden, als eine Krankheit die Delawaren auf andere Gedanken brachte. Eine Gesandtschaft von dem großen Rath derselben kam nach Friedensstadt und berichtete, in ihrer Gegend wäre eine verheerende Seuche ausgebrocheu, welche sie der Macht der Zauberer zuschrieben. Sie hielten nun die Annahme des Evangeliums für das beste Heilmittel und hätten daher den Beschluß gefaßt, das Wort Gottes im ganzen Lande zuzulassen, und Jeden, der sich dagegen widersetzte, als einen Feind der Nation anzusehen. Zugleich luden sie Zeisberger zu einem Besuche ein. Darauf nahm das Werk in Friedensstadt, wo vom Oktober 1770 ab Missionar Jungmann mit seiner Frau als Mitarbeiter eintraten, guten Fortgang, und der Häuptling Pakanke selbst hielt sich einige Tage dort auf und gab nach seiner Heimkehr seinen Kindern den Rath, nach Friedensstadt zu gehen und den Glauben an Jesum Christum zu lernen.

Zeisberger aber rüstete sich schon wieder zu neuer Thätigkeit in andern Indianergebieten. Von dem Unami (Fürsten) der Delawarenhäuptlinge Netawatwis, einem Mann von starkem Geist und entschiedenem Regententalent, den er im Jahre 1771 kennen lernte, ward er eingeladen, sich in seinem Gebiet am Muskingum niederzulassen. Zeisberger machte sich 1772 mit einigen Indianerbrüdern dahin auf, ward von Netawatwis freundlich aufgenommen, und fand die Stelle — in der Mitte zwischen Friedensstadt und dem Eriesee, in einer fruchtbaren, von Wallnuß- und wilden Aepfel- und Pflaumenbäumen beschatteten Gegend, von einer zahlreichen Bevölkerung umwohnt, — so gelegen, daß er alsbald einwilligte, unter Zustimmung der Heiden davon Besitz nahm und

wieder nach Friedensstadt zurückkehrte, von wo er nach kurzer Zeit mit fünf Indianerfamilien, zusammen 28 Personen, wiederkam. Am 4. Mai 1772 wurden die Plantagen abgesteckt, und der neue Ort erhielt den Namen Schönbrunn. Auch hier ertönte nun alsbald die Predigt des Evangeliums und aus den benachbarten Dörfern kamen die Heiden, es zu hören; manchen gefiel es auch so gut, daß sie baten, bei den Brüdern wohnen zu dürfen. Diesen aber erwies sich Isaak Glikhikan, der mit nach Schönbrunn gezogen war, als ein treuer Gehülfe.

Einst fragte ihn ein heidnischer Indianer: „Du bist doch auch ein Kapitän (Häuptling) gewesen, ehe du gläubig warest, und bist es noch; das kannst du nicht leugnen. Wie reimt sich aber ein Kapitän mit einem Gläubigen?" — Offen antwortete Isaak: „Ja, vor diesem war ich ein Kapitän, aber ich mußte immer unterliegen, die Sünde hat mich allezeit überwunden, und ein rechter Kapitän soll nie unterliegen, sondern immer siegen; das weißt du wohl. Wenn ich mir auch öfter fest vorgenommen hatte, nicht mehr zu saufen, so konnte ich es doch nicht lassen, und mußte des Satans Sklave sein. Aber nun bin ich erst ein rechter Kapitän, denn jetzt kann ich allezeit siegen; die Sünde kann mich nicht mehr überwinden, wie ehedem, denn alle Lustbarkeiten mag ich nicht mehr ansehen; ich habe kein Bischen Gefallen mehr daran, weil ich etwas Besseres gefunden habe, welches ich dir auch wünsche".

Noch in demselben Jahre wurde in der Nähe von Schönbrunn eine zweite Niederlassung, Gnadenhütten, gegründet. Das ging aber so zu. In Friedenshütten am Susquehannah, dem nach Zeisbergers Abreise an den Ohio Missionar Schmick vorstand, gestaltete sich bald ein geordnetes kirchliches und bürgerliches Leben, und die Bekehrten erwarben sich durch Fleiß und rechtschaffnen Wandel die Achtung ihrer Landsleute. Mancher Heide, der dahin kam, erwachte aus seinem Sündenschlafe, und auch die Arbeit der Missionare unter den Kindern, für welche im Jahre 1770 neue und geräumige Schulhäuser gebaut wurden, war reich gesegnet. Zwölf Stunden oberhalb Friedenshütten lag das Dorf Scheschequon, dessen Bewohner am 4. Februar 1769 auf ihre Bitten in dem Bruder Rothe einen eignen Lehrer erhielten und bald eine Filialgemeinde von Friedenshütten bildeten, deren getaufte Glieder gar liebliche Bekenntnisse ablegten.

So sagte einer von ihnen, Nathanael, zu einem um sein Seelenheil bekümmerten Heiden: „Es ist sehr leicht, ein seliges Herz zu bekommen, wenn man nur allen sündlichen Dingen ganz absagen will und das glaubt, was man vom Heilande hört; denn wenn man Ihn bittet, so wird einem gegeben. Aber wir sind dem Bitten und Betteln gram, und darum bekommen wir auch nichts. So bin ich ehedem auch gewesen. Da ich aber vielfältig von den Brüdern hörte, wie gut es ein erlöstes Herz haben kann, so fing ich an zu bitten und zu betteln, bis der Heiland es mir schenkte; und seit meiner Taufe deucht mich, daß ich immer seliger werde; ja es ist mir manchmal so wohl, als könnte ich den Heiland sehen; so nahe ist Er mir, und mein Herz wird so voll Freude, als ob es lachte".

Beide Gemeinden aber sollten bald in schlimme Bedrängniß kommen. Der große Rath zu Onondago, welcher im Jahre 1765 der Indianergemeinde die Gegend um Friedenshütten förmlich als ihr Eigenthum abgetreten hatte, brach sein gegebenes Wort und verkaufte das Ländergebiet am Susquehannah mit allen darauf befindlichen Besitzungen hinterlistiger Weise an die englische Regierung in Pennsylvanien. Die Brüder erfuhren es erst nach dem Abschlusse des Handels, als die Häuptlinge ihnen zwei spanische Thaler als ihren Antheil an dem Kaufgelde

— eine geringe Entschädigung für so großen Verlust — zusendeten. Zwar sagte der Gouverneur von Pennsylvanien der über die Treulosigkeit der Irokesen sehr mißmuthigen Gemeinde die fernere ungestörte Benutzung des eingenommenen Landes in Friedenshütten zu, aber die beständigen Neckereien von Seiten der Weißen und der Indianer konnte er nicht verhindern, und die Rumhändler trieben ungestört ihr schändliches Gewerbe. Daher erschien es bald als das Beste, Friedenshütten zu räumen und sich anderswo Hütten zu bauen. Zwar konnte die Gemeinde sich nicht entschließen, der bereits im Frühjahr 1771 an sie ergehenden dringenden Einladung des Häuptlings Netawatwis in sein Gebiet zu folgen; doch beschlossen die Brüder auf einer Conferenz zu Bethlehem, an der auch Zeisberger Theil nahm, die beiden Gemeinden Friedenshütten und Scheschequou in die Gegenden des Ohio zu verpflanzen. Im Frühjahr 1772 rüsteten sich die Gläubigen zum Aufbruch. In Frieden schieden sie von den Irokesen, die ihnen vergeblich zuredeten, zu bleiben. Aber schwer ward es ihnen, ihre Friedenshütten, das Werk von sieben sauern Jahren, zu verlassen, und nun bereits zum dritten Mal (nachdem sie von Schekomeko nach Gnadenhütten bei Bethlehem, und von da nach Friedenshütten gezogen,) ihren Wohnsitz zu wechseln. Lang und beschwerlich war die Reise der 241 Auswanderer, die in zwei Abtheilungen, theils zu Lande, theils auf den Strömen, dem Muskingum zuzogen. Am 5. August trafen sie nach einer Wanderung von 8 Wochen in Friedensstadt ein, und sobald der Rath der Delawaren die Erlaubniß zu einer zweiten Niederlassung am Muskingum gegeben, ließen einige sich neben ihren Brüdern in Schönbrunn nieder, die andern bauten in einiger Entfernung ein zweites Gnadenhütten. Im folgenden Jahre 1773 verließen auch die Gläubigen in Friedensstadt, welche der Häuptling Pakanke vor den benachbarten feindseligen Indianern nicht mehr schützen konnte, diesen Ort gänzlich und folgten ihren voraufgegangnen Brüdern nach Schönbrunn, wo nun vornemlich die gläubigen Delawaren, und Gnadenhütten, wo die bekehrten Mahikander ihre Wohnung erhielten. Nachdem nun mit Genehmigung des Rathes der Häuptlinge im Juli d. J. noch Missionar Schmidt von Friedenshütten, der nach dem Abzug der Gemeinde sich nach Bethlehem begeben, den Brüdern als Gehülfe zugesandt war, kam alles auf dem neuen Gebiet gar bald in die beste Ordnung, und das Werk des Herrn am Muskingum nahm den gedeihlichsten Fortgang.

Ende des Jahres 1772 sehen wir Zeisberger schon wieder auf einer Missionswanderung zu dem benachbarten Stamm der durch ihre Wildheit verrufenen Schawano's. Nachdem er in dem ersten Schawano-Dorfe bei dem Sohn eines Häuptlings freundliche Aufnahme gefunden, kehrte er, von diesem begleitet, in der Hauptstadt der Schawano's bei einem angesehnen heidnischen Lehrer ein und sagte ihm, er habe den Indianern Worte des ewigen Lebens zu bringen. „Das ist uns lieb“, war die Antwort, „das wollen wir gern hören.“ Und mehrere Tage hinter einander predigte Zeisberger mit freudigem Aufthun seines Mundes den versammelten Heiden Jesum Christum den Gekreuzigten. Still und aufmerksam hatte der heidnische Lehrer zugehört; endlich aber brach er gegen

Zeisberger in die Worte aus: „Ich habe die ganze Nacht nicht schlafen können, sondern nur immer über dasjenige gedacht und gesonnen, was ich gehört habe. Nun will ich dir mein Herz sagen. Ich glaube, es ist Alles Wahrheit, was du predigst; seit einem Jahre ist es mir klar geworden, daß wir Alle zusammen sündige Menschen sind, und mit Allem, was wir thun, verloren gehen. Wir haben aber nicht gewußt, was wir noch thun und vornehmen sollten, um selig zu werden; ich habe daher meine Leute immer vertröstet, daß noch Jemand kommen und uns den rechten Weg zur Seligkeit zeigen würde, denn wir sind nicht auf dem rechten Wege; und noch den Tag vorher, ehe ihr ankamet, habe ich zu ihnen gesagt, daß sie nur noch ein klein wenig Geduld haben sollten, es würde gewiß bald Jemand kommen; und da ihr nun gekommen seid, so glaube ich, Gott hat euch zu uns gesandt, uns sein Wort kund zu thun." Die heidnischen Häuptlinge gewannen das Evangelium so lieb, daß sie in ihrem Rathe die Annahme desselben beschlossen und Zeisberger bei seiner Abreise nach Schönbrunn um einen christlichen Missionar baten, sich auch bereit erklärten, ihren heidnischen Wandel aufzugeben und selbst einen Ort zu gründen, wo sich nur heilsbegierige Indianer niederlassen dürften. Leider fand Zeisberger bei einem zweiten Besuch im September 1773 die Stimmung der Schawano's so verändert, daß für jetzt an eine Mission unter ihnen nicht zu denken war.

Einen desto gedeihlicheren Fortgang nahm das Werk des Herrn am Muskingum, wo das verkündigte Gotteswort reiche Früchte trug, so daß Zeisberger selbst späterhin auf diese Zeit als auf die schönste in seinem Leben hinzublicken pflegte. Gleich nach seiner Rückkehr von den Schawano's wurden in Schönbrunn und Gnadenhütten die neuerbauten Gotteshäuser feierlich eingeweiht und die Verkündigung des Evangeliums auch während eines zwischen den benachbarten Indianerstämmen ausgebrochenen Krieges, der indeß durch die Umsicht und Entschlossenheit der englischen Regierung bald beigelegt wurde, ununterbrochen fortgesetzt. Zeisberger selbst beschäftigte sich in seinen wenigen Mußestunden damit, schöne Lieder aus dem Brüdergesangbuch in die Delawarensprache zu übersetzen und Bücher für seine Schulkinder anzufertigen. Das Leben in der Wildniß hatte jetzt für ihn sogar großen Reiz gewonnen. Er verstand sich auch darauf, gleich dem besten Indianer, Bären, Panther und Rennthiere zu schießen, und mußte freilich diese Geschicklichkeit oft genug in Anwendung bringen, um für den täglichen Unterhalt zu sorgen. Wenn er dann Nachmittags nach Schönbrunn, wo er seine Wohnung hatte, zurückkehrte, so pflegte er die Arbeiten an den Gebäuden und auf den Pflanzungen in Augenschein zu nehmen, die Schulen zu besuchen, die Jugend zu prüfen, Abendversammlungen zu halten und Alles zu besorgen, was sich auf das Wohl seiner Gemeinden bezog. Dann zog er sich in seine einsame Hütte zurück, um seine schriftlichen Arbeiten und indianischen Sprachstudien fortzusetzen. Unter den Indianern genoß er das größte Ansehen und Vertrauen; auch zu seinen ärztlichen Kenntnissen nahmen Viele ihre Zuflucht. Zahlreiche Fremde, auch Kriegsleute, fanden sich auf den Niederlassungen der Gläubigen zum Besuche ein, empfingen christliche Eindrücke und freuten sich der freund-

lichen Aufnahme, welche sie — oft wider ihr Erwarten — in der Gemeinde fanden.

Ein fremder Mahikander, der einst an der gottesdienstlichen Feier in *Gnadenhütten* Theil genommen und über den zahlreichen Besuch derselben erstaunt war, fragte eine christliche Indianerin, ob denn alle Anwesenden die Liebe Gottes, von welcher gepredigt worden, auch gefühlt hätten. Sie antwortete: „Das kann ich dir nicht sagen, ob es Alle so im Herzen fühlen; wer aber an den Heiland glaubt und Ihn liebt, der hat ein Gefühl davon. Ich will dir ein Gleichniß geben: Siehe, wenn hier auf dem Tische schönes Essen stände, und viele Leute hier in der Stube wären, so würden nur diejenigen davon sagen können, wie schön die Speise schmeckt, die davon gegessen hätten, die Anderen aber nicht. So ist es auch mit dem Heilande. Nur diejenigen, die seine Liebe geschmeckt haben, können davon reden und Seine Liebe nicht vergessen".

Der Mahikander erwiederte: „Dieses Gleichniß ist wahr. Ich will dir dabei doch auch etwas erzählen. Als meine Frau ihr erstes Kind bekommen sollte, konnte ich es kaum erwarten, es zu sehen, und als ich es sahe, dachte ich: Das Kind hat doch Gott geschaffen; und ich gewann es so lieb, daß ich es nicht genug betrachten konnte. Das Kind starb aber bald; da wurde ich so betrübt, daß mich nichts befriedigen konnte, und ich hatte keine Ruhe. Tag und Nacht war das Kind vor mir, weil mein Herz daran hing, und ich es so lieb hatte. Ich konnte nicht zu Hause bleiben, sondern lief im Busch herum, und wäre bald von meinem Verstande gekommen. Da riethen mir die Indianer, ich sollte zu brechen einnehmen, so würde ich die Betrübniß verlieren. Das that ich, aber die Betrübniß und die Liebe zu dem Kinde blieb noch. Ich ging wieder in den Busch. Da sah ich die Vögel und die Bäume an, und dachte: Das hat doch Niemand als Gott geschaffen, der hat doch auch mein Kind geschaffen, und ich sagte: Du, o Gott, der du Alles geschaffen hast, ich weiß nicht, wo du bist, ich habe aber gehört, daß du im Himmel wohnest; du hast mein Kind von mir genommen, nimm nun auch die Betrübniß von mir weg. Das ist geschehen, und da konnte ich mein Kind vergessen. Dabei denke ich nun: Vielleicht ist es auch so bei denen, die Gott lieb gewinnen, daß sie ihn nicht vergessen können und keine Ruhe in andern Sachen haben, wie mir bei dem Kinde war, das ich so lieb hatte".

Einen schmerzlichen Verlust erlitten die Brüder im Jahre 1773 durch den Tod des gläubigen und treuen Nationalgehülfen *Anton*, der ihnen besonders durch seine Uebersetzungsgabe sehr nützlich und ein wackerer Zeuge des Evangeliums, für das er auch sein Leben hätte lassen können, gewesen war. Er entschlief im 77. Jahre seines Alters, geliebt und betrauert auch von den Indianern, deren manchem er ein Führer zum Leben geworden war. Anfeindungen von Seiten benachbarter Häuptlinge hätten um diese Zeit den Brüdern leicht gefährlich werden können, wenn nicht ein angesehener Heerführer der Delawaren, *Killbuck* oder *Weißaug*, der das Evangelium liebgewonnen hatte, sich den Anschlägen seiner Landsleute widersetzt und, obschon deßhalb selbst angefochten, die Brüder geschützt hätte. Er bewirkte auch, daß *Netawatwis* der treuste Freund der Brüder ward und bis an's Ende blieb, und daß der Rath der Delawaren den Beschluß faßte, das Wort Gottes anzunehmen und den gläubigen Indianern ganz dieselben Rechte im Lande einzuräumen, wie den anderen. Wer sich von den Indianern zu den Brüdern wenden und gläubig werden wollte, der sollte dazu Freiheit haben und ihm nicht gewehrt werden. Hingegen sollten sich keine Indianer in der Nähe der Gläubigen niederlassen. Deß freute sich *Netawatwis* und sprach: „Ich bin schon ein alter Mann, und weiß nicht, wie lange ich noch in dieser Welt leben werde; darum bin ich froh, daß ich dieses Werk noch

habe thun können, damit es unsere Kinder und Nachkommen zu genießen haben; und nun kann ich aus der Zeit gehen, wenn es Gott gefällt."

Schon hatten nach dem allen die Boten des Evangelii die Hoffnung gefaßt, daß sie an dieser stillen Zufluchtsstätte ungestört bleiben würden, da brach im Jahre 1774 der Freiheitskampf der Amerikaner gegen das englische Mutterland aus. Ein am 4. September d. J. zu Philadelphia gehaltener Congreß der Amerikaner sandte nach allen Richtungen Commissäre aus, um auch die Indianer für ihre Parthei zu gewinnen, und auf einer Versammlung zu Pittsburg wurde wirklich ein Theil derselben auf die Seite der Freiheitsfreunde gebracht. Die Missionare dagegen boten alles auf, die Indianer von jeglichem Antheil an dem Kampfe, dessen Folgen für ihre Niederlassungen sie wohl voraussahen, abzuhalten, und erklärten sammt ihren Gemeinden nachdrücklich ihre Neutralität, wodurch sie es freilich mit beiden Partheien verdarben. Indeß blieben sie während der ersten Kriegsjahre noch von Unruhen verschont; ihre Arbeiten in Schönbrunn und Gnadenhütten gingen in Segen fort; ja, sie konnten sogar auf dringende Bitten des Rathes der Delawaren im April 1776 drei englische Meilen unterhalb Goschgoschünk am rechten Ufer des Muskingumflusses einen dritten Gemeindeort, Lichtenau, anlegen. Der erste Heide, welcher hier am 28. Juli 1776 getauft ward, war Johannes, ein Enkel des alten Netawatwis, ein vortrefflicher junger Mann, der mit Freuden zeugte von dem, was er glaubte, und als ein Heide ihm den Rath gab, seine Erfahrungen für sich zu behalten, um nicht sein Leben in Gefahr zu bringen, die schöne Antwort gab: „So will ich desto getroster davon reden. Denkst du denn, daß wir uns vor der Zauberei der Indianer noch fürchten und darum unsern Mund zuhalten und das verschweigen sollen, was der Heiland für uns und alle Menschen, auch für die Indianer gethan und gelitten, und wie er sein Blut für Alle vergossen hat? Das sei ferne. Wir wollen gern allen Indianern sagen, wie sie zum Heiland kommen und selig werden können, und davon nicht schweigen, so lange wir leben, denn das ist Gottes Wille." — Auf den alten Netawatwis machte die Taufe seines Enkels einen tiefen Eindruck, und ernstlicher denn je fing er an, auf das Heil seiner Seele zu denken. Selten fehlte er bei dem Gottesdienst in Lichtenau, wohin er auch seinen Sohn ziehen ließ, und oft saß er bis tief in die Nacht mit Zeisberger am verglimmenden Kohlenfeuer und ließ sich von der Gnade Gottes in Christo erzählen. Daß er aber so oft schon das Evangelium gehört, und doch selbst das Heil noch nicht gefunden, das preßte ihm nach der Taufe seines Enkels bittre Thränen aus. — In demselben Jahre 1776 ließ ein anderer Häuptling, Assiningk, in Lichtenau sich nieder. Sein Weib war das Kind weißer Eltern, auf einem Raubzuge hatte er vor 19 Jahren sie entführt, sorgfältig erzogen und dann zu seiner Gattin gemacht. Ihre alte Heimath hatte die Frau längst vergessen, und ihre Ehe war so glücklich, als es ohne den Glauben nur immer möglich ist. Da besucht sie am Morgen die christliche Versammlung; unter dem Gesange der christlichen Lieder wachen die alten Jugenderinnerungen wieder auf; ein Thränenstrom bricht

aus ihren Augen, und: „O wie froh bin ich", ruft sie aus, „daß ich einmal hier bin und in neunzehn Jahren wieder zum ersten Male das Wort Gottes gehört habe. Ich habe schon oft verlangt, zu euch zu kommen und bei euch zu wohnen, und nun hat mir Gott mein Verlangen gewährt!" Kurze Zeit darauf stand Assiningk mit seinem Weibe unter der Zahl der Gläubigen.

Durch die Freundschaft dieser einflußreichen Häuptlinge, Netawatwis, Weißaug, Assiningk, stand so das ganze Delawarengebiet für Zeisberger und seine Mitarbeiter offen, und schon hoffte er, hier den Rest seiner Tage im Dienste des Heilands verzehren zu können, da drangen die Unruhen des Krieges auch in diese Gegend. Engländer wie Amerikaner suchten jeder die Indianer für sich zu gewinnen; schon hörte man, die Irokesen, Wyandot's und Schawano's hätten sich bereits in den Krieg verwickeln lassen. Die Häuptlinge der Delawaren boten alles auf, den Frieden zu erhalten, und sandten Abgeordnete zu den Indianerstämmen, vor dem Kriege sie zu warnen. Weißaug ging selbst an den Huronfluß, um den Häuptling der dort wohnenden Stämme zum Frieden zu bewegen; der aber warf ihm den Friedens-Wampom vor die Füße und befahl ihm, binnen einer halben Stunde den Ort zu verlassen. Immer verwickelter wurden die Verhältnisse, immer drohender die Gefahren; da mußten die Missionare gerade um diese Zeit ihre beste Stütze auf Erden, den edlen Netawatwis, durch den Tod verlieren. Er starb im Jahre 1777. Vor seinem Ende versammelte er alle Häuptlinge um sein Lager und sprach ihnen in den herzlichsten Worten den Wunsch aus, daß alle Delawaren Christen werden und das von den Missionaren verkündigte Wort annehmen möchten. Nachdem sie ihm tiefbewegt versprochen, alle ihre Kräfte dafür aufzubieten, rief der Sterbende seinen Freund Zeisberger, der ihm noch etwas von der Liebe des Heilandes erzählen mußte, und unter seinem thränenvollen Gebet schloß der Greis im Frieden Gottes seine Augen. Schweigend umstanden die Indianer den geliebten Todten, als der edle Weißaug, eine Bibel in der Hand und mit Thränen in den Augen, hervortrat und sie also anredete: „Meine Freunde, ihr habt jetzt den letzten Willen unseres erblaßten Unami vernommen. Laßt uns ihn befolgen; laßt es uns unsern Jünglingen und unsern Kindern sagen, und davon reden, wenn wir im Walde jagen oder uns vom Feinde in's Gesicht schauen lassen. Wir wollen niederknieen vor dem Gott, der uns geschaffen hat, und Ihn bitten, daß Er uns gnädig sein und uns Seinen Willen offenbaren wolle; und da wir denen, die noch nicht geboren sind, das heilige Bündniß nicht verkündigen können, das wir bei dieser Leiche geschworen haben, so wollen wir beten zu dem Herrn unsern Gott, daß Er es unsern Kindern und Kindeskindern bekannt machen möge." Am folgenden Tage erschien eine zahlreiche Gesandtschaft der Cherokesen, um ihr altes Bündniß mit den Delawaren zu erneuern und den entschlafenen Fürsten mit zu Grabe zu geleiten. In der Mitte des Leichenzugs aber und unter den vordersten Feldobersten wandelte Zeisberger, in seine Delawarentracht eingehüllt, und nur dadurch von jenen unterscheidbar, das er bitterlich am Grabe weinte. Und als die Erde die Hülle seines Freundes überschüttete, da ergriff seine Seele

eine mächtige Ahnung, daß eine Stunde mitternächtlicher Finsterniß dem Missionswerke herannahe.

Und diese Unglücksstunde brach nur allzubald herein. Ein Agent der englischen Regierung hatte sich zu Detroit am Huronflusse niedergelassen, um die Indianerstämme zur Theilnahme am Kriege gegen die aufrührerischen Amerikaner zu bewegen. Schon war es ihm gelungen, die nördlichen Stämme für die Engländer zu gewinnen; jetzt lag es ihm daran, auch die westlichen, unter denen die Delawaren die erste Stelle einnahmen, in seine Pläne zu ziehen. Die Delawarenhäuptlinge aber waren seit dem Tode ihres Unami Netawatwis dem Kriege noch abgeneigter, und die Missionare suchten sie darin natürlich zu bestärken. Der Gouverneur zu Detroit fing deßhalb an, in den Missionaren Feinde der Engländer zu erblicken, und machte mit den ihm gleich Gesinnten allerlei Anschläge, Zeisberger und die übrigen Brüder in seine Gewalt zu bekommen; ja es verbreitete sich das Gerücht, daß sie gefangen oder ermordet werden sollten. In Schönbrunn, wo Zeisberger noch immer gewohnt hatte, war die Gefahr am größten, weil die Gemeinde sich gespalten hatte, und die Monsey's, einer der drei Delawarenstämme, sich auf die Seite der Aufrührer schlugen und den Häuptling Newallike in Schönbrunn, trotz Weißaug's Mahnungen, mit einem ziemlichen Anhang für sich gewannen. Dazu kam die Nachricht, daß die verbundenen Wilden Schönbrunn überfallen wollten. Deßhalb sah sich Zeisberger genöthigt, am 19. April 1777 mit seinen Gehülfen und den gläubigen Indianern abermals auszuwandern, nachdem sie zuvor ihr Gotteshaus, um es vor heidnischen Entweihungen zu schützen, abgebrochen hatten. Der größere Theil zog nach dem benachbarten Lichtenau, einige wenige nach Gnadenhütten. Bald darauf wandten sich Heckewälder und Jungmann mit ihren Frauen nach Bethlehem, während Zeisberger mit Edwards in Lichtenau blieb. Ein Besuch des Halbkönigs der Huronen, der gleich hernach mit 200 Kriegern nach Lichtenau kam, wo alle gastlich empfangen und freundlich bewirthet wurden, ging durch Gottes Gnade wider Erwarten ohne Gefahr vorüber, ja der wilde Häuptling versicherte sogar die Missionare seiner Freundschaft. Wurde nun die Gemeinde in der folgenden Zeit auch öfters durch Gerüchte von beabsichtigten Ueberfällen erschreckt, so ging sie doch im Innern ungestört ihren Gang und erlebte manches Erfreuliche. So konnte noch im Jahre 1777 der Häuptling Wekapachtschiechen*) getauft werden, der sich in Lichtenau trotz alles Widerstrebens der Seinigen niedergelassen und noch vor seiner Taufe in einer Rathsversammlung der Delawaren das schöne Zeugniß abgelegt hatte: „Lieben Brüder und Freunde, weil wir jetzt lauter fürchterliche Nachrichten von allen Orten her hören, so lasset uns desto angelegentlicher zum Heiland beten, daß Er uns durch diese gefährlichen Zeiten hindurchhelfe, denn jetzt haben wir es am allernöthigsten. Ich darf mich wohl noch nicht unter die Gläubigen rechnen; ich kann euch aber doch von ganzem Herzen versichern, daß ich bei diesem Volke Gottes leben und sterben will. Wo die Brüder

*) Wullschlägel Lebensbilder II, p. 185 f.

bleiben, da will ich auch bleiben; wie es ihnen geht, so soll mir's auch gehen. Ich werde es für eine große Gnade schätzen, bei ihnen mein Leben beschließen zu können; und sollte ich auch nicht zu der Gnade gelangen, getauft zu werden, so soll man doch einst von mir sagen können: Hier liegt Wekapachtschiechen begraben, der, ob er schon nicht hat können getauft werden, doch bis an sein Ende bei der Brüdergemeinde geblieben ist."

Das Jahr 1778 brachte schwere Stürme über die Gemeindeorte; der Kriegsschauplatz rückte immer näher, wilde Schaaren durchstreiften die Umgegend, und oft mußten die Gläubigen die Schädel der Erschlagenen durch ihre Dörfer tragen sehen. Der englische Gouverneur befahl ausdrücklich, die Missionare mit ihren bekehrten Indianern sollten gegen die Amerikaner jenseits des Ohio ziehen und ihm die Skalp's derselben ausliefern. Zeisberger aber warf sein Schreiben entrüstet in's Feuer. Nun sandte der Gouverneur drei verrufene englische Spione, Elliot, M'Klee und Girty, in das Land der Delawaren, um diese zum Kriege aufzureizen und mit tödtlichem Haß gegen die Missionare zu erfüllen. Eine nicht unbeträchtliche Partei, mit dem Häuptling Pipe an der Spitze, ward auch gewonnen und schickte sich bereits zum Kriege an. Mit aller Kraft aber stellte sich Weißaug den kriegerischen Unternehmungen entgegen und erlangte durch seine Entschiedenheit zunächst einen Aufschub von zehn Tagen, innerhalb deren die betrüglichen Vorspiegelungen jener drei Agenten an den Tag kamen, und dieselben vor dem Unwillen der Indianer eiligst flüchten mußten. Um so größer aber ward der Haß der Engländer gegen die Missionare, deren Werk mitten unter allen Gefahren in Segen fortging. — Im April 1778 zogen die Gläubigen von Gnadenhütten, die an diesem Orte den Durchzügen feindlicher Indianer zu sehr ausgesetzt waren, nach Lichtenau, wo sie jedoch immer auch auf ihrer Hut sein mußten. Besonders hatten es die Feinde auf Zeisberger abgesehen, der indeß keine Furcht kannte, ohne sich gerade muthwillig in Gefahr zu stürzen, und oft wunderbar errettet wurde. So lauerten ihm einmal bewaffnete Irokesen im Dickicht des Waldes auf und schwangen schon ihre Streitärte über seinem Kopf, als sie durch die unerwartete Dazwischenkunft zweier Delawarenjäger vertrieben wurden. — In Lichtenau erlebte die Gemeinde wieder eine Zeit des Gedeihens, und da der Raum bald zu beschränkt erschien, wurde im Jahre 1779 Gnadenhütten und Schönbrunn von neuem bezogen, ja sogar ein neuer Gemeindeort, Salem, in der Nähe von Schönbrunn angelegt. Zeisberger wohnte jetzt wieder in Schönbrunn und hatte große Freude an seinen wachsenden Gemeinden. Aber die Zeit der Ruhe sollte nicht lange dauern. Der edle Weißaug war auf einer Reise zu den Tuscarora's an den Blattern gestorben, und die Partei der kriegslustigen Indianer unter Pipe hatte nun freie Hand. Die Durchzüge feindlicher Indianer wurden jetzt so häufig, die Brandschatzungen durch dieselben so drückend, daß man Lichtenau für eine Zeit lang wieder aufgeben und von da nach Salem wandern mußte. Kaum aber war Zeisberger im Jahre 1781 von Bethlehem, wo er, nach dem Willen

der Brüdergemeinde, mit Susanna Lekron*) sich verheirathet hatte, zurückgekehrt, als die Feinde der Mission, welche die Indianergemeinde eines geheimen Bündnisses mit den Amerikanern beschuldigten, den neuen englischen Gouverneur zu Detroit so gegen die Gläubigen einzunehmen wußten, daß er ihre gänzliche Vernichtung beschloß. Weder die Irokesen, die er durch seinen Agenten bearbeitete, noch die Tschippewa's und Ottowa's, denen jene sagen ließen: „Wir machen euch hiermit ein Geschenk mit den christlichen Indianern am Muskingum, um ihnen den Garaus zu machen", wollten das Zerstörungswerk vollbringen; endlich übernahm es der Halbkönig der Huronen, und der Häuptling Pipe ward sein Helfer. Am 10. August 1781 rückte er in Begleitung des brittischen Agenten Elliot, der voll bittern Hasses gegen die Missionare war, mit einer großen Schaar in Salem ein, anscheinend freundlich, um die Missionare zu täuschen. Elliot's Fahnenträger aber konnte es nicht lassen, den Missionar Heckewälder heimlich vor der bevorstehenden Gefahr zu warnen, der nun sofort an Zeisberger in Schönbrunn Nachricht sandte. Am folgenden Tage zog die Wildenschaar nach Gnadenhütten, wo der Halbkönig der Huronen am 20. August die Gemeinde sammt ihren Lehrern zu bewegen suchte, ihren jetzigen so gefährdeten Wohnsitz zu verlassen, aber zufrieden war, als die Gemeinde seinen Vorschlag zu erwägen und nach der Ernte zu beantworten versprach. Damit war indeß dem schändlichen Elliot nicht gedient, und seinen listigen Vorstellungen gelang es endlich, den Halbkönig auf's Neue aufzuregen. Es war gerade die Stunde des Morgengottesdienstes. Zeisberger hielt eine gewaltige Predigt über die Tagesloosung Jes. 54, 8: „Ich habe mein Angesicht im Augenblick des Zornes ein wenig vor dir verborgen, aber mit ewiger Gnade will ich mich dein erbarmen, spricht der Herr, dein Erlöser," und schloß mit den Worten: „Wollen wir den Heiden Ursache geben, daß sie unser spotten und sagen können: diese Leute geben vor zu glauben, und glauben doch nicht? Nein, meine Brüder, wir wollen ruhig bleiben, und die Folgen abwarten, weil es Kindern Gottes nicht geziemt, gleich den Kindern dieser Welt Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Auch wollen wir unsere Feinde nicht hassen, denn sie wissen nicht, was sie thun, vielmehr für sie beten, daß der Herr ihnen ihre Augen öffne; und vielleicht läßt Er uns die Freude zu Theil werden, daß sich einige derselben an unser Häuflein anschließen." — Nach beendigtem Gottesdienst fiel ein wilder Haufe über die Missionare Sensemann, Heckewälder und Zeisberger her und führte sie in das Feldlager der Huronen. Da herrschte wildes Getümmel; ein Haufe um den andern zog ab unter gellendem Geheul, um die noch übrigen Missionare aus den drei Gemeinden und deren Familien als Gefangene herbeizuschaffen und ihre Wohnungen zu plündern und zu verbrennen. Noch ehe der Morgen anbrach, war Alles, was seit 7 Jahren mit der größten Anstrengung aufgerichtet worden war, eine Stätte der Verheerung geworden, die Kirchen, die Schulhäuser, die freundlichen Wohnungen in einen Aschenhaufen verwandelt. Zeisberger's sämmtliche, mit großem Fleiß ausgearbeitete

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 273.

Manuscripte und Uebersetzungen wurden gleichfalls ein Raub der Flammen. Die Nacht brachten die Missionare, aller Kleider beraubt und mit einigen alten Lumpen bedeckt, in zwei elenden Hütten auf dem Boden liegend zu. In den folgenden Tagen sahen sie ihre Brüder, Gattinnen und Kinder, freilich halbnackt und schwer mißhandelt, doch lebendig in wildem Triumphe herbeibringen; auch Isaak Glikhikan von Salem war unter den Gefangenen. Ruhig hatte er die in seine Wohnung eindringenden Verfolger mit den Worten empfangen: „Freunde, aus euren Bewegungen schließe ich, daß ihr meinetwegen gekommen seid. Ist dem also, warum zaudert ihr, euren Befehl auszuführen? Ich bin bereit, der Gewalt zu weichen. Ihr habt früher den Glikhikan im Schlachtgetümmel gekannt, und darum fürchtet ihr ihn jetzt. Ja, es war eine Zeit in meinem Leben, wo ich Angriffe dieser Art mit stolzem Hohne zurückgewiesen haben würde. Aber ich bin nicht mehr Glikhikan! Ich bin Isaak geworden und glaube jetzt an den wahren und lebendigen Gott, und für Ihn bin ich bereit, Alles was ich habe, und selbst mein Leben aufzuopfern.“ Und dann hatte er freiwillig die Hände auf den Rücken gelegt und sich binden lassen. Bald nach ihm wurde auch der Missionar Jung von Salem gefangen eingebracht. „Guten Abend, meine Brüder“, rief er seinen Leidensgefährten zu, „unsre irdische Wallfahrt scheint ihrem Ende zuzueilen, und wir befinden uns an den Pforten des Todes. Gut, wenn sie uns um's Leben bringen, so sterben wir für eine gute Sache. Der Herr ist mit uns.“ — Vier Tage lang schwebten die Gefangenen zwischen Tod und Leben. Endlich wurden sie vor die Versammlung der Häuptlinge geführt und befragt, ob sie bereit wären, mit den Ihrigen nach dem Sanduskyflusse zu ziehen, und als sie das bejaheten, gestattete man ihnen, vorläufig nach Salem zurückzukehren, um die gläubigen Indianer zu sammeln. Solchen Ausgang aber hatten sie lediglich den unablässigen Bemühungen der wackeren Nationalgehülfen zu verdanken. Und so betraten sie denn noch einmal ihr theures Arbeitsfeld, noch einmal hatte Zeisberger die wehmüthige Freude, an der ihm so lieben, nun aber völlig verwüsteten Stätte das Evangelium zu verkündigen, einen Heiden zu taufen und mit den Gläubigen das heilige Abendmahl zu feiern. Dann ging es an den Abschied; ein herzergreifendes Scheiden!

Am 11. September 1781 traten die Vertriebenen ihre Reise an. Einen großen Theil ihrer Habe und die ganze Welschkornernte dieses Jahres mußten sie zurücklassen, so daß allein ihr äußerer Verlust auf 12,000 Thaler sich belief. Nach vierwöchentlichem mühseligen Umherirren kam endlich die vielgeprüfte Gemeinde, nachdem unterwegs Manche von ihr in's Grab gesunken, an den Sanduskyfluß, südwestlich vom Eriesee, wo ihr der Gouverneur einen Platz zur Niederlassung bestimmt hatte. Aber welch ein Abstand zwischen der üppig blühenden Natur der verlassenen Heimath, und der unfruchtbaren Wildniß, wo sie nun sich anbauen sollten! Bei der schon weit vorgerückten Jahreszeit konnten sie sich kaum noch Winterhütten aufrichten; an Allem litten sie Mangel, und nicht einmal wilde Wurzeln konnten sie finden zu ihrer Nahrung, denn der Boden war schon hart gefroren. Im Gebet und in gottesdienstlichen Versammlungen, die am Abend nach der Tagesarbeit unter freiem Himmel gehal-

teu wurden, fanden die Verzagten Trost und Stärke, und ihr Glaube hielt sie aufrecht in allen Kümmernissen. Kaum aber waren die nothdürftigsten Einrichtungen getroffen, als bei den Missionaren von Seiten des Gouverneurs in Detroit der Befehl eintraf, sich unverzüglich vor ihm zu stellen, um sich gegen die wider sie vorgebrachten Anklagen zu vertheidigen. Der Delawarenhäuptling Pipe, dem Elliot selbst die Klagepunkte angegeben hatte, sollte ihnen als ihr Hauptankläger gegenüber treten. Zeisberger, Sensemann, Heckewälder und Edwards machten sich alsbald auf den Weg, während Jungmann und Jung bei der Gemeinde blieben, und kamen nach 10 Tagen, halberfroren und erstarrt in ihrer ärmlichen Kleidung, zu Detroit an, wo sie am 9. November in's Verhör gebracht wurden. Pipe, der sie früher beim Gouverneur eines geheimen Briefwechsels mit den Amerikanern beschuldigt, sollte jetzt öffentlich seine Anklage wiederholen. Als er aber vom Gouverneur dazu aufgefordert wurde, gerieth er in große Verlegenheit, redete von ganz andern Dingen, und sagte endlich zum Gouverneur: „Vater, du hast uns anbefohlen, die gläubigen Indianer mit ihren Lehrern vom Muskingum abzuholen. Es ist geschehen. Als wir sie nach Sandusky gebracht hatten, ließest du uns sagen, wir sollten die Lehrer und etliche Häupter ihrer Indianer zu dir bringen. Sie sind jetzt hier vor dir; du kannst selber mit ihnen sprechen, wie du begehrt hast. Du wirst aber hoffentlich Gutes mit ihnen reden, und ich sage dir, rede gute Worte zu ihnen, denn sie sind meine Freunde, und ich sehe nicht gern, daß hart mit ihnen verfahren wird." Noch einmal aufgefordert, seine früheren Anklagen gegen die Missionare zu begründen, forderte er seine Räthe zum Sprechen auf, und da auch diese den Kopf schüttelten und schwiegen, erklärte er endlich offen die völlige Unschuld der Lehrer, die nun von aller Anklage freigesprochen und selbst mit warmen Kleidern und Decken reichlich versehen wurden, worauf sie zu ihrer Gemeinde zurückkehren durften und daselbst am 22. November zur großen Freude der Ihrigen wohlbehalten wieder eintrafen. Am Sandusky aber hatte die Noth bald den höchsten Grad erreicht und kaum konnte man sich des Hungertodes und des Erfrierens noch erwehren. Bisweilen gelang es, von den am Muskingum gelassenen Kornvorräthen etwas herbeizuholen, doch waren die Reisen dahin äußerst beschwerlich und gefährlich. Auf neue gehässige Anklagen wider die Missionare besonders durch den von englischen Agenten aufgewiegelten Halbkönig der Huronen erhielt der Letztere am 11. März 1782 von dem Gouverneur den Befehl, die Missionare sammt ihren Familien nach Detroit zu führen, um sie gänzlich von ihrer Gemeinde zu trennen. Bitterlich, aber vergebens, klagten die Indianer um den Verlust ihrer Lehrer.

Ein Gemeindeglied sagte: „Ich sehe allen Verlust von außen nicht an: daß ich arm geworden bin, daß ich Hunger leiden muß, und daß mein Vieh darauf gegangen ist; alles das will ich gern tragen und mich nicht darüber grämen — aber daß sie uns noch am Ende unserer Lehrer berauben und uns um unsere Seelennahrung und Heil bringen wollen, das geht mir über Alles und thut mir im Herzen weh. Sie sollen aber nicht sehen, daß ich Gemeinschaft mit ihnen mache und ihr heidnisches Leben wieder annehme. Sie sollen mich nicht in ihre Gewalt bekommen, noch mich zu etwas zwingen, womit ich den Heiland betrübe. Lieber will ich in den Busch gehen, mich von aller menschlichen Gesellschaft trennen und meine übrige Lebenszeit kümmerlich zubringen".

Am 15. März 1782 nahmen die Missionare, der Gewalt weichend, von der Gemeine beweglichen Abschied, nachdem ihr Herz noch kurz zuvor durch die eingehende Trauerkunde von einem entsetzlichen Ereigniß in die tiefste Betrübniß versetzt worden war. Eine Anzahl gläubiger Indianer vom Sandusky hatten ihre alten Wohnsitze am Muskingum wieder aufgesucht, um wo möglich noch etwas von ihren Getraidevorräthen zu retten. Glücklich kamen sie auf den Brandstätten an und hatten bereits eine ansehnliche Menge Korn gesammelt, als ganz unvermuthet ein amerikanisches Streifcorps in dem verödeten Gnadenhütten einrückte. Während die Indianer als friedliebende Leute nichts befürchten zu müssen glaubten, stellten sich auch die Amerikaner anfangs ganz freundlich, verhießen ihnen Schutz wider die Engländer, bewogen sie sogar, ihre Waffen abzugeben und mit ihnen nach Pittsburg zu ziehen. Kaum aber hatten die Indianer den Weg dahin angetreten, als sie plötzlich überfallen und für Gefangene erklärt wurden. Nach kurzer Berathung forderten dann die wilden Freiheitsmänner die armen Schlachtopfer auf, sich zum Tode zu bereiten. Die Unglücklichen ergaben sich in Gottes Willen, baten einander um Vergebung und sangen Loblieder dem Herrn, den sie nun bald im Himmel preisen sollten. Nach wenigen Stunden erklärten sie sich zum Tode bereit, und nun trat einer der Unmenschen hervor und schlug mit einem Hammer vierzehn der Unglücklichen den Schädel ein. Andere folgten ihm, und so fielen an diesem Tage, den 8. März 1782, alle 95 Indianer, Männer, Weiber und Kinder, darunter fünf der trefflichsten Nationalgehülfen, auch Isaak Glikhikan, unter der Hand der grausamen Feinde. Nur zwei Jünglingen gelang es, zu entrinnen und den schaudervollen Vorgang der entsetzten Gemeinde zu berichten. Noch war darum alles in tiefer Betrübniß, als die Missionare nach Detroit abgeholt wurden, wo sie mit ihren Familien am 14. April eintrafen und vorläufig blieben. Bald aber wurde auch die Gemeinde genöthigt, ihre Wohnungen am Sandusky zu verlassen und sich zu zerstreuen. Da hatten die Missionare in Detroit keine Ruhe mehr und erlangten endlich von dem Gouverneur, daß ihnen ein neuer Landstrich am Huronflusse, in dem Lande der Tschippewa's, 12 Stunden oberhalb Detroit, überlassen wurde. Hier, an diesem schöngelegenen, fruchtbaren und wildreichen Platze, wohin Zeisberger, Jungmann, Edwards und Jung mit einem Theil ihrer frühern Gemeindeglieder zogen und ein drittes Gnadenhütten, auch Neu-Gnadenhütten genannt, begründeten, sammelten sich bald wieder die gläubigen Indianer, und auch die wilden Tschippewa's fingen an, die Niederlassung zu besuchen. Freundlichere Tage brachen wieder an; der neue Gouverneur von Detroit zeigte sich bereit, das Missionswerk auf alle Weise zu unterstützen; der im Jahre 1783 zwischen England und den nun anerkannten Vereinigten Staaten geschlossene Friede war auch für die Gemeinde wohlthätig; und der alternde Zeisberger lebte in dem neuen Gnadenhütten wieder auf. Aber auch hier sollte er die ersehnte Ruhe noch nicht finden.

Um's Jahr 1785 war Neu-Gnadenhütten für die herbeiströmenden Indianer bereits wieder zu enge geworden, und da die Tschippewa's, welche früher die Erlaubniß zur Niederlassung gegeben, an der veränder-

ten Lebensweise der bekehrten Indianer aber kein Gefallen hatten, sich durchaus nicht zur Abtretung eines weiteren Raumes verstehen wollten, mußte abermals an eine Auswanderung gedacht werden, die nach der Südseite des Eriesees sich lenken sollte. Während der Vorbereitungen dazu kam aber die erwünschte Nachricht, daß der amerikanische Congreß in dem Frieden, der jetzt mit den Wilden geschlossen wurde, die Abtretung der frühern Missionsbesitzungen am Muskingum als eine ausdrückliche Bedingung mit aufgenommen habe. Sofort schickten die Bewohner von Gnadenhütten sich nun an, ihre früheren Wohnsitze am Muskingum wieder einzunehmen; aber noch volle 12 Jahre sollten vergehen, ehe sie ihr Ziel erreichten. — Am 20. April 1785 hielten Zeisberger, Heckewälder und Edwards mit den gläubigen Indianern den letzten Gottesdienst in Neu-Gnadenhütten. Die schwierige Fahrt auf Flüssen und Seen aber machte es ihnen unmöglich, noch vor Winters an den Muskingum zu gelangen; sie mußten sich daher unterwegs an der Ostseite des Cayahagaflusses Weilerhütten errichten, die sie Pilgerruh nannten und das umliegende Land mit Welschkorn bepflanzten. Länger als ein Jahr mußten sie indeß wegen der Unsicherheit der dortigen Gegenden an diesem Orte verweilen, bis am 17. October 1786 und gegen Ende desselben Jahres der Häuptling Pipe wegen neuausgebrochener Kriegsunruhen sie mehrmals dringend einlud, in sein Gebiet zu ziehen. Da nun auch von einem befreundeten Delawarenhäuptling ihnen geschrieben wurde, sie möchten jetzt, wo es noch keineswegs überall sicher wäre, nicht an den Muskingum kommen, nahmen sie Pipe's Anerbieten an und begaben sich im April 1787 theils zu Lande, theils zu Wasser in die Gegend bei Petquotting an der Mündung des Huronenflusses, wo sie am 11. Mai anlangten und Neu-Salem gründeten. Zahlreich fanden hier die benachbarten Heiden sich ein; mehrere wurden gläubig und empfingen die Taufe; auch verirrte und untreu gewordene Christen fanden sich ein und begehrten wieder in die Gemeinde aufgenommen zu werden. Da brach ein neuer Grenzkrieg zwischen Amerikanern und Indianern aus, in welchem Neu-Salem von jeder der streitenden Parteien alles zu fürchten hatte. Deßhalb zogen sie im April 1791 abermals aus, zunächst nach Sanduskybai, dann an den Detroitfluß, endlich 1792 mit Genehmigung des englischen Gouverneurs zu Detroit an den Thamesfluß auf Canadischem Gebiet, wo sie Fairfield anlegten. So lieblich nun aber auch dieser Ort unter dem wohlwollenden Schutze der englischen Regierung emporblühte, so konnte die Indianergemeinde ihre liebe Heimath am Muskingumflusse doch nicht vergessen, und als durch den am 15. August 1795 geschlossenen Frieden ihr abermals eine große Länderstrecke in der Gegend der alten Gemeindeorte überwiesen und im Mai 1797 im Auftrage des Congresses der Brüdermission daselbst 12,000 Acker Land zugemessen waren, machte sich der ehrwürdige Zeisberger im October 1798 auf, zunächst mit sieben Indianerfamilien, denen später ein großer Theil der gläubigen Indianer folgte, um in der ihm und der ganzen Gemeinde so theuren Gegend nach so langem Umherirren die ersehnte Ruhestätte zu finden. Alles war voller Freuden; bald waren die Niederlassungen wieder aufgebauet; Zeisberger aber, der bereits zwölf Missions-

stationen während seines Lebens hatte gründen helfen, begann noch einmal Hütten zu bauen, und ließ sich in der Mitte zwischen Schönbrunn und Gnadenhütten mit einer Anzahl von Gläubigen in dem neu angelegten Orte Gosen nieder, wo er den Rest seiner Tage zuzubringen gedachte.

Zweiundsechszig Jahre hatte Zeisberger jetzt unter den Indianern zugebracht und während dieser langen Zeit unsäglich viel Anstrengungen und Beschwerden ertragen, trotzdem war seine Körper- und Geisteskraft, obschon er nahe an 80 Jahre zählte, beinahe noch ungeschwächt. Und so lange er sich noch kräftig fühlte, war er auch thätig für das Reich Gottes, wanderte mahnend, stärkend und tröstend von Haus zu Haus, kindlich verehrt von den Indianern, die sich oft bei ihm Raths erholten, geliebt und geachtet von seinen Mitarbeitern, denen er mit seiner Erfahrung helfend zur Seite stand, auch bei abnehmender Kraft noch die Seele der Indianermission. Gern wäre er selbst, hätte er es nur vermocht, noch zu den Delawaren am Wabaschstrom gegangen, deren Häuptlinge die Gläubigen in Gosen wiederholt einluden, sammt den Lehrern zu ihnen zu ziehen. Statt seiner begaben sich im Jahre 1801 Johann Peter Kluge und Abraham Luckenbach mit dem Gehülfen Josua und einigen Indianerfamilien dahin, um eine Niederlassung am weißen Flusse, einem Arme des Wabasch, zu versuchen. Anfänglich wurden sie gut aufgenommen, bald aber wäre man sie gern wieder los gewesen, um das alte heidnische Leben ungestört fortzusetzen. Auch boten die Heidenpriester alles auf, der neuen Lehre den Eingang zu wehren. Ein Zauberer, Tecumseh, der durch Lug und Trug bereits ein großes Ansehen unter seinen Landsleuten, den Delawaren, sich erworben, trat gegen die Missionare auf, indem er vorgab, er sei mit wunderthätigen Kräften ausgerüstet, die weißen Lehrer aber sämmtlich Zauberer, die es darauf abgesehen hätten, die Indianer zum Abfall von dem Glauben an den großen Geist zu bewegen. Die leichtgläubigen Indianer gaben ihm Gehör, und so gelang es ihm, alle diejenigen, welche er vorzugsweise als Zauberer bezeichnete, unter ihnen den Häuptling Tatapachksi, auf den Scheiterhaufen zu bringen. Auch der fromme Nationalgehülfe Josua hatte dieses Schicksal. Mehrere Indianer, welche bei seinem Tode zugegen gewesen, erzählten, er sei seinem Gott unbeweglich treu geblieben, bis die Flamme seinen Odem erstickte, und habe noch in einer fremden Sprache — der deutschen ohne Zweifel, die er fließend redete — gebetet. Und da endlich die Heiden am weißen Fluß den Missionaren geradezu erklärten: „Ihr könnt gehen, wenn ihr wollt. Wir brauchen euch nicht. In alten Zeiten wußten die Indianer nicht, wie sie leben sollten, jetzt aber wissen wir es selbst, und brauchen daher Niemand, der es uns lehrt", — erschien es am Gerathensten, diesen Missionsversuch wieder aufzugeben. War Zeisberger darüber auch tief betrübt, so ließ ihn der Herr doch auch in seinem Alter noch manche Freude erleben. Eines Tages saß der ehrwürdige Greis an der Thür seiner Hütte, um die Abendsonne hinter dem grünen Walde untergehen zu sehen. Plötzlich entstand im Dorfe ein großer Lärm, eine Schaar Huronen, von denen man nach den früher gemachten Erfahrungen nichts Gutes vermuthete, war im Anzuge; die Indianer sammelten sich

vor der Wohnung ihres Lehrers, ihn zu schützen. Aber siehe, der Führer der wilden Schaar, erst kürzlich zu ihrem Häuptling ernannt, derselbe, der einst Zeisberger gebunden und gefangen fortgeführt hatte, legte jetzt ehrerbietig vor dem Greise seine Hände auf die Brust, neigte sein Haupt und erklärte voll Rührung, daß er seit zwei Jahren vergeblich etwas Besseres suche, als die Welt zu bieten vermöge, — „und nun komme ich", sprach er, „um des Schatzes theilhaftig zu werden, den ihr besitzet." — Das war ein rechter Freudentag für den alten treuen Knecht Gottes, der auch im späten Alter noch nicht ruhen konnte. Schon 87 Jahre zählte er nun, und als er nicht mehr umherzuwandern im Stande war, schrieb er noch an seine Freunde nah und fern erweckliche Briefe, beschäftigte sich mit der Verbesserung seiner schriftlichen Arbeiten, Sprachlehren, Wörterbücher u. dergl., bis endlich — die letzte Prüfung — auch das Licht seiner Augen erblindete, und er nur noch beten konnte für das Reich Gottes. Und das hat er denn auch treulich gethan und von Herzen gebetet, „daß der Herr helfen und viele treue Arbeiter und Zeugen ausrüsten möge, welche vor Verlangen brennen, die armen Heiden ihrem Erlöser zuzuführen."

Im October 1808 fühlte er, daß sein Ende herannahe. Kurz und schmerzlos war seine letzte Krankheit, und still und gelassen wartete er der Stunde, da sein Heiland ihn rufen werde. „Nur eins macht mir noch Unruhe", sagte er auf seinem Sterbelager, „das ist der gegenwärtige geistliche Zustand des Indianervolkes." Dieß Wort lief bald durch die Hütten der gläubigen Indianer, und sie sammelten sich vor seiner Wohnung und traten in kleinen Abtheilungen an das Bett ihres sterbenden Vaters.*) „Vater", riefen sie, „vergieb uns Alles, womit wir dir Schmerzen gemacht haben. Wir wollen unsre Herzen dem Heiland hingeben und für Ihn allein leben in dieser Welt." Da richtete der ehrwürdige Greis sich auf und wendete sein erblindetes Angesicht nach seinen reumüthigen Kindern hin, segnete sie inbrünstig, und warnte sie ernst und freundlich vor den Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, und den Abwegen der Sünde, zu denen sie sich so leicht verführen ließen. „Ich gehe nun hin, mein Volk", fuhr er fort, „um von aller Arbeit auszuruhen und daheim zu sein bei dem Herrn. Er hat mich noch nie in der Noth verlassen und auch jetzt wird Er nicht von mir weichen. Ich habe meinen ganzen Lebensgang überblickt und gefunden, daß hier Vieles zu vergeben ist." Dann schwieg er eine Zeit lang still und schien in inbrünstigem Flehen verloren, aber bald rief er aus: „Der Heiland ist nahe; bald wird Er kommen, um mich heimzuholen!" Das waren seine letzten verständlichen Worte; die trauernden Indianer aber wollten sein Sterbelager nicht verlassen und sangen ihm von Zeit zu Zeit ein paar Liederverse zu seiner seligen Heimfahrt. Sanft und ruhig schlummerte er am 17. November 1808 Nachmittags ein zum bessern Leben, und als sein Odem stille stand, da fielen Alle unter einem Strom von Thränen nieder auf die Kniee und beteten. Eine Silbertanne pflanzten seine Indianer ihm auf das Grab; ihr Versprechen aber haben sie leider nicht lange gehalten; doch davon

*) Goßner, Biene 1856 p. 13.

ein anderes Mal (s. § 8.). Wir preisen Gott, der dem Vollendeten den Sieg gegeben hat, und sind deß gewiß, daß die 67jährige Arbeit dieses treuen Glaubensboten, und wäre von ihr auch kaum noch eine Spur sichtbar geblieben, dennoch nicht vergeblich gewesen ist in dem Herrn, dem er, ohne jemals irdischen Lohn zu begehren,*) in Demuth und Treue gedient hat bis an's Ende.

§. 7. Neuere Missionen: Die Mission im Gebiet der Vereinigten Staaten.

Basler Missionsmagazin 1825, II. 170 ff. 1828, IV. 578 ff. 1834, IV. 599 ff. 1855, III. 63 ff.
Wiggers, Geschichte der evangelischen Mission II. 2, 371 ff.
Calwer Handbüchlein der Missionsgeschichte. Stuttgart 1846. p. 508 ff.
Graul, die christlichen Missionsplätze der ganzen Erde. Leipzig 1847. p. 32 ff.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1848. p. 165 ff.
Florey, Züge am Missionsnetz. Leipzig 1855. H. VI. p. 6 ff.

Nicht bloß die mährischen Brüder setzten das Werk der Mission unter den Indianern fort; auch Brainerd fand seine Nachfolger, und die Namen Samson Occum's, eines Indianers, Samuel Kirkland's, Gideon Blackburn's und Anderer sind noch in gutem Gedächtniß bei den evangelischen Christen Nord-Amerika's, und werden einst vor aller Welt genannt werden, wenn die Bücher aufgethan werden, die unter Gottes Siegel liegen. Erst spät, wie ihren Brüdern in Europa, wurde den amerikanischen Christen klar, daß ein Zusammenwirken nöthig sei für einen Zweck so groß wie die Bekehrung der Welt. Im Jahre 1787 entstand eine Gesellschaft in Neu-England für die Bekehrung der Indianer, seit dem Jahre 1796 fingen die Presbyterianer in Nord-Amerika an, der Mission ihre Thätigkeit auf's Neue zuzuwenden, und so entstand die Neu-Yorker, 1797 die nördliche Missionsgesellschaft. Die Generalversammlung der Presbyterianischen Kirche, welche für die innere Mission im Jahre 1802 ein stehendes Committee bildete, betheiligte sich schon im folgenden Jahre auch an der Indianermission und unterstützte zu gleicher Zeit die Missionen der unter Leitung der Synode von Pittsburg stehenden westlichen Missionsgesellschaft. Im Jahre 1818 errichtete die Generalversammlung in Verbindung mit der reformirten deutschen Kirche und der associirten reformirten Kirche eine vereinigte Missionsgesellschaft (united foreign missionary society), der die kleinern Presbyterianischen Missionsgesellschaften ihre Stationen überwiesen. Im Jahre 1827 aber gingen alle diese Missionen nebst der 1821 von den Synoden von Süd-Carolina und Georgien begründeten Tschikasaumission an das American Board of Foreign Missions*) über, welches 1810 gebildet seit 1812 auch seinerseits verschiedenen Indianerstämmen seine Sorge gewidmet hatte. Daneben bildete sich noch eine besondere Presbyterianische Indianermission, sowie seit 1820 die amerikanischen Baptisten und seit 1825 die amerika-

---

*) Basler Missions-Magazin a. a. O. p. 320.
**) cf. Wiggers a. a. O. I. p. 138 ff.

nischen Methodisten unter den Indianern zu missioniren begannen. Auch die englischen Baptisten betheiligten sich an dem Werk, und seit 1845 besteht auch eine deutsch lutherische Mission unter den Indianern im Staate Michigan. Am rothen Fluß und im nördlichen Hudsonia aber hat die englisch bischöfliche und die Wesleyanische Missionsgesellschaft das Feld ihrer Wirksamkeit gefunden (s. § 9.).

So schwierig es nun auch erscheint, die verschiedenen neuern Missionen unter den Indianern in eine bestimmte Ordnung zu bringen, wollen wir doch den Versuch machen, den Gang des Missionswerkes unter den verschiedenen Stämmen zur Anschauung zu bringen und am Schlusse durch eine allgemeine Uebersicht die Orientirung zu erleichtern. Wir beschäftigen uns daher zunächst mit der neueren Mission im Gebiete der Vereinigten Staaten, werden von da nach dem Britischen Nordamerika (§ 8) übergehen und zuletzt die Mission in Hudsonia (§ 9) betrachten.

a) Die Mission unter den Cherokesen (Tschirokesen.)

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. p. 198. 210. 231 ff. 245 ff. 1825, II. 209. 277 ff. 1828, IV. 501 ff. 599 ff. 1834, IV. 602 ff. 1855, III. 71.

Schon seit der Niederlassung der Brüder in Nord-Karolina (1753) hatte man die Mission der Cherokesen in Georgien, da, wo jetzt die Staaten Nord-Karolina, Süd-Karolina und Tenessee zusammenstoßen, die früheste der von den Brüdern unternommenen Indianermissionen, von Neuem in's Auge gefaßt. Aber erst im Jahre 1799 erhielten die Brüder Abraham Steiner und Fr. Chr. von Schweinitz von den Mitgliedern der Nordamerikanischen Missionssocietät in Salem den Auftrag, genaue Erkundigungen über diese Nation einzuziehen. Da die Häupter derselben sich willig bezeigten, das Evangelium in ihrem Gebiete verkündigen zu lassen, wozu sie vorzüglich durch Charles Hicks, ihren Dolmetscher, einen redlichen mit der Bibel nicht unbekannten Halbindianer, der später als Oberhaupt des Stammes die Mission eifrig beförderte, vermocht wurden, so gingen Abraham Steiner und Gottlieb Byhan 1801 von Salem aus und ließen sich zu Springplace auf einem erkauften Stück Landes unter den Cherokesen nieder. Eine Schule ward gegründet, in welcher nicht bloß Lesen, Schreiben, Singen und Englisch gelehrt, sondern auch Anweisung in der Haus- und Feldwirthschaft ertheilt wurde. Trotz des Mißtrauens der Indianer gegen die immer weiter um sich greifenden Weißen und der Schwierigkeiten, welche die Brüder bei Erlernung der wortreichen, biegsamen und kräftigen Sprache der Cherokesen zu überwinden hatten, hielten dieselben doch treulich aus, und am 13. August 1810 konnte die erste Taufe an Margaretha Vann vollzogen werden. Mit den Alten war nicht viel anzufangen, desto mehr Ermunterung bot der Blick auf die Jugend. Im Jahre 1818 befanden sich bereits fünf Cherokesenjünglinge auf der Missionsschule zu Cornwall, und Missionar Gambold, der seit 1805 mit seiner Gattin in Springplace wirkte, konnte schreiben: „Dreizehn Jahre haben wir nun gearbeitet, gebetet und geweint, und hatten keine andere Aussicht

vor uns, als daß unsere Schüler in's Heidenthum zurückfallen würden; jetzt aber sind bereits fünf derselben in einer Anstalt, wo sie nicht nur im christlichen Glauben und Leben unterrichtet, sondern durch die Gnade unsers Erlösers zu Evangelisten unter ihren Landsleuten gebildet werden." —

Nachdem bereits 1803 von Seiten der Presbyterianer der Prediger Gideon Blackburn den Versuch gemacht hatte, eine kleine Schule unter den Cherokesen anzulegen, erschien im Herbst 1816 der Prediger Cyrus Kingsbury als Sendbote der großen amerikanischen Missionsgesellschaft zum ersten Mal in der großen Rathsversammlung der Cherokesen mit dem Anerbieten, Schulen unter ihnen anzulegen. Nach einer lebhaften Berathung trat einer der ersten Häuptlinge zu dem Missionar, ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Du bist in unsern großen Rath gekommen. Wir haben gehört, was du uns gesagt hast und haben es verstanden. Wir freuen uns, dich zu sehen; es ist unser Wunsch, daß Schulen eingerichtet werden, und wir hoffen, sie werden für unsere Nation von großem Segen sein." — So wurde denn als erste Niederlassung Brainerd, 16 Stunden westlich von Springplace, gegründet und im Jahre 1817 von den Missionaren M. Hall, M. Coring und S. Williams mit ihren Frauen bezogen. Bald wurden die beiden hier angelegten Schulen von den Kindern der Eingeborenen fleißig besucht, und die Anzahl der Erwachsenen, welche in dieser Wildniß die ersten Keime einer lebendigen Gemeinde Gottes bildeten, bestand im September 1820 aus 20 Seelen, zu denen noch fünf Neger hinzukamen. Auch die andern Cherokesendörfer wollten nun Schulen haben, und es wurden zunächst in Talony und Chatuga dergleichen errichtet und von den Kindern, wie die Erbauungsversammlungen von den Erwachsenen, fleißig besucht. Von der Indianerstadt Creek-Path brachte ein Nationalgehülfe, David Brown, der dort seinen kranken Vater besucht, folgendes von den dortigen Indianer-Chefs unterzeichnete Schreiben zurück: „Wir die Chefs der Stadt Creek-Path, Cherokesen-Nation, haben uns an diesem Tage versammelt, um einen Plan zur Erziehung unsrer Kinder zu verabreden. Wir sehen täglich mit unsern Augen die guten Wirkungen, welche eine christliche Erziehung hervorbringt, und es liegt uns daher gar sehr auf der Seele, eine Schule in unserer Nähe zu haben, da die Entfernung von hier nach Dschikamougah so groß ist, daß wir die dortige Schule nicht benutzen können. Wir sprechen Sie daher um Ihre Beihülfe freundlich an. Wir können sogleich 25 Kinder zusammenbringen. Gegeben mit unsrer Hand, den 16. Februar 1820." — In Folge dessen ward Missionar Butrick von Brainerd nach Creek-Path gesandt, wo er mit einem Nationalgehülfen als Begleiter ankam, bald eine volle Schule hatte und in kurzem auch eine zweite für die Mädchen errichten mußte, an welche die treffliche Catharina Brown*) als Lehrerin berufen ward, eine bekehrte Cherokesin, deren Leben wir gern erzählten, wenn der Raum es hier erlaubte. — Mit dem Brüdermissionar in Springplace standen die Arbeiter der amerikanischen Gesellschaft im

*) Missionsfreund 1848, Nr. 5 und 6. Basler Missions-Magazin 1828, Heft IV.

besten Einvernehmen, und Butrick schrieb selber*): „Lange haben die Missionen der Brüdergemeinde viel unverdiente Schmach in Amerika tragen müssen. Aber der Herr hat sie in Gnaden angesehen und gesegnet; und ich glaube getrost sagen zu dürfen, daß sie der Hochachtung und Liebe der Gläubigen in Amerika werth sind." — Bald aber wurde die durch die Bekehrung so mancher Seele bereits gesegnete Mission durch die Nachricht gestört, daß die Cherokesen ihr Land an die Regierung verkaufen und jenseits des Mississippi ziehen müßten. Viele wanderten deßhalb fort, weil sie weder ihr Jägerleben aufgeben, noch sich der Regierung der Vereinigten Staaten unterwerfen wollten. So bekam diese Mission wie die der Brüdergemeinde zunächst zwei Abtheilungen, eine im Osten, in Georgien, die zweite im Westen in Arkansas. Die erstere schritt rasch und glücklich vorwärts in Gesittung und Bildung, und seit dem Jahre 1819 hielten die Oberhäupter regelmäßige Rathsversammlungen zu Neu-Echota, und stellten sogar im Jahre 1826 eine politische Verfassung nach dem Muster der Vereinigten Staaten unter sich fest. Tüchtige Predigtgehülfen und Katechisten aus den Eingebornen reisten unermüdlich unter ihren Stammgenossen und verkündigten das Evangelium. Schon 1821 hatten die Brüder eine Tagereise von Springplace nach Süden eine neue Station zu Oochgelogy angelegt, die amerikanische Mission hatte gleichfalls bis 1825 im Ganzen 8 Niederlassungen**) gegründet, Brainerd, Carmel (Talony, 1819), Creek-Path, Katuga (1820), Willstown, Haweis, Hightower (1823), Candys-Creek (1825), wo sie in Segen arbeitete, und denen später noch zwei, Neu-Echota und Red Clay (1835) hinzugefügt wurden.

Um das Jahr 1825 hörte ein ungebildeter junger Mann unter den Cherokesen, Georg Gueß, die Ueberlegenheit der Weißen komme daher, daß sie ein „redendes Blatt" haben und ihre „Rede fest machen können, daß sie bleibe." Das ließ ihm keine Ruhe, er nahm anfangs einen flachen Stein, ersann ein Zeichen für jedes Wort und versuchte zu schreiben. Man verlachte ihn, aber er blieb still und sann fort. Nachdem er etwa 7000 Zeichen für ebensoviel einzelne Wörter beisammen hatte, fand er doch, daß dieß für sein Gedächtniß zu schwer sei, theilte die Wörter in Sylben, die im Cherokesischen unveränderlich nur aus einem oder zwei Buchstaben bestehen, und nun reichten sechs Vokale und zwölf Consonanten und 85 Zeichen für die ganze Sprache zu. Schnell verbreitete sich die Kunde von seiner Erfindung, und in wenigen Jahren hatte dieser wilde Stamm seine eigne Sprache lesen gelernt. Die christlichen Cherokesen fingen jetzt an, die Stellen der heiligen Schrift aufzuschreiben, welche in der Predigt vorkamen, und dieß führte zu einer Uebersetzung des Neuen Testamentes. David Brown, ein junger von den Missionaren gebildeter Cherokese, übersetzte mit Hülfe mehrerer Stammesgenossen dasselbe unmittelbar aus dem Griechischen in seine Landessprache, eine Arbeit, die er am 27. September 1825 vollendete. Erst später kamen indeß einzelne Theile derselben gedruckt in die Hände des Volkes. Im-

*) Basler Missions-Magazin 1822, II. 246.
**) Basler Missions-Magazin 1828, IV. 600 ff.

mer mehr erfüllte sich, was ein ehrwürdiger Häuptling zu Creek-Path*) im Jahre 1827 nach einer Schulprüfung zu den Kindern sagte: „Liebe Kinder! Ich spreche oft zu euch, um euch aufzumuntern, im Erlernen guter Erkenntniß wacker fortzufahren. Solche Erkenntniß gereicht zu eurem eignen Besten und zum Wohl eures Landes. Ihr seid mit einem guten Werke beschäftigt; und immer macht es mir Freude, wenn ich sehen darf, daß ihr im Lernen vorwärts rückt. Ich fühle, wie viel von euch abhängt; in euren Händen liegt die künftige Wohlfahrt des Vaterlandes rc." — Auch eine Druckerpresse war bald in Thätigkeit, und am 21. Februar 1828 erschien zu Neu-Echota die erste Nummer einer von Elias Boudinott, einem gründlich bekehrten, in der Missionsschule zu Cornwall erzogenen Cherokesen redigirten Zeitung in cherokesischer und englischer Sprache, der cherokesische Phönix genannt, deren einziger Zweck, nach den Worten des Herausgebers,**) die wahre Wohlfahrt der Cherokesen sein sollte, indem sie dieselben mit den öffentlichen Angelegenheiten ihres Gemeinwesens bekannt machte. Auch eine Nationalbibliothek und ein Museum hatten die Cherokesen in ihrer Hauptstadt Neu-Echota gegründet und waren, obschon zum großen Theil noch Heiden, in ihrer äußerlichen Bildung so weit fortgeschritten, daß sie schon im besten Gange waren, ihre Ebenbürtigkeit mit den Weißen auszuweisen.

Letztere aber waren keineswegs darnach gesinnt, die sich zu Tage legende Gesittung der Rothen freudig zu begrüßen und anzuerkennen, und zur Weiterbeförderung derselben beizutragen. Vielmehr erging im Jahre 1829 von dem Staate Georgien an die Indianer die Aufforderung, entweder ihre bisherige Selbstständigkeit aufzuopfern und sich, mit Verlust ihrer bürgerlichen Freiheiten, den Gesetzen jenes Staates ganz zu unterwerfen, oder auszuwandern und an den Arkansas zu ziehen, wo ihnen unter dem Schutze der Vereinigten Staaten beständige Wohnsitze zugesichert werden sollten. Da das Gebiet, welches die Cherokesen jetzt bewohnten, ihnen erst im Jahre 1819 durch die Regierungsbehörde der Vereinigten Staaten zugesichert war, hatten sie durchaus keine Lust, aus demselben zu weichen, und fürchteten nicht ohne Grund, daß es ihnen auch am Arkansas bald wieder ähnlich ergehen würde. Deßhalb wandten sie sich an den obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten und beriefen sich auf die feierlich abgeschlossenen Verträge. Ehe jedoch eine Entscheidung erfolgen konnte, wurden sämmtliche Missionare unter den Cherokesen von der Regierung des Staates Georgien aufgefordert, einen dem Besten der Indianer zuwiderlaufenden Eid zu leisten oder das Land zu meiden. Im Dezember des Jahres 1830, in welchem die Zahl der Cherokesen-Mitglieder der presbyterianischen Kirche 167, der Brüdergemeinde 45, der Baptisten 90 und der Methodisten 850 betrug, ward in dieser Angelegenheit eine Versammlung der Missionare von Repräsentanten der drei ersten Gesellschaften gehalten, welche die beabsichtigte Vertreibung der Nation für ein Ereigniß erklärte, das ihren Fortschritt in Religion und Civilisation mächtig verzögern, wenn nicht gänzlich aufhalten würde. Der

---

*) Missions-Magazin 1828, IV. 616.
**) Missions-Magazin 1828, IV. 624.

von dem Staate geforderte Eid des Gehorsams aber gegen sein den Cherokesen feindseliges Gesetz, wobei die denselben Verweigernden, wofern sie sich von einem gewissen Zeitpunkt an noch im Lande betreffen ließen, mit vierjährigem Gefängniß und harter Arbeit bedroht wurden, brachte die Missionare der amerikanischen Gesellschaft in noch größere Bedrängniß, als die der Brüdergemeinde. Denn Missionar Byhan zu Springplace war, weil er zugleich als Postmeister im Dienste der Vereinigten Staaten stand, von dieser Eidesleistung ausgenommen, allein Missionar Clauder zu Oochgelogy mußte weichen. Er kam zwar versuchsweise zurück, wurde aber festgenommen und unter Androhung von Zuchthausstrafe des Landes verwiesen. Im folgenden Jahre trat er indeß als Postmeister in Byhan's Stelle ein, und bediente nunmehr als Missionar beide Gemeinden. Zwei von den amerikanischen Missionaren dagegen, Worcester und Buttler, welche es wagten, ihre beiden Cherokesengemeinden gegen den Andrang offener Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit in Schutz zu nehmen*) wurden nach einem schimpflichen und grausamen Transport etwa anderthalb Jahr lang gefangen gehalten und, obschon durch ein Urtheil des höchsten Gerichtes der Vereinigten Staaten endlich freigesprochen, vom Staate Georgien dennoch nicht eher freigelassen, bis sie die weitere Verfolgung des Richterspruches aufgegeben hatten, wozu sie, um einem sonst drohenden Bürgerkrieg vorzubeugen, sich entschließen mußten. Die Entscheidung des höchsten Gerichthofes lautete allerdings, den Verträgen gemäß, zu Gunsten der Cherokesen; weil es aber bedenklich erschien, diese Entscheidung gegen die Regierung des Staates Georgien mit Nachdruck durchzuführen, so ließ die Regierungs-Behörde der Vereinigten Staaten es sich wiederholt angelegen sein, die Cherokesen durch vortheilhafte Vorschläge zur Abtretung ihres Gebietes und zum Abzug zu bewegen. Nach vielen deßfallsigen Bemühungen ließen sich endlich einige Oberhäupter im Dezember 1835 darauf ein, ihr Gebiet für fünf Millionen Dollar an die Vereinigten Staaten zu verkaufen und binnen zwei Jahren an den Arkansas zu ziehen. Damit war aber weder die Gesammtheit der Cherokesen, noch auch die andern Häuptlinge zufrieden und suchten daher die Ausführung jenes von ihnen nicht anerkannten Vertrages auf alle Weise abzuwehren. Allein obwohl Tausende von Bürgern der nördlichen Staaten an den Congreß Bittschriften einreichten, und manche Mitglieder des Congresses selbst die dringendsten Vorstellungen gegen die Aufrechterhaltung jenes Vertrages machten, wußten es doch die südlichen Staaten, in deren Gränzen die Cherokesen wohnten, durchzusetzen, daß mit einer mäßigen Zugabe in Geld der Vertrag aufrecht erhalten und die gewaltsame Vertreibung der Cherokesen und Besetzung ihres Gebietes angeordnet wurde. Da brachen endlich im Herbste 1838 an 16,000 Cherokesen mit ihren Missionaren auf und zogen in das ihnen angewiesene Gebiet am Arkansas. Die Missionare der Brüdergemeinde gründeten daselbst Beatties Prairie, Barren-Fork, von wo sie später nach Canaan übersiedelten, und Spring-Creek oder New-Springplace. Die amerikanischen Missionare, welche gleichfalls mit

*) Missions-Magazin 1834, IV. 606. Hoffmann Missionsstunden I. 212.

an den Arkansas zogen, fanden daselbst bereits mehrere Stationen vor, welche unter den früher auswandernden Cherokesen von ihrer Gesellschaft gegründet waren; so *Dwight**), angelegt 1820 und später, 1828, mit Beibehaltung des Namens an einen andern Ort verlegt; *Fairfield* (1828) und *Forks von Illinois*, 1836 nach *Park Hill* übertragen. Dazu kamen nun 1838 noch *Honey Kreek* und *Mount Zion*. Die Anzahl der Gemeindeglieder betrug 240, nebst 170 Kindern in ihren Schulen. Die äußere Verwaltung ward unter einen weltlichen Superintendenten zu *Dwight* gestellt, und bei einer durchaus geregelten Staatseinrichtung blühte das gut angesiedelte Volk bald in erfreulicher Weise wieder heran.**) Eine behufs Unterdrückung des Branntweingenusses gegründete Mäßigkeitsgesellschaft zählte im Jahre 1844 bereits 2300 Personen, darunter 3—400 Weiße und Neger. Eine durch einen eingebornen Drucker betriebene Presse zu *Park Hill* hatte 1846 bereits den Matthäus, Johannes und die Apostelgeschichte in Cherokesischer, und mehrere Schriften des neuen Testaments in der Choktaw-Sprache geliefert. Unter den bereits seit 1822 vorkommenden Nationalgehülfen zeichnete seit 1831 als einer der fähigsten und thätigsten der Prediger *Johann Huß* sich aus.

Auch die *amerikanischen Baptisten* haben seit 1820 unter den Cherokesen am Arkansas missionirt und unter den Predigern auf ihren Stationen *Cherokee*, *Flint*, *Taquohee*, *Dsiyohee* und *Delaware* befanden sich im Jahre 1846 schon fünf Eingeborne. Endlich haben auch die *Methodisten* seit 1825 ihr Netz unter den Cherokesen ausgeworfen und bei ihrer Weise, auch solche, welche nur ein Verlangen nach Erlösung haben, der Gemeinde beizuzählen, bald beträchtliche Eroberungen gemacht.

b) Die Mission unter den Creeks (Krihks) und Seminolen.

cf. Basler Missions-Magazin 1825, II. 200. 256.

Unter den *Creeks*, den frühern Nachbarn der Cherokesen in Georgien und jetzt auch am Arkansas, hatten schon im Jahre 1807 zwei Tischler, *Karsten Petersen* und *Joh. Chr. Burkard*, am Flintriver sich niedergelassen, mußten aber ihre Bemühungen für die Ausbreitung des Evangeliums im Jahre 1813 wieder aufgeben. In diesem und dem folgenden Jahr erlitt der jetzt auf 20,000 Seelen geschätzte Stamm durch Krieg mit den Vereinigten Staaten große Verluste. Im Jahre 1820 nahmen sich zuerst die *Methodisten* der Creeks wieder an, und sandten im folgenden Jahre den Prediger *W. Capres* als Missionar zu ihnen, der freundlich aufgenommen ward, und bald in dem ehrwürdigen Prediger *Isaak Smith*, der schon 1786 unter den Indianern gearbeitet, nebst dessen frommer Gattin, sowie an dem Prediger *Hammill* treue Mitarbeiter bekam. So wurde die Station *Asbury* gegründet. Missionare der amerikanischen Gesellschaft, welche 1830 von der Osagenstation *Union*

---

*) Missions-Magazin 1825. II. 287. 1828, IV. 606. 620.
**) Missions-Magazin 1834, IV. 610.

aus zu den Creeks kamen, fanden gleichfalls freundliche Aufnahme. Im Jahre 1832 aber blieb ein für die Choktaws bestimmter Baptist bei ihnen, und hatte im Oktober bereits eine Kirche von 40 Mitgliedern, während die Methodisten um diese Zeit schon 200 gesammelt hatten. Schon waren auch diese Indianer in der Civilisation ziemlich fortgeschritten, als sie gleichfalls zur Auswanderung genöthigt wurden. Die amerikanische Gesellschaft sah sich im Jahre 1836 veranlaßt, ihre Missionen aufzugeben, während die Baptisten, die schon früher zu Withington eine blühende Niederlassung gehabt, gleich den Methodisten, den Creeks in ihr neues Gebiet folgten und Ebenezer und Canadian River unter ihnen gründeten. Noch ist die Sprache dieses Stammes, dessen auch die amerikanischen Presbyterianer sich angenommen, nicht grammatisch bearbeitet und zur Schrift erhoben.

Mit den Creeks verwandt sind die Unteren Creeks oder Seminolen, welche zum Theil noch immer in Florida zurückgeblieben sind und mit den Waffen in der Hand das Erbe ihrer Väter vertheidigt haben. Als nach der Einverleibung der beiden Florida's in die Vereinigten Staaten der damalige Gouverneur Duval den Häuptlingen der Seminolen in einer großen Versammlung den Antrag machte, Lehrer zu ihnen zu senden und Schulen unter ihnen zu errichten, da gaben sie, nachdem sie einen Tag Bedenkzeit sich erbeten, durch Einen aus ihrer Mitte folgende Antwort: „Mein Bruder! Wir haben nachgedacht über den Vorschlag, uns Lehrer zu senden und Schulen unter uns zu errichten. Wir danken dir herzlich für die Theilnahme, die ihr für unser Wohl zeigt, doch können wir nach reiflicher Ueberlegung dieß Anerbieten nicht annehmen; denn was für den weißen Mann paßt, schickt sich deßhalb noch nicht für den rothen. — — — Lesen und Schreiben ist zwar recht gut für den weißen Mann, taugt aber gar nichts für den rothen. Wenn jener besser dadurch wird, so wird dieser dadurch schlechter. Einige der Creek's und Cherokesen lernten schreiben und lesen, und sind nun die größten Schurken unter den Indianern. Sie gingen nach Washington, um mit dem großen Vater wegen des allgemeinen Besten sich zu bereden, und das Erste, was wir Andern davon erfuhren, war, daß der weiße Agent uns ein Stückchen Papier zeigte, was, wie er sagte, ein Vertrag war, welchen unsre Brüder in unsrem Namen mit dem großen Vater abgeschlossen hatten, und da wir nicht wußten, was ein Vertrag sei, so erklärte er uns das Stückchen Papier, und siehe da! es bedeckte einen großen Strich Landes, und so fanden wir denn, daß unsere Brüder durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, ihre Häuser und Ländereien sowie die Gräber ihrer Ahnen verkauft hatten, und daß es die weißen Männer durch die Kunst, lesen und schreiben zu können, gewannen. Sage daher dem großen Vater in Washington, daß es uns recht leid thut, seine Lehrer nicht unter uns aufnehmen zu können, denn Schreiben und Lesen bringt nur den weißen Männern Vortheile, taugt aber durchaus nichts für die Rothen." — Nach großen Anstrengungen und durch schwere Geldopfer ist es der Regierung der Vereinigten Staaten endlich gelungen, ein paar Tausend Seminolen zum Wegzug zu bringen. Doch sind auch Viele von ihnen schon freiwillig ausgewandert und haben unter ih-

ren Brüdern, den Creeks, sich niedergelassen, wo sie so zufrieden sind, daß sie eifrig ihre zurückgebliebenen Landsleute zu sich einladen. Schwierigkeiten aber macht bei ihnen der Umstand, daß man ihnen hat gestatten müssen, auch ihre (schwarzen) Sklaven mitzunehmen.

c) Die Mission unter den Choktaw's (Tschoktau's) und Chikasaw's (Tschikasau's).

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 202. 207. 215 ff.; 1825, II. 203. 269 ff. 1828, IV. 578. 603. 631 ff.; 1834, IV. 611 ff.; 1855, III. 71.

Einen ähnlichen Entwicklungsgang, wie die Cherokesen, hatten die ursprünglich diesseits des großen Mississippistromes ziemlich weit im Süden wohnenden Choktaw's und Chikasaw's, die im Jahre 1832, wo sie auf etwa 20,000 sich beliefen uud nur noch etwa 7 Millionen Morgen Land inne hatten, gleichfalls zur Auswanderung bewogen wurden, und jetzt zwischen den Sitzen der Creeks und Red River ein gemeinsames Staatswesen aufgerichtet haben. Als Heiden hatten sie keine Art von Gottesverehrung und nicht einmal ein Wort in ihrer Sprache, welches ein geistliches Wesen bezeichnete, und wenn man sie fragte: „Denket ihr auch je an Gott?“ so antworteten sie: „Wie können wir an Ihn denken, da wir nichts von Ihm wissen?“ Auch Zauberei ward unter ihnen getrieben, und dem Trunke waren sie in hohem Grade ergeben. Die erste Missionsniederlassung unter diesen Indianern gründete im Auftrag der amerikanischen Gesellschaft der Prediger Kingsbury am 27. Juni 1818 zu Elliot, Yalu Buscha von den Indianern genannt, etwa 150 Stunden südwestlich von Brainerd, und am 16. August wurde das erste Haus für die Missionsfamilie aufgerichtet. Von Anfang an aber legten die Choktaw's, und besonders die Chefs derselben, die freundlichsten Gesinnungen gegen diese Mission an den Tag. Bald ließen noch 16 Missionsgeschwister meist als Colonisten in der Wildniß sich nieder, und nach den ersten nothwendigen Einrichtungen wurde im April 1819 eine Schule mit 10 Schülern eröffnet, deren Zahl im Herbst d. J. bereits auf 54 gestiegen war. Die Jünglinge, denn das Alter der die Schule Besuchenden war zwischen 6 und 20 Jahren, wurden außer der Schule auch zum Ackerbau, einige auch zu nützlichen Handwerken, und die Töchter zu häuslichen Arbeiten angehalten; alle Schüler aber erweckten die schönsten Hoffnungen. Wie bereitwillig die Choktaw's die Unternehmungen der Missionare unterstützten, ergiebt sich unter anderm aus folgendem Schreiben einiger Häuptlinge vom 4. Juni 1820 an den Sekretär der Missionsgesellschaft:

„Bruder! Wir haben nun zum ersten Male die Schule unter unserm Volke besucht, seit sie hier errichtet ist. Sie ist in einem sehr blühenden Zustand, und es geht Alles gut. — Bruder! Unsere Herzen freuen sich, daß unsere Kinder so schnelle Fortschritte machen. Es ist uns ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie unsere Jünglinge unter der Aufsicht ihrer Lehrer auf dem Felde arbeiten und das Land bauen lernen. Denn wir sehen wohl ein, daß wir nicht länger bloß von der Jagd leben können. Unser Wild ist weg, und unsere Lehrer sagen uns, daß Gott uns einen neuen und besseren Weg zeigen will, uns zu erhalten und uns und unsere Weiber und Kinder zu kleiden. Wir freuen uns, zu sehen, wie unsere Töchter jetzt

kochen und Kleider machen lernen und Alles thun, wie die weißen Leute. — Bruder! Wir haben zuvor nie das Vergnügen gehabt, Jemand anders von der Mission, als Herrn Kingsbury zu kennen. Jetzt haben wir gesehen, und glauben, daß alle Missions-Brüder und Schwestern zu Elliot unsere Freunde sind und uns Gutes lehren, was wir zuvor nicht gewußt haben. — Bruder! Wir wünschten allen unsern guten weißen Brüdern im Norden, die uns fromme Missionarien hierher gesendet haben, unsern herzlichsten Dank für diese große Wohlthat auszudrücken. Wir sind in jeder Rücksicht mit unserer Schule und den weißen Brüdern und Schwestern der Missionsfamilie zufrieden und sehr vergnügt mit der Art und Weise, wie sie unsere Kinder behandeln. — Bruder, wir haben nie gewußt, welche große Kosten *) unsere guten weißen Brüder bisher auf unsere Schule verwendet haben, bis wir gestern eine Unterredung mit unsern Lehrern hatten, welche uns davon benachrichtigten. Wir fühlen uns um so mehr verbunden für die große Liebe, die unsre weißen Brüder dem rothen Volk im fernen Lande erzeigt haben. Eben so gewährt es uns große Freude, daß unser guter Vater, der Präsident der Vereinigten Staaten, seine hülfreiche Hand nach seinen rothen Kindern zu ihrem Besten ausgestreckt hat. Wir sind sehr dankbar dafür, daß derselbe so viel Geld auf unsere Schule verwandt hat und die Missionare in ihrem Werke unterstützt. — Bruder! Wir wünschen allen unsern weißen Freunden überall und allenthalben zu sagen, wie dankbar wir Alle sind für die großen Wohlthaten, die sie ihren unwissenden rothen Brüdern erzeigt haben, und wir hoffen, sie werden es nicht vergessen, daß wir noch immer ihrer Hülfe bedürfen. Wir haben jetzt eine gute Schule, in welcher 70 unserer Kinder durch Euere Liebe Unterricht erhalten. Aber, Brüder! wir wollen Euch offen und frei unser Bedürfniß darlegen. Wir haben mehr als 1000 Kinder in unserer Nation, die auf den Unterricht ihrer weißen Brüder sehnlich warten und nach ihnen hinblicken. Unsere Nation steht für jeden Missionar offen, und unsre Herzen sind bereit, sie aufzunehmen. — Wir können es wohl begreifen, Brüder, daß diese Missionen Euch große Kosten machen, und wir halten es daher für unsere Pflicht, Euch aus allen Kräften darin zu unterstützen. Wir sind deshalb kürzlich in den drei Distrikten unsres Landes eins geworden, daß jeder Distrikt auf 16 Jahre jedes Jahr 2000 Thaler**) liefern soll, was jährlich 6000 Thaler Beitrag ausmacht. — Wir sind Euere Freunde und Brüder Puckschanubbi (unterzeichnet †), Muschulatubbi (unterzeichnet ††)".

Aus einem eigenhändigen Briefe des Häuptlings David Folsom vom 3. September 1820 an einen Freund in Newark, gleichfalls Dankes und Bitten voll, heben wir nur Folgendes heraus:

„— — Bruder! Wir Choktaw's sind so lange in der Unwissenheit und Finsterniß gewesen, die uns viel geschadet hat. Die Choktaw's wissen, daß ein Gott ist, der alle Dinge erschaffen hat; aber keine Kenntniß von Jesu Christo, und darum waren die bösen Wege unsere Straße, weil Niemand war, der uns sagte, wie wir Gott dienen sollen. Jetzt hoffe ich, mein Volk hat einen treuen Freund gefunden (Missionar Kingsbury), der hoffentlich immer bei uns bleiben und uns aus der Finsterniß herausführen wird, damit wir Brüder und wie Ein Volk werden, und daß fortan unsere Kinder als Brüder und Schwestern leben und dem wahren Gott Israels dienen mögen. — — Wir sind umgeben mit unsern weißen Brüdern, und Choktaw's gehen hinüber zu den Weißen und kaufen gebranntes Wasser, und es schmerzt mich zu sagen, daß Viele meiner Landsleute also böse Gewohnheiten annehmen. Aber aus einem andern Blick muß ich Euch sagen, ich denke, die Choktaw's sind völlig reif, christlichen Unterricht anzunehmen. — — Wir haben einige weiße Menschen unter uns, die sehr schlechte Leute sind, und uns rothen Leuten ein böses Beispiel geben. Oft sagen sie uns, alle frommen Leute seien Betrüger, und die Bibel sei ein Possenspiel. Das sagen weiße Leute den rothen Choktaw's. Ich für meine Person kehre mich nicht an solchen Menschen. —

---

*) Dieselben betrugen bis zum Juni 1820 über 12,000 Thaler, womit im Februar d. J. auch schon eine zweite Niederlassung am Tombigbi-Flusse, 50 Stunden südöstlich von Elliot, begonnen war.

**) Das von den Vereinigten Staaten für abgetretenes Land bestimmte Jahrgeld, s. Missions-Magazin 1825, II. 204 cf. 1822, II. 217. 219.

Grüßet alle Freunde der rothen Leute und betet für uns arme Choktaw's und helft uns zu unserm Glück".

Der Schreiber dieses Briefes wohnte etwa 30 Stunden östlich von Elliot, wo drei seiner Kinder in die Schule gingen, und 16 Stunden westlich von der neuen Niederlassung, davon wir gleich hören werden, und begehrte nichts sehnlicher, als einen Lehrer in seinen Ort zu bekommen, dem er auf seine Kosten ein Schulhaus bauen und für eigne Rechnung ihn unterhalten wollte.

Ein Engländer aus Liverpool, Adam Hodgson, ein warmer Freund der Missionssache, der im Jahre 1820 eine Besuchsreise zu den Creeks, Choktaw's, Chikasaw's*), deren Stamm unter nur einem Chef 3625 Seelen zählte, und Cherokesen machte, kehrte auch in Elliot ein und freute sich herzlich über Alles, was er da sah und hörte.

In Bezug auf die dortigen Missionare schreibt er: „Mit besonderem Vergnügen wurde ich gewahr, daß sie von ihren Entbehrungen und Leiden, die nach der Natur ihrer Lage keineswegs gering sind, kaum ein Wort fallen ließen, und dabei bemerkten, daß der Soldat, der Matrose und der Kaufmann nicht selten Größeres für irdische Zwecke erdulden. Und doch ziehen sie oft 2—3 Monate unter den Indianern in den Wäldern umher, nicht selten unter anhaltenden Regenströmen, wie ich sie in England nie sah, indeß bei Nacht heulende Wölfe um ihr leichtes Zelt umherstreichen, oder der freche Panther sie an ihrer Thür besucht und ängstigt. Da indeß Andere um zeitlichen Gewinnes willen oft dasselbe ertragen, so wünschen sie, daß in den öffentlichen Missionsberichten nie dieser Mühseligkeiten und Gefahren gedacht würde, wenn nicht eine kurze Bemerkung dieser Art oft ein zweckmäßiges Mittel wäre, Leute vom Missionsdienst zurückzuschrecken, die ein gemächliches Leben bei demselben erwarten".

Auf die dringenden Bitten der Indianer wurde 1820 am Uktibbeha-See eine zweite Missionsstation angelegt, und im März 1821 kam Missionar Kingsbury dahin, der schon 10 Gebäude aufgerichtet und 70 Juchart Ackerlandes umgebrochen fand. Sie wurde Mayhew genannt und war sehr lieblich gelegen. Im Herbst desselben Jahres ward mit der Schule begonnen. Bei einem Besuche, den der Prediger Goodel Anfangs 1822 in Mayhew machte, legte Kingsbury in einer Ansprache den versammelten Häuptlingen den Zweck der Schule aus. Da antwortete einer der Vornehmsten unter ihnen: „Ich bin nicht gewohnt, an die Weißen eine Rede zu halten, aber wenn das Herz froh ist, so darf es immer ein Wort reden. Wir haben euren Worten zugehorcht. Wir haben die Sache nie zuvor so gut verstanden. Wir haben zuvor nie gewußt, daß die Missionare ohne Bezahlung arbeiten, und daß sie aus Liebe zu den Choktaw's Haus und Hof und Alles, was ihnen lieb ist, verlassen haben. Die Choktaw's sind unwissende Leute; sie wissen nur, wann der Tag kommt und wann die Nacht kommt. Das wissen sie, aber weiter nichts. Wenn Ihr zurückkommt, so sagt zu der frommen Gesellschaft: Ihr seid unsere Väter. Wir sind arm und schwach. Väter müssen für die Kinder sorgen. Wenn diese Missionare sterben, so sendet mehr. — Wir Alte werden wohl in unseren alten Gewohnheiten dahinsterben, aber mit unsern Kindern muß es besser werden."

*) Missions-Magazin 1825, II. 207.

Eine weitere Station wurde im Oktober 1822 zu Bethel (French-Camps) gegründet und von Missionar Williams nebst Familie bezogen. Die Indianer arbeiteten hier so eifrig an dem Schulhaus, daß sie bei Nacht große Feuer anzündeten, um bei deren Schein die Arbeit fortzusetzen. Sonntags wurde Gottesdienst in englischer Sprache vor weißen, rothen und schwarzen Zuhörern gehalten, da in einem Umkreise von 12 Stunden auch noch 12 Colonistenfamilien wohnten. Obschon der Missionar anfangs klagen mußte: „Die bösen Beispiele derer, die das Bessere kennen und nicht thun, haben die Sitten der Indianer so vergiftet, daß mit wenigen Ausnahmen die Meisten in die tiefste Lasterhaftigkeit versunken sind", wurde dennoch das Evangelium nicht vergeblich gepredigt, wirkte indeß hier mehr an den armen Negersclaven, als an den Indianern. Dennoch mußte im Jahre 1827 diese Station wieder aufgegeben werden, da fast alle Indianer aus der Nachbarschaft weggezogen waren. —

Im Oktober 1822 erhielt die amerikanische Missionsgesellschaft von dem Oberhaupt der sechs Städte der Choktaw's folgendes erfreuliche Schreiben:

„Wulatahumah, Oberster der sechs Städte, an die Gesellschaft des frommen Volkes, das Missionare den Choktaw's zusendet. — Brüder! Das erste Gesetz, das ich gemacht habe, ist dieses: Wenn meine Krieger über die Linie zu den weißen Leuten gehen, um Schnaps zu kaufen, und mit demselben die Pferde und das Vieh der rothen Leute einhandeln wollen, und sie betrunken machen, so soll der Schnaps auf den Boden geschüttet werden. Das Branntweintrinken hat unter meinen Kriegern ganz aufgehört. — Die Choktaw-Weiber haben lange Zeit die Gewohnheit gehabt, ihre Kinder um's Leben zu bringen, wenn sie ihnen nicht leicht Futter verschaffen konnten. Ich habe ein Gesetz gemacht, daß der Kindermord bestraft werden soll, damit nicht mehr so viele unschuldige Kinder sterben müssen. — Die Choktaw's haben ehemals Schweine und Vieh gestohlen und sie geschlachtet. Ich habe eine Schaar meiner treuen Krieger aufgestellt, die Jeden gefangen nehmen, der stiehlt, ihn an einen Baum binden und ihm 39 Streiche geben. — Es war die Sitte unter den Choktaw's, wenn drei oder vier Schwestern waren und sich verheiratheten, daß sie Alle in einem Hause mit einander lebten. So will ich es nicht mehr länger haben. Ich habe ihnen gesagt, daß sie von einander ziehen, besonders wohnen, das Feld bauen und ihr Brod verdienen. — Die Choktaw's haben einander ihre Weiber gestohlen und sind davongelaufen. Wir haben jetzt ein Gesetz gemacht, daß Jeder, der also thut, 39 Streiche erhalten soll, und ebenso auch das Weib, wenn sie von ihrem Manne fortläuft. — Manche Choktaw's laufen nach Mobile und Neu-Orleans hinab. Ich habe meinen Kriegern gesagt, daß sie zu Hause bleiben und arbeiten, und wenn sie gehen und ihr Feld nicht besorgen, so soll ihnen das Korn auf dem Acker abgebrannt werden. — Die Zahl der Männer, Weiber und Kinder in den sechs Städten ist 2164. — Ich wünsche, daß die frommen Leute Männer und Weiber senden mögen, um eine Schule in meinem Distrikt zu errichten, und daß sie das recht bald thun möchten. Ich fange an alt zu werden. Ich weiß nicht, wie lang ich noch leben werde. Ich möchte gern das gute Werk noch mit meinen Augen sehen, ehe ich sterbe. Man ist immer an uns vorübergegangen, und da war Keiner, der uns mit Rath und That beistehen wollte. Andere Völker haben Schulen, wir haben keine. Wir haben obige Gesetze gemacht, weil wir gern in die Wege der weißen Leute treten möchten. Wir hoffen aber auch, sie werden uns beistehen, damit unsere Kinder erzogen werden. — Dieß ist das erste Mal, daß ich einen Brief schreibe. Ich sage nichts weiter, ich habe meine Wünsche ausgesprochen. Ich hoffe, Ihr werdet mich nicht vergessen. Wulatahumah".

Eine neue Station, Goshen, 46 Stunden südlich von Mayhew und etwa 20 Stunden westlich von Emmaus, einem gleichfalls neu gegründetem Schulort, ward für die Missionare Veranlassung, sich nicht bloß

auf die Jugend einzuschränken, da die Indianer dieser Gegend für den Unterricht wenig Sinn hatten. Nachdem daher im Jahre 1824 zwei Erstlinge aus den Choktaw's in die christliche Kirche aufgenommen waren, fingen die Missionare munter an, die Choktaw-Sprache zu erlernen, und schon 1825 konnten sie in derselben predigen. Nun wurden nützliche Schulbücher in der Choktaw-Sprache abgefaßt und 1827 zu Cincinnati gedruckt, und Alt und Jung verlangte bald das Alphabet zu lernen, um die Offenbarungen des großen Geistes in ihrer eignen Sprache zu erkennen. Die Leitung der ganzen Mission auf den bisher genannten Stationen, wozu 1824 noch Ai-ik-hun-auh, auf der Straße nach Natchez, etwa 14 Stunden westlich von Mayhew, und später noch einige andere gekommen, hatte Missionar Kingsbury zu Mayhew. Hie und da wurde eine Seele aus dem harten Schlaf der Sünde aufgeweckt*), die Schulen gediehen und blüheten, obschon nicht überall gleich erfreulich, und auch in der bürgerlichen Verfassung der Choktaw's fanden bis Ende 1827 wichtige Veränderungen statt, indem an die Stelle von zwei unwürdigen Distrikts-Häuptlingen zwei andere verständige und vertrauenswerthe Volks-Obersten gewählt, und beschlossen wurde, alle zwei Jahre einen Landtag zu halten, an welchem durch Abgeordnete des Volks die Angelegenheiten desselben berathen, neue Verordnungen festgesetzt, und besonders darüber gewacht werden sollte, daß nichts von dem Landeigenthum ohne Einwilligung der Einwohner aller Distrikte künftig weiter veräußert werden dürfte. — Der Durst nach Erkenntniß wachte immer allgemeiner auf, und in der Nähe von Goshen fing der schon genannte Folsom, ein wackerer, christlich unterrichteter Mann, selbst eine Schule mit 40 Schülern an; und wer freute sich nicht, in dem Schreiben eines Choktaw-Jünglings zu Mayhew vom Juli 1826 an den Genannten zu lesen:

„Verehrter Herr! Ich freue mich, Gelegenheit zu haben, Ihnen ein Paar Worte zu schreiben. Uns macht der Gedanke Wonne, einen Häuptling zu haben, der ein Freund seines Volkes ist, die Wohlfahrt desselben will, und die Schulen in der Nation befördert. Wären nicht Sie und die Freunde der Mission gewesen, wahrlich, wir würden noch blind in der Wildniß umherirren. Wir haben Leute sagen gehört, die Missionare hätten uns nichts Gutes gethan; aber jetzt ist's Zeit für diese, die Augen aufzuthun und zu sehen, ob wir noch in derselbigen Lage seien, in welcher wir uns vor acht, oder auch nur vor vier Jahren befanden. Wir denken, Sie werden immer ein Freund der Schulen bleiben und dieselben aus aller Kraft unterstützen; auch hoffen wir, Sie werden sich von ihrem Volk nicht muthlos machen lassen. Vielmehr wird Sie Gott zum Werkzeuge machen, der Nation viel Gutes zu thun".

Hören wir dazu noch die Ansprache eines Choktaw-Häuptlings an eine Volksversammlung:

„Meine Kinder, Brüder und Freunde! Was ich euch sage, ist die Wahrheit; horcht wohl zu. Gottes Herz ist gut; ein solches Herz, wie dieses, müßt ihr haben; eure Väter, Mütter, Brüder, Schwestern nicht zu lieben, ist wahrlich nicht gut. Hört, was ich euch sage: liebt eure Freunde, liebet Gott, und lasset das böse Herz fahren. Gott siehet uns, und es schmerzt Ihn, daß wir böse Herzen haben. Damit muß es ein Ende nehmen. Wie es bei euern Altvätern war, die böse Herzen und einen bösen Sinn hatten, so kann und darf es nicht bleiben. Gottes Sinn ist gut, und so muß auch unser Sinn werden. Und wenn wir damit

*) Missions-Magazin 1828, IV. 633.

Gott dienen, so wird Er sich unser erbarmen und uns segnen. O Gott, gieb uns Allen ein neues Herz, ehe wir sterben. Was wird aus uns werden, wenn wir ein solches Herz nicht zuvor erhalten. Dem Tod können wir ja nicht entfliehen. Laß uns gut werden, daß wir dahin kommen, wo Du bist; und wenn wir sterben, so steige herab zu uns und erbarme Dich unser. Als Du den ersten Menschen geschaffen hast, hast Du sein Herz gut gemacht. Aber wir sind rohe, unwissende Leute; nimm das böse Herz von uns, und gieb uns neue Herzen. Wir Choktaw's haben vormals Dein Wort nicht gehört; wir hatten keinen Sinn, und unsere Gedanken waren wie der Wind. Jetzt hören wir Dein Wort, und haben ein liebes Haus, das wir Deinem Namen aufgerichtet haben. Erbarme Dich unser und höre uns. Dieser Tag ist Dein heiliger Tag, das wissen wir, und wir haben uns hier versammelt, Dich zu preisen. Blick auf uns herab und erbarme Dich unser. — Ihr müßt nicht stehlen. Wenn ihr etwas kauft, so möget ihr es nehmen; aber wenn ihr stehlet, so wird Gott, wenn ihr sterbet, zu euch sagen: Das ist der Weg zum großen Feuer; gehet hinein. Gott stiehlt niemals; ihr müßt auch nicht stehlen. Wenn euer Herz gut ist, so werdet ihr hinaufziehen, wenn ihr sterbet; ja wenn Gott euch liebt, so werdet ihr niemals sterben, sondern ewiglich leben. Was ich euch sage, ist ein wahres und liebes Wort; ihr müßt es hören und verstehen lernen. Dieß ist alles, was ich euch zu sagen habe. Meine Brüder, Kinder, Freunde, ihr habt es gehört; dieß ist alles".

Unter den Chikasaw's arbeitete seit 1821 die Cumberland- und die Methodistengesellschaft und seit 1827 trat die amerikanische Gesellschaft an ihre Stelle. Es wurden unter denselben die Stationen Monroe (1821), Tokshish, Martyn (1825) und Caney Creek (1826) aufgerichtet, welche bis zum Jahr 1834 sämmtlich erloschen. Auch unter den Chikasaw's, wie unter den Choktaw's, befanden sich Negersclaven, von denen ebenfalls eine Anzahl bekehrt wurden. Im Jahre 1829 bildeten die ordinirten Missionare unter den Choktaw's nebst denen unter den Chikasaw's ein Presbyterium, und die General-Versammlung errichtete die neue Synode von Misisippi, welche zu Mayhew ihre erste Sitzung hielt.

Während aber die Missionen unter den Choktaw's und Chikasaw's im besten Flor standen und über 400 Getaufte zählten, die jedoch meist erst in den Jahren 1828 und 1829 völlig bekehrt worden waren, erfolgten auch hier die Auswanderungsbeschlüsse der Vereinigten Staaten, unter welche die armen Choktaw's sich fügen mußten und versprachen, westlich vom Arkansasfluß sich niederzulassen. Aber große Bewegungen entstanden unter ihnen, und am meisten litten die Missionen darunter. Doch baten die Indianer die Missionare, sie zu den neuen Wohnsitzen zu begleiten, was auch theilweise geschah, als etwa zwei Drittheile des Volkes, 10—14,000 an der Zahl, auswanderten. Die bisherigen Stationen dauerten noch eine Zeit lang fort, bis sie sich endlich 1836 ganz auflösten, und alle hier gewonnenen Vortheile, auch die Gebäulichkeiten auf diese Weise für die Mission verloren gingen. Kaum aber hatten die Ausgewanderten das neue Land zwischen dem Arkansas und rothen Flusse (Red river) betreten, als sie vor Allem darauf bedacht waren, die Mission und die Schulen*) wieder in Gang gebracht zu sehen; und so groß auch die Schwierigkeiten bei der neuen Ansiedelung waren, indem zuerst dichte Urwälder gelichtet werden mußten, so wurde doch schon nach wenigen Wo-

*) Missions-Magazin 1834, IV. 616.

chen der Grund zu den beiden Missionsstationen Wheelock und Bethabara gelegt, an welche sich in der Folge noch mehrere anschlossen. Der Herr segnete die Bemühungen der Missionare, und bald gestaltete sich alles wieder zu einer schönen Ordnung. Ein Liederbuch in der Choktaw-Sprache wurde gedruckt und unter dem Volke verbreitet, auch andere nützliche Bücher angefertigt. Männer, wie der alte Tunupindschuffa,*) der, mit fünfzig Jahren 1827 bekehrt, einer der ersten unter den Auswanderern gewesen war und im Jahre 1834 als ein Aeltester der Kirche selig starb, Buschtopunne u. a. erfuhren die Kraft des Evangeliums an ihrem Herzen und erwiesen sie durch ihren Wandel. Als der alte Ischtanakahandscho, ein frommer und allgemein geachteter Choktaw-Greis tödtlich erkrankte, und sein Ende herannahen fühlte, sagte er zu den Umstehenden: „Obgleich ich sterbe, hoffe ich doch in eine gute Welt dort oben zu gehen. Ich habe gesucht, meinem Gott zu dienen, und Seinen Namen um Gnade anzurufen, in und durch Christus, der für mich gestorben ist. Meine Gedanken sind jetzt bei Ihm, während ich hier in der Krankheit liege. Wenn ich sterbe, trauert nicht und bekümmert euch nicht meinetwegen. Ihr möget weinen, wenn ihr meinen Leib in's Grab leget; aber lasset das genug sein. Denket an das Eure, und trauert nicht!" — Aschtaholi, eine Choktaw-Frau, die von ihrem gottlosen und trunksüchtigen Manne oft viel zu leiden hatte, auch noch in ihrer Krankheit, an der sie am 28. März 1834 verstarb, begrüßte den Missionar Williams, der sie besuchte, mit den Worten: „O mein Bruder, ich freue mich gar sehr, dich zu sehen. Du siehst mich hier in großen körperlichen Leiden, aber selig in meiner Seele. Weil Jesus mir hilft, so liege ich gern so da und denke an Ihn. Er allein ist das Ziel meines Verlangens. Ich erhebe mein Herz zu Ihm im Gebet." Und mit strahlender Freude im Gesicht hörte sie den Worten des Missionars zu, mit denen er ihre Betrachtung zu unterstützen und zum Throne der Gnade zu beten versuchte. Bei derselben versammelten sich einst einige christliche Freunde und beteten und priesen vor ihrem Krankenbette den Herrn, der sie so mächtig tröstete. Da rief sie aus: „O das ist süß! das ist gut! das macht mein Herz fröhlich!" Und eines ihrer letzten Worte, ehe sie die Besinnung verlor, war: „O daß Jesus mich erlösete! O, mein Jesus, erlöse mich!" Aehnliches könnten wir von Mehreren erzählen zum Beweise, wie das Evangelium nicht ohne gesegneten Erfolg diesen Indianern gepredigt ward. Bald wurden denn auch noch mehrere Stationen, Stockbridge, Pine Ridge, Norwalk, Good Water und Mount Pleasant, errichtet. Die Schulen hatten guten Fortgang und Predigtreisen wurden in weitem Umkreise unternommen. Große Stücke der heiligen Schrift und andere Bücher wurden in der Choktaw-Sprache gedruckt und unter dem Volke verbreitet. Im Jahre 1845 aber wurden im Ganzen 148 Erwachsene und Kinder getauft. — Die Methodisten, welche seit 1825 an der Mission Theil nahmen, zählten schon 1828, nachdem sie durch Lagerversammlungen (camp meeting's) alles in Bewegung gesetzt

*) Calwer Monatsblatt 1842, 149 ff.

hatten, 1000 Glieder. Die Baptisten gaben die von ihnen besetzte Station Providence am rothen Flusse 1845 wieder auf. —

Choktaw's und Chikasaw's bilden jetzt einen in vier Distrikte getheilten Staat, davon die letzteren einen ausmachen. Wenn aber irgendwo unter den Indianern, so feiert hier die Mission des American Board, neben welcher noch die Methodisten und Presbyterianer thätig sind, ihre Siege, weshalb wir auch über diesen Stamm etwas ausführlicher geworden sind. Wir finden da im Jahre 1848 acht blühende Gemeinden mit 769 Seelen, und so stark ist der Zudrang zu den Gemeinden, daß in einem Jahre 218 dazu gethan wurden, und so groß der christliche Eifer in den Gemeinden, daß sie bis dahin bereits 1332 Pfund für allerlei christliche Anstalten in der Heimath, so wie für die Ausbreitung des Evangeliums in andern Heidenländern hergesteuert haben. Die einheimische Regierung selbst öffnet ihre National-Kasse auf das Bereitwilligste für den Unterhalt mehrerer Schulen; ja die Choktaw's haben sogar einen besondern Fond errichtet, um daraus die Erziehung eines Theils ihrer Söhne in den Colleges der Vereinigten Staaten zu bestreiten.

Ein kürzlich bekehrter Choktaw schreibt voll freudigen Dankes über die große Umwandlung, die das Evangelium unter seinen Landsleuten hervorgebracht, unter anderm Folgendes an die Sekretaire der amerikanischen Gesellschaft: „Ich will Euch erzählen, wie das Wort Gottes zuerst behandelt wurde. Die Choktaw weißen Leuten wußten wohl, daß die Schulen eine sehr gute Sache wären, und sie schenkten ihr große Gunst. Als sie aber fanden, daß darin das Wort Gottes gelehrt würde, traten sie alle weit zurück, und auf ihrer Seite standen einige stolze, blinde Indianer. Diese alle stemmten sich und stießen nun hart dagegen. Als aber gar Einige dem Worte Gottes beifielen, da entbrannten die Uebrigen in Wuth und wollten die Predigt aufhalten und diese Männer in ihr Vaterland zurück senden; ja Einige gingen so weit, daß sie ein Kriegsgeschrei gegen das Wort Gottes und gegen die Christen erhoben, und ein Paar schickten sich schon zu Kriegstänzen an. Wie wüthete da Satan für eine Weile. Aber, um es kurz zu machen, — nun sind wir überzeugt, daß die heilige Bibel ein großes, gutes Buch ist. Es thut Niemandem Schaden. Wir danken Euch, daß Ihr es uns zugesendet. Ihr könntet uns nichts Besseres zugesendet haben".

So ist diesem Volke, dessen Untergang noch vor einem Menschenalter unvermeidlich schien, eine glänzende Aussicht in die Zukunft eröffnet. Mäßigkeit, Ordnung und Gesetzlichkeit, Ackerbau und Gewerbe sind im Zunehmen begriffen. „Im Jahr 1818" — heißt es in einem der letzten Berichte der großen amerikanischen Missionsgesellschaft — „waren sie im vollen Sinne des Wortes ein heidnisches und wildes Volk. Die schlimmsten Laster des Heidenthums herrschten unter ihnen. Vielweiberei und Kindermord, Gefechte und Kriege waren ein Theil, und nur ein Theil ihres traurigen Erbes. Dazu waren auf diesen schlechten ursprünglichen Stamm einige der ärgsten Laster der Civilisation eingepfropft. Das ganze Volk war dem Trunke ergeben. Als Missionar Kingsbury einmal fragte: Ist denn kein Nüchterner unter Euch? — so wurde ihm die Antwort gegeben, Einer sei da. Gehen wir aber in ihre jetzige Heimath, betrachten wir ihre Fluren, sehen wir in ihre Häuser hinein, so begegnen uns überall Wohlstand und Verbesserungen aller Art. Prüfen wir ihre Schulen, so finden wir die gewissen Beweise einer verstandesmäßigen Auffassung, die zugleich lebendig und umfassend ist. Besuchen wir ihre

Kirchen, so erfahren wir, daß der Herr in der That und Wahrheit in ihrer Mitte ist. Mit freudigem Erstaunen fragen wir: Ist dieß das Volk, welches, als unsre Missionarien vor 34 Jahren kamen, so unwissend und tief versunken war?" —

d) Die Mission unter den Osagen.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 211. 246 ff. 258 ff.; 1825, II. 238 ff. 258 ff.; 1828, IV. 607 ff. 625 ff.; 1834, IV. 617.

Weit schwieriger, als bei den bisher genannten Stämmen, erwies sich die Missionsarbeit an den Osagen. Diese wohnten früher am Osagefluß im Staate Missouri, wo sie in die Groß- und Klein-Osagen sich theilten; eine Abtheilung hatte auch eine Gegend am Neoscho beim Arkansas inne. Jetzt hat das gesammte Volk am Arkansas, nördlich von den Cherokesen, seine Wohnsitze gefunden. Es war ein rohes, heidnisches, armes Volk,*) welches, obschon in einem sehr fruchtbaren Lande lebend, doch meist von der Jagd und etwas Viehzucht sich ernährte, dem Betteln und Stehlen ergeben und mit den Nachbarstämmen, besonders den Cherokesen, fast fortwährend in Krieg verwickelt war. Die erste Niederlassung unter den Osage-Indianern ging von der vereinigten Presbyterianischen Missionsgesellschaft aus und wurde im Jahre 1820 unter dem südlichen Zweig dieses Stammes, der etwa 8—10,000 Seelen in sich faßte, mit Bewilligung der Häuptlinge zu Union am Arkansas, etwa 10 Stunden oberhalb der Mündung des Grand-River gegründet und zunächst von zwei Predigern mit ihren Gattinnen und Kindern nebst etwa 12 andern Colonisten-Gehülfen bezogen. Bei ihrer Ankunft waren die meisten Osagen auf der Jagd, von den Anwesenden aber wurden sie mit großer Freude empfangen. Am Christfest erhielten sie einen Besuch von dem Häuptling, und vernahmen mit Freuden aus seinem Munde die Worte: „Für mich ist dieser Morgen wonnevoll. Ich bin froh in der Seele, diesen Tag erlebt zu haben. Jetzt werden meine Kinder lesen lernen, und leben wie die Christen. Wir wünschen Eure Religion kennen zu lernen, sie ist besser als die Unsrige." Doch mußten sie im Februar 1821 schreiben: „Wir leben hier in einem Lande der Finsterniß, dem das Licht des Evangeliums noch nie geschienen hat, wo man den Herrn Jesum nicht kennt, und noch kein Tempel Gottes errichtet ist. Ueberall stößt man nur auf Unwissenheit, Aberglauben und Götzendienst."

Noch war aber die Missionsfamilie zu Union nicht angekommen, als auch die Osagen am Missouri die Regierung um Einführung christlicher Schulen in ihrem Lande ersuchten, welche sie durch ihre Anhänglichkeit an die Regierung noch mehr zu verdienen glaubten, als die kleinen Osagen; „denn", bemerkte der alte Chef, „unsere Hände sind weiß, und die Hände der Arkansas sind blutig." In Folge dessen sandte die Vereinigte Missions-Gesellschaft zuerst den Prediger Milledaler nach Washington, um dort mit den Osagen-Chefs die nothwendigen Verhandlungen einzuleiten, und nachdem daselbst ein feierlicher Vertrag unterzeichnet worden, reiste auch

*) Missions-Magazin 1828, IV. 626.

nach dem Missouri eine Missionsfamilie ab und kam am 6. August 1821 daselbst an, wo sie am Maredicinefluß, etwa 2 Stunden oberhalb seiner Vereinigung mit dem Osagefluß, die Niederlassung Harmony gründeten. Die Indianer bewilligten ihnen sogleich ein herrliches Stück Land zum Eigenthum, schienen aber nach Unterricht mehr um zeitlicher Vortheile willen zu verlangen. Besonders fragten sie angelegentlich, ob die Missionare sich darauf verstünden, Schießpulver zu machen, was ihnen unendlich wichtiger zu sein schien, als die Religion.

Die Missionare zu Union richteten zwar Häuser auf und bebauten das Land, fingen auch eine kleine Schule an, hatten aber wegen der beständigen blutigen Händel zwischen den Osagen und Cherokesen mannigfaltige Noth und Gefahr. Nicht bloß die Cherokesen, sondern selbst viele Osagen stellten ihnen sogar nach dem Leben; doch kamen sie glücklich davon. In den benachbarten Indianerdörfern mußten sie oft die blutigen Gliedmaßen der ermordeten Feinde herumtragen sehen, und an Lebensmitteln hatten sie nicht selten Mangel. Dazu kam, daß ringsumher immer mehr weiße Auswanderer sich niederließen, um das herrenlose Land in Besitz zu nehmen, leider aber in der Regel weder das Wort Gottes, noch den Sonntag, noch den Sinn für's Ewige mitbrachten und so gut wie die Indianer der Missions-Hülfe bedurften. Doch wurden den Missionaren dann und wann einzelne Indianerkinder für die Schule zugeführt, so daß sie im Sommer 1823 deren 13 um sich versammelt hatten, ungerechnet ein ganz kleines, das von seiner Mutter ausgesetzt und von ihnen gefunden und aufgenommen worden war. Die Kinder fingen endlich an, am Arbeiten und Lernen Freude zu finden, und auch unter den Alten sah man bei Einzelnen die Abneigung gegen die Arbeit verschwinden. Dabei beschäftigten sich die Missionare fleißig mit Erlernung der schwierigen und an Wörtern für die Bezeichnung religiöser Begriffe ungemein armen Osagen-Sprache und legten eine Wörtersammlung und eine kleine Grammatik an. Im Jahre 1823 konnten sie schreiben: „Oft lachen unsere Indianer über die neuen Dinge, die sie hören; gemeiniglich aber fragen sie mit der größten Angelegenheit nach unserm Gott. Sie sagen, wir wissen mehr hiervon, als sie, und solche Rede hätten sie nie zuvor gehört. Sie wollen das Wort fest halten und immer darauf merken, denn wir werden ihnen immer die Wahrheit sagen. Unsere Aussichten werden immer erfreulicher."

In Harmony hatte die Missionsfamilie anfangs viel vom Fieber zu leiden, und drei Glieder derselben wurden sogar durch den Tod dahingerafft, doch begannen sie im Frühling 1822 sich sämmtlich wieder zu erholen, und nachdem sie den Aufbau eines Schulhauses und anderer Gebäulichkeiten, sowie die Anpflanzung von 40 Morgen Ackerlandes unter dem Beistand des Herrn glücklich zu Stande gebracht, hatten sie eines wachsenden Zutrauens unter den Indianern sich zu erfreuen. Die Anzahl der Schüler, welche fleißig und aufmerksam waren, mehrte sich; die Alten ließen gern im Evangelium und im Ackerbau sich unterrichten, und die Aussichten dieser Mission waren sehr ermunternd. Da wußten die Pelzhändler, denen der Congreß freien Verkehr mit den Osagen gestattete, die Häuptlinge derselben zu bereden, 25 Stunden weit von der Missions-Station hinwegzuziehen. Dadurch wurden viele Kinder der Schule ent-

zogen und das Werk in Harmony nicht wenig gestört; doch wandten sich die Missionare mit um so größerem Eifer der Erlernung der Sprache zu.

Von Union aus wurde im December 1823 eine neue, nur 2 Stunden entfernte Niederlassung, Hopefield, angelegt, zunächst mit der Absicht, die umherstreifenden Osagen, 5000 an der Zahl, die Segnungen des Ackerbaus zu lehren, und schon im folgenden Frühjahre siedelten sich 11 heidnischen Familien daselbst an; im J. 1826 aber wurde sie von einer Streifparthei Delawaren überfallen und mehrere Einwohner grausam ermordet; doch wurde der Ort gerettet. In demselben Jahre besaßen die Missionare zu Union 140 Morgen angebautes Land, und die Schule wurde von 50 Kindern fleißig besucht. Kriegerische Unruhen traten auch hier oft recht störend ein.

Von Harmony aus wurde gleichfalls in einer Entfernung von etwa 24 Stunden eine neue Niederlassung Neoscho an dem Flusse gleiches Namens gegründet, doch war unter dem umherstreifenden wilden und kriegslustigen Volke wenig auszurichten. In Harmony selbst, wo die Missionare gleichfalls mit mannigfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wurde 1825 die Schule von 40 Osagen-Jünglingen besucht, die sich in den Kriegsunruhen eine Zeit lang zerstreuten, später aber bis auf 35 wieder sammelten. Viele derselben lasen das Wort Gottes mit Verständniß, ohne daß es jedoch zu einem kräftigen Durchbruch des göttlichen Sinnes unter ihnen gekommen wäre.

So waren allmälig 4 Stationen, Union, Harmony, Hopefield und Boudinott, (Neoscho), unter den Osagen gegründet, aber wenn auch hie und da kleinere Osagenhäuflein zur Predigt des Evangeliums sich sammelten, und die Missionare von Zeit zu Zeit in den kleinen Indianerdörfern umherzogen, so lebte doch bei weitem der größere Theil des Stammes noch in roher Wildheit dahin, ohne von den dargebotenen Erleuchtungsmitteln des Christenthums Gebrauch zu machen. Eine blühende Schule zu Union mußte zu Anfang der dreißiger Jahre aufgegeben werden, weil die Eltern um den Unterricht ihrer Kinder sich nicht kümmern wollten, und nur die Schule zu Harmony dauerte mit gesegnetem Erfolge noch fort. Zwölf Jahre hatten die Missionare scheinbar umsonst unter diesem Volke von etwa 18000 Seelen gearbeitet, bis dahin aber mit großer Mühe sich soweit in den Besitz der Sprache gesetzt, daß ein Uebersetzungsversuch von einigen Evangelien gemacht und einige kleine Schulbücher in derselben angefertigt werden konnten. Doch wollte die Missionsgesellschaft auch dieses Volk nicht seinem gänzlichen Untergange überlassen, aber durch die neuen Auswanderungen wurden ihre guten Absichten zerstört.

Schon seit der Ankunft der Missionare im Osagenlande kamen dessen Häuptlinge durch gewisse zwingende Anträge von Regierungs-Agenten der vereinigten Staaten in großes Gedränge und schon ums Jahr 1827 wurde in einer ihrer Rathsversammlungen die Forderung an sie gebracht, das Land am Grand River zu verlassen und sämmtlich an den Neoscho-Fluß sich zurückzuziehen. Damals gab der Häuptling Klamore, ein Freund der Mission, dem Agenten im Namen der Häuptlinge zur Antwort:

„Mein Vater, ich habe mit meinem Volke gesprochen, das in dieser Angelegenheit auf meiner Seite steht. Gott sieht auf uns herab. Ich spreche zu euch an einem schönen Tage. Meine Brüder, meine Freunde, meine Kinder, sie stehen alle um mich her. Wir haben nur ein Wort zu sagen. Mein Volk ist weithin verbreitet, und du siehst sie nicht alle. Dort (auf das Dorf hindeutend), dort ist meine Stadt. Um eine Stadt zu machen, reiste ich durch's ganze Land, und ich fand einen guten Platz. Der Gouverneur Clark nahm mich mit sich nach Washington. Dort sah ich meinen großen Vater (den Präsidenten der Vereinigten Staaten). Er sagte zu mir: Wollt ihr eine Stadt bauen, so bauet sie an einen guten Strom. Ich habe es also gemacht, und meine Stadt gebaut. Ich habe meinem Vater Wort für Wort gefolgt, warum ändert er jetzt seine Gesinnung? Ich fürchte, er hat viele falsche Geschichten von Leuten gehört, die mir Unrecht thun und mein Land wegnehmen wollen. Mein Vater! viele rothe Häute (Indianer) reden Lügen. Merket dieß. Ich bin der einzige unter den rothen Häuten, der meinem Vater gehorcht hat. Man hat mir immer versprochen, mich glücklich zu machen. Ich habe es noch nicht gesehen bis auf diese Stunde. Mein Volk ist nicht glücklich; wir müssen hart jagen und hoch bezahlen für unser kleines Eigenthum. Ich wünsche, du möchtest ein Herz haben für unser Wohl. Ich fühle schlecht, ich darf nicht sagen, was ich fühle. Ihr nehmt da ein Stück Landes, und dort ein Stück Landes. Nein, das versteh ich nicht!"

Dennoch wurden die Osagen im J. 1836 sämmtlich zur Auswanderung genöthigt und bekamen ihre Wohnsitze am Arkansas nördlich von den Cherokesen. Die Missionare folgten ihnen dahin nicht, und so sehr auch die Vereinigten Staaten seitdem sich Mühe gegeben, diesen Stamm mit Ackerbaugeräthschaften und Zuchtthieren, Mühlen und Schmieden zu versehen, wollen die Osagen sich doch nicht zu einem geordneten Leben ansiedeln, und ziehen ihr altes Wander- und Räuberleben Allem vor.

e) Die Mission unter den Pawnee's (Pahni's), Schawnee's, Jowa's, Sack's, Otoe's und Omahau's.

cf. Missions-Magazin 1825, II. 223 ff. 218. 221.

Im Norden der Osagen, bis zum Platefluß und darüber hinaus wohnen die Stämme der Schawnee's, der Kansas, der Otoe's, der Omahau's, der Peoria's, der Wea's, der Potowatami's und der Pawnee's. Die Pawnee's, etwa 8000 Seelen, wohnten früher am Osagefluß, sind aber von Einwanderern an den Platefluß bis an den Missouri heraufgedrängt worden. Sie theilen sich in drei Aeste, die Grand-Pawnee's oder eigentlichen Pawnee's, am obern Missouri, und die südlicher gelagerten Pawnee-Loups und Pawnee-Republikaner. Ein gewisser Wohlstand ist unter ihnen nicht selten, und oft besitzt eine Familie bei 2--300 Pferde und Maulthiere, die sie meist bei ihren häufigen Einfällen in das spanische Gebiet stehlen. Sie sind sehr abergläubisch, und erst um 1820 wurde durch einen Pelzhändler das Opfern der Kriegsgefangenen unter ihnen abgeschafft. Als Anfangs 1822 eine Anzahl von Häuptlingen und Kriegern verschiedener Indianerstämme vom Missouri und dessen Seitenströmen nach New-York gekommen war, um die Angelegenheiten ihrer Stämme mit der Regierung zu berichtigen, wurde ihnen auch im Auftrag der vereinigten Missionsgesellschaft das Vorhaben derselben mitgetheilt, christliche Lehrer unter ihre Stämme zu senden, und von den Häuptlingen der Pawnee's, Kansas und

Omahau's mit Freuden begrüßt. Darauf schickte die Gesellschaft im Frühling desselben Jahres den Prediger Sal. Giddings nach dem Missouri ab, um unter diesen Stämmen an Ort und Stelle Erkundigungen einzuziehen. Die Häuptlinge der Omahau's, mit denen er zuerst unterhandelte, waren anfangs etwas schwierig, erkannten in ihrer durch Big Elk (fettes Elennthier) gegebenen Antwort zwar die Ueberlegenheit und guten Absichten der Weißen und ihre eigene Armseligkeit an, hatten aber doch allerlei Besorgnisse und schlossen mit den Worten: „Mein guter Vater! habt Mitleiden mit uns, und laßt mich nur noch ein paar Jahre dem Büffelochsen nachlaufen. Bin ich einmal alt oder todt, so werden meine Kinder es wohl brauchen, daß ihr sie unterrichtet. Wenn wir kein Thier mehr im Walde haben, dann müßt ihr kommen und uns Indianer unterrichten." Schließlich aber, nachdem ihre Besorgnisse widerlegt waren, erklärten sie ihre Bereitwilligkeit, eine Missionsfamilie bei sich aufzunehmen und ihre Kinder zur Schule zu senden. Die Pawnee-Loups erklärten mit Freuden ein Gleiches, der Chef der Pawnee-Republikaner hatte endlich auch nichts dagegen, einen Versuch zu machen, die Grand-Pawnee's aber erklärten nach langer Berathung durch ihren obersten Häuptling Folgendes: „Bruder! Wir danken unsern weißen Brüdern für ihre Freundlichkeit. Wir glauben, der große Vater des Lebens hat die weißen Menschen neben sich gesetzt, und die rothen unter ihnen. Die weißen Menschen sind groß und verständig, denn der Vater des Lichts hat sie also gemacht. Er will es haben, daß die weißen Menschen weiß, und die rothen roth sein sollen. Der weiße Mann hat eine Medizin, der rothe Mann hat eine andere. Wir glauben, der Vater des Lebens hat die Absicht, der weiße Mann soll verständig sein und lesen und schreiben und Flinten und Pflüge und Messer machen. Er will aber auch haben, der rothe Mann soll nichts wissen und seinen Büffelochsen nachlaufen. Er hat uns in einigen Dingen gleich gemacht, aber wir sind arm und elend, wenn wir uns mit den weißen Leuten vergleichen. Warum sollten wir die Medizin wegwerfen, die der Vater des Lebens uns gegeben hat, und dafür die Medizin der weißen Leute nehmen? Dann, fürchte ich, würde er zürnen, und uns die Pestilenz dafür zusenden. — Bruder! Ich will euch nun meine eigene Meinung sagen. Mich dünkt, es würde gar gut sein, wenn unsere Kinder lesen und schreiben und den Boden bearbeiten und Kleider machen lernten, wenn es nicht Medizin wäre. Nach allem, was ich von den Amerikanern in den Staaten gesehen habe, werde ich immer Hochachtung und Liebe für sie haben. Ich liebe zwei Wege, den einen von dem Handelshaus zu unserem Dorfe, in das die Amerikaner uns ihre Güter bringen, den andern von unserm Dorf in den Wald zu den Büffelochsen und wilden Pferden." — Erst später trat unter den Pawnee's eine Mission der amerikanischen Gesellschaft in's Leben, nachdem einige Sendboten derselben, welche zu einer Expedition nach dem Indianergebiet jenseits des Felsengebirges beordert waren, die jährliche Karavane dorthin verfehlt hatten, und bei den Grand-Pawnee's und Pawnee-Loups zurückgeblieben waren. Ein Schulbuch in der Pawnee-Sprache wurde 1836 gedruckt, und später auch Theile der heiligen

Schrift übersetzt; die Regierung der Vereinigten Staaten aber sorgte dafür, daß Lehrer, Landbauer und Handwerker sich unter diesem Stamme niederließen. Gegen 300 Pawnees, unter ihnen die mächtigsten Häuptlinge, haben sich am Missionsplatz angesiedelt, was zu guten Hoffnungen berechtigt, wenn erst vor den beständigen Einfällen ihrer unruhigen Nachbarn in Nordwesten*) nichts mehr zu fürchten sein wird. — Unter den Omahau's, wo auch die Presbyterianer**) thätig sind, und Otoe's arbeiten Baptistenmissionare zu Bellevue und Methodistenmissionare, haben aber mit der Unmäßigkeit der Leute und ihren fortwährenden Händeln viel zu kämpfen. Unter den die Jowasprache redenden Otoe's wirken gleichfalls die Presbyterianer, welche auch unter den sehr entarteten Jowa's und Sack's am Missouri Stationen angelegt haben. Schon sind mehrere Bücher in der Jowasprache gedruckt und das neue Testament übersetzt. — Unter den Schawnee's endlich oder Schawanee's, den Kansas und einigen benachbarten Stämmen, unter denen auch Methodisten arbeiten, haben die Baptisten unter dem Namen der Schawanee-Mission die vier Stationen: Schawanee, Stockbridge (Putawatamie), Ittawa und Delaware, wo auch eine Presse errichtet, und bereits über 100 Indianer getauft sind. — Am Kansasfluß hat endlich die Brüdergemeinde seit 1839 die Station Westfield, deren Einwohner meist von Neu-Fairfield in Ober-Kanada (s. d.) hiehergezogen sind.

f) Die Mission unter den Sioux und den Chippewa's (Tschippewäs).

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 619.

Die Sioux oder Dakota's, wie sie sich selbst nennen, auch unter dem Namen Nadowessier bekannt, deren Vorfahren nach ihren eigenen Traditionen von Norden herabkamen und nicht nur am Missouri und über das ganze Arkansasgebiet, sondern auch noch weiter im Süden sich ausbreiteten, finden wir weiterhin meist am mittleren Missouri im jetzigen Gebiet Jowa und vom obern Missisippi bis an den Winipegsee hin in einer Anzahl von gegen 8000 Seelen. Unter ihnen legte die amerikanische Gesellschaft im Jahre 1835 jenseits des obern Missisippi die Stationen Lac qui parle und Fort Snelling an, in welchen um 1840 bereits Gotteshäuser standen und Gewerbe und Feldbau vorwärts kamen. Die Weiber ließen sich gern zum Spinnen und Weben anleiten, und die Männer fanden Handarbeiten weniger entehrend und lächerlich, als dieß bei andern Wilden der Fall ist. Zwei neue Stationen, Traverse des Sioux und St. Peters wurden 1845 errichtet; außer einigen Elementarbüchern wurden mehrere Bücher des neuen Testamentes und ein Theil der Psalmen in die Landessprache übersetzt. Schon vor der Gründung dieser neuen Stationen hatten Missionare der Lausanner Gesellschaft auf der Station Red Wing sich niedergelassen, von denen sich einer durch seine ärztliche Hülfe während einer verhee-

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, 183.
**) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1850, 47.

renden Krankheit bei den Sioux sehr beliebt machte. Doch verboten dieselben ihren Stammesgenossen die Theilnahme am Unterricht, um auf diese Weise von der Regierung eine Beihülfe für eine Schule zu erpressen und hinterher die Unterweisung der Missionare umsonst zu benutzen. 1848 zählte die Mission erst 36 Getaufte.*)

Die Chippewa's oder Ojibwas (Odschibwä's), bittere Feinde der Sioux, ziehen sich am Obernsee bis nach Kanada hinein. Unter ihnen gründete 1830 die amerikanische Gesellschaft die erste Niederlassung La Pointe, auf einer Insel im südwestlichen Theile des Obernsees, wo mehrere Hundert Indianer sich angesiedelt hatten und überdieß ein bedeutender Verkehr mit der Nachbarschaft getrieben ward. Von hier aus 80 Stunden weiter nach Südwesten hin wurde eine zweite Stelle, der gelbe See genannt, von den Missionaren besetzt, von wo aus sie meist zu Wasser ohne Schwierigkeit nach St. Peter am Missisippistrome gelangen können. Etwa 400 Indianer sind in dieser Angelegenheit für ihren Unterricht erreichbar. Eine dritte Stelle ist Sandy Lake nahe am Missisippi, wo gleichfalls 300 Indianer wohnen, und von wo aus sie in einer wohlbevölkerten Gegend an den Quellen dieses Stromes leicht zu Wasser nach allen Richtungen sich bewegen können. Doch waren die drei zuletzt genannten Orte nicht sowohl feste Stationen, als zeitweilige Besuchsorte der Missionare, wo sie auf ihren wiederholten Reisen bleibende Eindrücke zurückzulassen Gelegenheit hatten. Ebenso am Lech Lake (See), da wo der Rabenfluß in den Missisippi einmündet, und wo sie unter einem Stamme der Chippewa's, der anfangs das Evangelium feindselig zurückwies, 1833 Eingang fanden. Feste Stationen waren noch Fond du Lac, 1839 wieder aufgegeben, und Pokeguma. Im Jahre 1833 ward die Chippewa-Sprache zur Schriftsprache erhoben, und später verfaßte D. James eine Uebersetzung des neuen Testamentes und ließ sie unter seiner Aufsicht drucken. Ein von einem eingebornen Methodistenprediger Peter Jones angefertigtes Liederbuch erschien 1836 zu Boston.

Dieser Peter Jones war ein bekehrter Häuptling der Chippewa's in Oberkanada, und hieß eigentlich Kahkewahquonaby. Er war etliche Mal in London zum Besuch der großen Missions-Jahresfeste, und bei einer solchen Gelegenheit sprach er einmal: „Laßt euch sagen, Brüder und Schwestern: Wir waren in einem elenden Zustande, ehe wir Jesum Christum fanden. Wir streiften umher von Ort zu Ort. Wir hatten kein Dorf, kein gutes Haus, keine Schafe, keine Ochsen, nichts von diesen guten Dingen. Aber als wir Jesum Christum erlangten, da begannen wir, diese guten Dinge zu begehren, und sobald der Herr unsere Seelen besuchte, bekamen wir Gesellschaften, wir bauten Blockhäuser, wir machten Dörfer, wir hatten Schafe und Ochsen, wir genossen das Leben. Und laßt euch sagen, christliche Freunde, wenn ihr den armen Indianern wohlthun wollt, müßt ihr ihnen Religion bringen. Einige versuchten, sie zu bekehren, indem sie sie zu Bauern machten und ihnen Ochsen und Pflüge gaben, aber ohne die Religion Christi; das ist niemals gelungen unter den Indianern. Aber wenn ihre Herzen erfahren, daß sie Sünder sind, und wenn sie finden, daß Jesus Christus für Indianer gestorben ist wie für weiße Männer, dann könnt ihr sie civilisiren. Von diesem wollen sie nichts wissen, sondern wie der Hirsch in den Wäldern wollen sie schweifen; sie müssen erst Christum haben, dann begehren sie dieß". — Als derselbe 1845 zum dritten Mal**)

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, 184.

**) Calwer Missionsblatt 1845 p. 73 ff.

in London war, konnte er sagen: „Vor etwa 28 Jahren wurde ich zur christlichen Religion bekehrt und habe seit mehr denn zwanzig Jahren als Missionar unter meinen Landsleuten gearbeitet. Es freut mich, euch sagen zu können, daß ich gesehen habe, wie Hunderte meiner eingeborenen Brüder zur Erkenntniß der Wahrheit in Jesu Christo gebracht wurden. — — Bevor Missionare zu uns kamen, waren wir Heiden. — Jetzt beten wir den Gott an, den ihr liebet, dem ihr dienet. — Der Gott der Christen macht unsre Herzen glücklich, und wir preisen den großen Geist, daß wir zur Erkenntniß des Einen wahren Gottes gebracht worden sind. Unsere Indianer waren in ihrem früheren Zustand in der That recht arme, tief versunkene Leute, sehr verfinstert in ihren Seelen. Wir wußten kaum irgend etwas; jetzt aber fangen wir an, unsere Augen zu öffnen und die großen Segnungen zu erblicken, welche der große Geist uns zugetheilt hat".

So hatte sich unter den Chippewa's schon ein kleiner Kern christlicher Indianer gebildet, und die Lust sich anzusiedeln und den Acker zu bauen ward immer allgemeiner. Auch zu Pokeguma war bereits ein erfreulicher Anfang gemacht; schon hatten sich mehrere freundliche Wohnungen erhoben, schon ruhte das Auge mit Wohlgefallen auf gut bestellten und nett eingehegten Feldern, — da fielen im Sommer 1841 die wilden Sioux ein, und die Chippewa's suchten ihr Heil in der Flucht. Drei Jahre lang wagten sie nicht, dahin zurückzukehren; die Häuser zerfielen, die Felder wurden vom Unkraut überwuchert, und als endlich der Friede und mit dem Frieden die Hoffnung der Missionare zurückkehrte, da fand es sich, daß Einige zu andern Stämmen sich geschlagen, Andere aber den Muth verloren hatten, und noch Andere von des weißen Mannes Branntwein sittlich vergiftet worden, — denn die Welle der weißen Bevölkerung wälzt sich mit alle dem Unrath, den sie mit sich zu führen pflegt, von den benachbarten Grenzen näher und näher, — und die vorher so hoffnungsvolle Station mußte gar aufgegeben werden.

Die Baptisten errichteten unter den Chippewa's und benachbarten Stämmen 1838 die Station Sault de Marie mit den Außenstationen Tikuamina und Michipicoton; die Presbyterianermission, welche zugleich die Ottowa's im Auge hat, zählte 1846 hier 16 eingeborene Kirchenglieder.

g) Die Mission unter den Ottowa's.

cf. Baseler Missions-Magazin 1828, IV. 611, 1834, IV. 620.

Unter den Ottowa's und einigen angrenzenden Stämmen begründeten die Presbyterianer die im Jahre 1827 an die amerikanische Gesellschaft übergegangene, später aber aufgegebene Mackinaw- und Maumee-Mission. In der Straße zwischen dem Huron- und dem Michigan-See, nahe bei dem 46.° nördlicher Breite, etwa 80 Stunden von der Greenbay, liegt die Insel Mitschilli-Mackinac, gewöhnlich Mackinaw, (Schildkröte) genannt, die gegen 3 Stunden im Umfang hat, und deren steiles Felsenufer in allmäliger Wölbung, wie der Rücken einer Schildkröte, bis zur Höhe von 300 Fuß sich erhebt, während ihr östliches Ende den Schwanz einer Schildkröte darstellt. Hier war der große Marktplatz des Pelzhandels, von den Indianerstämmen der nordwestlichen Wildniß so fleißig besucht, daß oft 1500—2000 derselben auf den Ufern der Insel kampirten, und dem Boten Christi Gelegenheit gaben, nach allen

Richtungen der nördlichen Indianerwelt thätig zu sein. Darum ließ Ende 1823 Missionar Ferry auf dieser Insel sich nieder, kaufte ein Stück Landes an, um die Indianer in Feld- und Gartenbau zu fördern, und richtete Schulen und Werkstätten ein, um in den letzteren die Knaben auch zu allerlei Handwerk anzuleiten. Sein Plan und Eifer fand bei den Kaufleuten Billigung und Unterstützung, und seine Arbeit ward unter Gottes Beistand so reichlich gesegnet, daß viele Indianer von nah und fern ihre Kinder in das Missionshaus brachten, deren Zahl bis auf 180 stieg, und deren Fortschritte zu guten Hoffnungen erweckten. Nach längerem segensreichen Wirken fand diese Mission 1837 ihr Ende.

Eine andere Mission blos unter den Ottowa's gründete die presbyterianische Gesellschaft in Maumee (Moumi), an dem Flusse gleiches Namens im nordwestlichen Ohio. Missionar van Tassel fing 1826 mit einer Schule an, welche bald 32 Indianerkinder in sich faßte, und ein frommer Indianerjüngling, Louis King, unterstützte ihn treulich bei diesem Geschäft. Die umherwohnenden Ottowa's waren indeß sehr träge und trunksüchtig; doch dauerte die Schule mit etwa 30 bis 40 Schülern fort, und ein kleines christliches Gemeinlein von etwa 25 Gliedern, unter denen einige Neger, war gebildet. Da verkauften ums Jahr 1833 die Ottowa's, deren ehemals mächtiger Stamm nur noch 700 Köpfe zählte, den einzigen ihnen noch übrig gebliebenen Landstrich, und wurden so, da sie sich beharrlich weigerten, auf die Westseite des Missisippi zu ziehen, auch, bis auf 12 Familien, das Anerbieten van Tassel's, auf dem der Mission gehörigen Lande sich anzubauen, zurückwiesen, völlig heimathslos. In Folge dessen ging auch die Maumeemission zu Ende.

Unter den Ottowa's in Michigan gründeten die Baptisten die Station Richland.

h) Die fränkische (deutsch-lutherische) Mission in Michigan.

cf. Evangelisches lutherisches Missionsblatt 1856, p. 50 ff., 1849, 21. 129. 148. 337; 1851, 35 ff., 50 ff., p. 209 ff.; 1852, 88 ff., 107 ff., 225 ff.; 1853, 174 ff., 313 ff.; 1854, 148 ff., 168 ff.; 1855, p. 21 ff., 129 ff., 145 ff.; 1857, p. 29 ff., 255 ff.

Im Norden Michigan's ließ sich im Jahre 1845 eine deutsche Missionscolonie aus Franken nieder, um der dortigen von der lutherischen Synode von Michigan geleiteten Missionsthätigkeit, für welche auch das Seminar zu Ann Arbour gegründet ist, einen Mittelpunkt zu verschaffen, und stiftete den Ort Frankenmuth,*) dessen Seelsorger, P. Crämer, nach wenigen Jahren berichten konnte: „Im Ganzen ist der Stand der Gemeinde gut, besonders hier. Grüne Fluren, ja weiße Erntefelder dehnen sich immer weiter aus. — Die Leute gewöhnen sich immer mehr an das Klima, — bald werden die ersten magern Jahre überstanden sein. Manchmal wandelt einen wohl Trübsinn an, besonders wenn man oft wenig Frucht des theuern Gottesworts wahrnehmen muß, vorzüglich wenn so viel Lieblosigkeit, Eigennutz, Kleinmuth 2c. zum Vor-

*) Steger, die protestantische Mission III., 2, 123 f.

schein kommt, — doch dann bescheidet man sich, daß die Kirche ein Glaubensartikel ist, und glaubt, was man nicht sieht, zumal da doch so viele aufrichtige Seelen darunter sind." Pastor A. Crämer von Frankenmuth war auch der erste Friedensbote, der die Indianer am Pine River aufsuchte, durch einen Dolmetscher mit ihnen redete und eine Art von Freundschaftsbund mit ihnen schloß. Die Heiden gewannen auch bald einiges Zutrauen und brachten ihm ihre Kinder bis nach Frankenmuth, 64 Meilen weit, zur Schule. Darüber wurden freilich die benachbarten Methodisten voller Neid, und die deutsch-lutherische Mission hatte von da an fortwährend mit ihren Machinationen zu kämpfen, um so mehr, da der Häuptling Bemassike und der Kern seiner Horde mit dem Treiben dieser Leute durchaus nicht zufrieden war, und sich darum wiederholt an Pastor Crämer um Rath und Hülfe wandte. Da dieser aber in seiner Gemeinde genug zu thun hatte, und nicht oft auf eine ganze Woche abkommen konnte, was doch jede Reise zu den Indianern am Pine River erforderte, so wandte er sich durch Pastor Löhe in Franken an die evangelisch-lutherische Missionsanstalt zu Dresden um einen Gehülfen. Diese sandte im Jahre 1847 ihren zwar für Ostindien bereits abgeordneten, aber durch Krankheit von der Abreise zurück gehaltenen Zögling Baierlein dem Pastor Crämer zur Hülfe. Dieser besuchte nun öfters die Indianer an ihren Orten, und besonders auch am Pine River.*) Auch der Häuptling von dort machte Besuche zu Frankenmuth, und klagte immer mehr über die Methodisten, die sich trotz seines Verbotes dort niederlassen wollten und seine Leute zu verführen drohten. Im Juli 1847 besuchte der Häuptling Bemassike wieder Frankenmuth, und klagte mehr als je über die Methodisten. Auf ihr wiederholtes Andringen, wie auch Verläumden des Pastor Crämer habe er ihnen geantwortet: „Der deutsche Schwarzrock hat mich zuerst besucht; wir sind Freunde, und wollen es auch bleiben. Euch aber kann ich nicht leiden. Ihr heulet früh und spät, und hüpfet und klopfet mit Händen und Beinen, als ob ihr in den Himmel hineinspringen wolltet. Als mir vor Kurzem mein Sohn starb, habe ich auch lamentirt, denn er war mein Sohn. Aber ihr heulet ohne Ursache, bis euch Gott auch eine Ursache geben wird; dann werdet ihr mit Recht heulen." — Im Herbste desselben Jahres, als Missionar Baierlein den Häuptling besuchte, machte ihm dieser den Antrag, auf sein Dorf zu ziehen und sich seiner Kinder und seiner Leute anzunehmen. Der Missionar ging darauf ein, wollte aber zuvor die Meinung der ganzen Horde darüber hören, die indessen gerade auf der Jagd zerstreut war. Deshalb reiste Baierlein im Mai 1848 wieder an den Pine River und hielt daselbst am 2. Juni vor der Rindenhütte des Häuptlings die betreffende Versammlung. Nach einer Ansprache des Missionars über den Zweck seines Hierseins und einer ernsten Berathung stimmten alle Indianer für sein Kommen, der Häuptling aber trat auf ihn zu, schüttelte ihm gewaltig die Hand, und sprach dann vor seinem Volke:

„Es ist mir sehr lieb, daß dieser unser Freund unter uns wohnen will. Denn wenn ich meine Leute um mich her ansehe, wie arm und herabgekommen sie sind, so thut es mir im

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 322 ff.

Herzen wehe. Es sind zwar viele Feuer (der Weißen) um uns her, aber nicht immer ist ihre Wärme gut. Es kommen auch nicht selten Vögel unserer Farbe (indianische Methodistenprediger) hier an und bringen neue Dinge her, die nicht gut sind. Wenn ihr Alle diesen Weg einschlagen und so heulen und euch geberden solltet, als Manche von euch wirklich schon thun, so würde mir das sehr wehe thun. Hingegen würde ich mich sehr freuen, wenn ihr Alle in der Weise unterrichtet würdet, wie unser Freund hier euch zu unterrichten gesonnen ist, und wie ich ihre Gottesdienste an ihrem Orte (Frankenmuth), auch in Detroit und sonst gesehen habe. — Und ihr jungen Frauen solltet euch seinen Unterricht besonders zu Nutze machen; denn Manche von euch haben ihren Weg verfehlt und sind daneben getreten. — Und nun habe ich wenig mehr zu sagen. Ich bin ein alter Mann, und werde bald meinen Vätern folgen. Ich möchte diese Sache beendet wissen; ich möchte mein Volk auf einem guten Wege sehen, ehe ich sterbe; ich möchte, daß bald ein Schulhaus hergebaut würde. (Zum Missionar:) Sage uns doch, wie bald das geschehen wird? — Das ist's, was ich euch zu sagen hatte".

Darauf schüttelte er abermals dem Missionar sehr derb die Hand, und „lehnte sich wieder an den Busen seiner Mutter" d. i. er setzte sich wieder auf die Erde hin.

In Folge dessen brach Missionar Baierlein am 19. Juli 1848 von Frankenmuth auf, von 6 Franken begleitet, die zunächst ein Blockhaus zur Schule, Wohnung und Versammlungsort aufrichten sollten, und kam am 21. dess. M. am Pine River an, wo gerade große Hungersnoth herrschte. Dieß gab dem Missionar Anlaß, diese Stätte Bethanien, „Haus der Armuth" zu nennen. — Um diese Zeit berichtete Pastor Crämer von Frankenmuth: „Die Mission anlangend, habe ich am zweiten Pfingsttage das 19. Kind in unserer Kirche getauft. — Die meisten unserer Indianerkinder besuchen nun auch die deutsche Schule, singen die deutschen Lieder mit und fangen an im Katechismus zu lesen. Daneben geht die englische Schule fort, und den Religionsunterricht ertheile ich ihnen, da der Katechismus übersetzt ist, ausschließend indianisch, wiewohl sie in der Kirche fast schon alles deutsch mitbeten können. Die Knaben werden hin und wieder spielend angehalten, auf dem Missionslande und im Garten mitzuarbeiten, die Mädchen verwenden ihre freie Zeit auf häusliche Beschäftigung. Welschkorn, Kartoffeln, Kürbise, Melonen der Indianer auf dem Missionslande stehen im besten Wachsthum, und schon haben sie ein neues Stück zu klären angefangen. Trotz der schändlichsten Machinationen der Methodisten wächst das Zutrauen der Indianer zu uns sichtlich, und wenn sie einen Rath oder Hülfe bedürfen, so kommen sie zu uns, wie sich denn ein Häuptling so dringend um ein Stück Land für sich und seine Bande an uns gewendet hat, daß wir ein Stück für ihn gekauft haben, einstweilen bis zur Abbezahlung auf meinen Namen. Doch wichtiger als dies alles verspricht die Einladung zu werden, die Bemassike an Baierlein ergehen ließ, ganz zu ihm auf sein Indianerfeld zu ziehen und ihn und seine Bande zu unterrichten. Eben sind 6 Mann dort mit dem Bau eines Hauses beschäftigt, und während ich dies schreibe, ist auch die zarte Frau Baierlein auf einem Canoe dahin abgegangen."

Ende August begann die Schule zu Bethanien mit 8 Kindern, die sich bald auf 19 vermehrten. Auch die Alten stellten sich des Sonntags

zur Anhörung des Evangeliums ein, und das anfängliche wilde Wesen dieser Versammlungen machte bald einer bessern Zucht und Ordnung Platz. Im Winter zerstreuten sich die meisten Indianer wieder, ließen jedoch ihre Kinder zur Schule zurück, wo dieselben neben Lesen und Schreiben mit Freuden biblische Geschichte lernten. Das erste Christfest zu Bethanien wurde nach guter deutscher Sitte auch mit einem Christbaum und einer Weihnachtsbescherung gefeiert. Am 18. Januar 1849 konnten durch den hiezu eingeladenen Pastor Crämer bereits 10 Erstlinge unter den Indianerkindern, 5 Knaben und 1 Mädchen nebst 4 kleinen Kindlein, getauft werden, und trotz der feindseligen Bemühungen der Methodisten wurden vor dem Jahresschluß noch drei Seelen, unter ihnen als erste erwachsene Person die Tochter des Häuptlings, durch die heilige Taufe in die Kirche aufgenommen. Im Laufe des Jahres 1849 wurde Bethanien von dem Collegio der evangelisch-lutherischen Mission zu Leipzig an die deutsch-lutherische Synode von Missouri, Ohio &c. übergeben, in dem innern Gange derselben aber nichts verändert. Auch sandte die Synode dem Missionar in Theod. Eißfeld einen Gehülfen für die mehr äußerlichen Arbeiten der Mission. — Das folgende Jahr 1850 war ein Jahr der Trübsal. Bemassike starb, ohne die ihm so oft dargebotene Gnade in Christo sich angeeignet zu haben; Branntweinhändler ließen in Bethanien sich nieder, erhielten die ganze Horde drei Wochen im Taumel, machten sogar den Dolmetscher der Mission zum Säufer und Händler und drohten selbst an der Person des Missionars, der ihnen natürlich am meisten im Wege war, sich zu vergreifen. Dieser selbst war durch die vielen beschwerlichen Reisen, auf denen er den vierten Theil seiner Zeit verbrachte, ganz krank und hinfällig geworden, und wandte sich daher an das lutherische Missions-Collegium zu Leipzig mit der dringenden Bitte um einen Gehülfen, der, falls er stürbe, sein Nachfolger würde. Doch hatte sich eine kleine treue Schaar um den Missionar versammelt, welche bei ihm aushielt, und 2 Frauen, 4 Jungfrauen, 1 Jüngling und 3 Kindlein, und kurz vor Jahresschluß noch eine an 100 Jahr alte, ganz erblindete Urgroßmutter konnten getauft werden. Im Jahre 1851 ging der Kampf mit Heidenthum und Methodismus fort; am Ende aber brach sich doch die Macht des Heidenthums. Ein Kirchlein ward gebaut, von dessen kleinem Thurm eine Glocke von 140 Pfund die zerstreuten Indianer zum Gottesdienste rief; Gaben von nah und fern deckten die Kosten, und Missionar Mießler, der im Oktober 1851 von Deutschland anlangte, brachte als Liebesgaben aus dem Vaterlande auch den nöthigen Kirchenschmuck und die heiligen Geräthe mit. Zum Weihnachtsfest ward die Kirche zum ersten Mal damit geschmückt, und so auch dieses Jahr, in welchem trotz alles Kampfes wieder 17 Seelen hatten getauft werden können, mit Freude und Lobpreisung beschlossen. Die Gemeinde zählte nun an 40 Seelen, ein geordneter Gottesdienst war eingeführt, und für Hebung des Kirchengesangs ward von Missionar Mießler durch wöchentliche Singestunden gesorgt. Baierlein arbeitete ein Lesebuch in der Sprache der Indianer aus, mit Buchstaben- und Lese-Lektionen, aus einer kurzen biblischen Geschichte Alten und Neuen Testaments bestehend, nebst einem

Anhang mit einigen Liedern und Gebeten. Das Büchlein wurde zu Detroit gedruckt und machte in Bethanien viele Freude, so daß selbst mehrere ältere Personen sich täglich einfanden, um noch lesen zu lernen. — Im Sommer 1852, als Baierlein gerade zu Detroit war, um den Druck dieses Buches zu leiten, machten die Methodisten wieder große Anstrengungen und hielten selbst Campmeetings zu Bethanien; doch richteten sie so viel wie nichts aus, und die Indianer gewannen immer mehr an Zutrauen zu den Missionaren und Liebe zu dem Worte Gottes, so daß bei den stets zahlreich besuchten Gottesdiensten selten ein Gemeindeglied fehlte; auch die Heiden blieben nicht aus, und am Jahresschluß war das Gemeinlein wieder um 21 Seelen gewachsen, unter ihnen eine englische Frau mit 4 Kindern, die seit einem Jahre zu Bethanien wohnte. Schon im ersten Monate des Jahres 1853 traten drei alte Heiden zum Christenthume über, die bisher wenig Hoffnung gegeben hatten, und einer von ihnen ward ein sehr entschiedener Christ. Auch die übrigen Heiden gaben Hoffnung. So waren denn im Jahre 1853, als an Missionar Baierlein der Ruf erging, sein bisheriges Arbeitsfeld zu verlassen und nach Ostindien, dem Land seiner ersten Bestimmung, zu gehen, 60 Seelen aus den Heiden gesammelt, die immer mehr Liebe zu dem Worte Gottes an den Tag legten und in Sitten und Wandel sich besserten. Auch die äußere Lebensweise hatte sich vortheilhaft verändert. Die Rindenhütten begannen zu weichen und ordentlichen Blockhäusern Platz zu machen, deren 9 bereits errichtet und 6 bewohnt waren. Am 6. und 7. April deff. J. hielt der Präses der Missionskommission der Synode, Pastor Sievers, eine Versammlung in Bethanien, um die Gemüther über das Scheiden ihres Hirten zu beruhigen und zu trösten, wobei außer den Weibern und Kindern nur ein getaufter Mann und ein dem Christenthume nahe stehender Heide zugegen war, da die übrigen Männer sich auf den Fischfang begeben hatten. Letzterer stand auf und sprach: „Ich gehöre nicht zur Gemeinde, aber meiner Kinder wegen will ich doch ein Wort reden. Es ist wohl so, daß wenn wir auch alle aufstehen, unsere Hände ausstrecken und ihn (den Missionar) festhalten wollten, so würde das doch nicht helfen; er ist gerufen und wird eben doch gehen. Aber wenn wir nur alsbald wieder einen Mann bekommen, der so lehrt und thut, wie dieser, so werden wir wohl bestehen können. Sonst möchte es uns wohl gehen, wie einem Haufen dürren Laubes, wenn der Wind darein bläset: wir möchten nach allen Seiten hin zerstreuet werden." — Im Jahre 1853 wurde am Weihnachtsfeste zum ersten Male das heilige Abendmahl zu Bethanien gefeiert, wo Mießler und sein Mitarbeiter Röder das von Baierlein begonnene Werk in Segen fortsetzte, aber auch manche traurige Erfahrungen machen mußte, woran, außer dem Branntwein, die Methodisten nicht geringe Schuld trugen. Röder nahm im November den Ruf einer deutschen Gemeinde in Canada an, wodurch Mießler sich um des Haushalts willen genöthigt sah zu heirathen. Neue Trauer brachte das Jahr 1854.

Schon im Jahre 1845 war von Ann Arbour aus unter den Indianern zu Sibiwaing am Huronsee durch die Missionare Auch,

Dumser und Sinke eine neue Station gegründet,*) die bald fröhlich gedieh.**) Von hier aus entstand eine zweite Indianergemeinde zu Schibajang, 7 Meilen von Sibiwaing. Der Mangel eines Dolmetschers zu Schibajang, wo Missionar Auch wirkte, sich aber mit Vorlesen des Neuen Testamentes in der Chippewa-Sprache begnügen mußte, veranlaßte 1854 nebst andern Umständen die Missionskommission zu dem Plan einer Verbindung der beiden Stationen Bethanien und Schibajang zu einer Gemeinde, und schon waren nach mehrfachen Verhandlungen mit den Indianern die zu Schibajang mit Freuden bereit, nach Bethanien überzusiedeln, als in den 6 bis 7 Wochen zwischen dem Entschluß und der Ausführung desselben ein gottloser Branntweinhändler aus Lower Saginaw die ganze Gemeinde zum gänzlichen Abfall brachte.***) Die Bemühungen des Missionars Auch sowohl, als die des von Bethanien herbeieilenden Missionar Mießler hatten nicht den geringsten Erfolg; auf die frechste Weise sagten die bethörten Indianer alle Gemeinschaft ihnen auf, und Auch begab sich betrübten Herzens nach Sibiwaing, Mießler nach Bethanien zurück. Im folgenden Jahre kam auch über diese Gemeinde die Versuchung zum Aufbruch, und unterm 5. November 1856 schreibt Missionar Mießler: „Wir wissen nicht, was die Zukunft für uns bringt und ob wir die Unsern hier erhalten werden. Unsere Freude über ihr Bleiben in Bethanien, während fast alle andern Indianerdörfer Michigan's verlassen sind, ist eine Freude mit Zittern.“ Denn Gleichgiltigkeit gegen das Wort Gottes hat bei Vielen sich eingeschlichen, seit immer mehr Amerikaner in der Umgegend von Bethanien sich angesiedelt haben; eine neue Thür aber scheint sich dieser Mission, die auf Erweiterung im Staate Michigan geringe Aussicht hat, unter den Indianern am Rabbid(?)-Lake im Minnesota-Territorium aufzuthun, denen Mießler im Auftrag der Missionskommission im August 1856 einen Besuch abstattete und freundliche Aufnahme fand. Der Weg dahin führte ihn über die von einem englisch-bischöflichen Missionar Breck 1852 gegründete Station St. Columbus am Gull-Lake am obern Mississippi, die er in blühendem Zustand und unter den 400 daselbst ansässigen Indianern bereits 100 Getaufte fand. Missionar Breck machte Mießler besonders auf die Indianer am Mill-Lake, zwischen dem Mississippi und Obernsee, als ein für die deutsch-lutherische Mission passendes Arbeitsfeld aufmerksam, von dem R.-Lake nur eine gute Tagereise entfernt. „Es steht zu hoffen, daß der liebe Gott uns auch dahin den Weg bereiten und die Thür öffnen werde zur Verkündigung des Evangeliums.“

i) Die Mission unter den Wyandot's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 271 ff.; 1825, II. 254 f.; 1828, IV. 646.

Ein schwarzer Afrikaner, John Stewart, der im Staate Virginien erzogen worden war, wurde im Jahre 1815 zu Marietta durch Metho-

*) Basler Heidenbote, 1846 p. 97 ff.
**) Calwer Missionsblatt 1848, p. 43 f.
***) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, p. 34 ff.

disten gründlich zu Gott bekehrt und der Vergebung seiner Sünden in Christo Jesu gewiß. Da erwachte in ihm ein heißer Drang, den Heiden das Evangelium zu verkünden, und ohne alle Unterstützung machte er ganz allein zu den Indianern in der Wildniß sich auf. Er kam zuerst zu den Delawaren am Sanduskyflusse, die eben in heidnischen Tänzen und Gesängen begriffen waren, und sich so schrecklich geberdeten, daß ihm für sein Leben bangte. Als sie endlich nachließen, zog er sein Gesangbuch aus der Tasche und fing an zu singen, und je mehr er sang, desto zutraulicher wurden die Wilden. Er aber zog weiter und kam nach einer gefahrvollen und beschwerlichen Wanderung bei den Wyandot's am obern Sandusky an. Hier fand er einen afrikanischen Landsmann, Namens Jonathan, der als Gefangener unter diesen Indianern lebte, sein Dolmetscher ward und ihn bei dem Stamme einführte. Stewart's Singen und Beten verschaffte ihm auch hier Achtung, aber als er nach etlichen Tagen eine förmliche Versammlung bestellte, erschien nur eine alte Indianerin, der er indeß predigte, als wären Hunderte beisammen. Am folgenden Tage gesellte sich noch ein alter Mann dazu, und Stewart predigte in derselben Weise. Am dritten Tage kamen schon 10 Indianer in die Versammlung, und hernach immer mehr, und da endlich auch sein Dolmetscher angefaßt und bekehrt wurde, strömten die Heiden zuletzt schaarenweise zu der Verkündigung des Evangeliums herbei. Am meisten setzte sie das in Verwunderung, daß der schwarze Prediger ihnen sagte, was in ihrem Herzen war. Als nun manche durch die Sorge um ihr Seelenheil sich abhalten ließen, auf die Jagd zu gehen, fingen die amerikanischen Pelzhändler an, für ihren Gewinn zu fürchten, verschrieen Stewart als einen gefährlichen Betrüger, und bedroheten ihn sogar mit dem Gefängniß. Er aber ließ sich nicht schrecken und arbeitete mit Jonathan noch zwei Jahre ohne Hülfe fort. Noch in der ersten Zeit reiste er einmal nach Marietta, und während seiner Abwesenheit hatten die Feinde Alles versucht, ihn zu verdächtigen und das Evangelium zu verschreien. Eine beim Volk sehr angesehene Indianerin hatte sich besonders feindselig erwiesen; aber auf einmal ward ihr Gemüth so wunderbar ergriffen, daß sie eine Zeitlang nicht zu reden vermochte. Sie erklärte darnach, sie sei in einem Traumbilde gewarnt worden, von dem Weg des Verderbens, auf dem sie wandle, abzulassen, und es sei ihr gesagt worden, Stewart zeige den Leuten den rechten Weg. Von nun an trat sie selbst den feindseligen Indianern entgegen und predigte ihnen Buße und Glauben.

Nach zweijähriger Arbeit unter den Wyandot's erbat sich Stewart von der vierteljährlichen Conferenz der Methodistenprediger, die gerade zu Madriver gehalten wurde, Unterstützung in seinem Werk, und der schon bejahrte Prediger Moses Hinkel erbot sich, als sein Gehülfe an den obern Sandusky zu ziehen. Als er, vorläufig auf ein Jahr, bei den Wyandot's war, von denen bereits zwei Häuptlinge wieder als Missionare unter ihre Brüder in der Wildniß ausgingen, erbaten sie sich „den alten Vater" wenigstens noch auf ein Jahr, wenn sein Jahr vorüber wäre. Kurz darauf wurde Prediger B. Finley als Missionar unter den Wyandot's ernannt und besonders die Errichtung von Schulen ihm an's Herz gelegt. Am 8. October 1821 brach er auf, und kam

nach acht beschwerlichen Reisetagen am obern Sandusky an, wo er bereits ein kleines Gemeinlein vorfand und erfreuliche Erfahrungen machte.

Eine Indianerin, die viel gelitten hatte, sagte einst zu ihm: „Theurer Bruder, ich danke Gott, daß Ihr noch einmal zu uns gekommen seid, und ich preise den guten Geist, daß ich noch einmal von Euch sein Wort hören darf. Er hat mir viel Kraft gegeben. Und nun ist meine Seele voll Liebe zu Jesu und zu seinem Volke, und ich bin bereit zu sterben. Nur meine Kinder halten mich noch auf; ich fürchte, sie möchten auf immer verloren gehen". Und dann fing sie an, dieselben zu erinnern, jetzt den Herrn zu suchen, weil jetzt dazu die beste Zeit sei.

Mit 14 Kindern fing Finley eine Schule an, die sich bald mehrte, und obschon Stewart 1823 starb, wurden doch Hunderte bekehrt, mit denen auch im Aeußerlichen eine durchgreifende Veränderung vorging. Ein Regierungs-Abgeordneter, Leibs, der im November 1827 die Niederlassung am obern Sandusky besuchte, fand dieselbe in einem sehr blühenden Zustande.

„Unter der christlichen Pflege des Missionars Finley", schreibt er in seinem amtlichen Berichte, „ist Ordnung, Eintracht und Fleiß auf diesem Platze einheimisch geworden. Sein verständiges Benehmen, sein ungeheuchelter Eifer für die Wohlfahrt der Indianer, sowie sein freundliches Wesen machen ihn für diese Arbeit besonders tüchtig, und die Früchte davon zeigen sich in jeder Indianerhütte. Die Wyandot's sind ein schöner Menschenschlag, und sie stehen in Hinsicht auf bürgerliche Civilisation ihren weißen Nachbarn in keinem Stücke nach. Sie besitzen einen ungemein fruchtbaren Landesstrich, auf dem sie niedliche Ansiedelungen angelegt haben. Ackerbau und Viehzucht ist so allgemein unter ihnen geworden, daß sie nun das Jagen nur noch zu ihrer Belustigung treiben. Ihre Kleidung ist wie die ihrer weißen Nachbarn, und sie scheinen so zufrieden und glücklich, als nur irgend ein Theil des amerikanischen Volkes. Ein Fremder würde glauben, er ziehe durch eine europäische Stadt, wenn ihm die Einwohner nicht zu Gesichte kämen, denn außer den niedlichen Häusern mit schönen Glasscheiben sieht man Pferde, Kühe, Schafe, Wagen, Pflüge und eine volle Geschäftigkeit der Handwerker. Ihre Niederlassung kann als eine wahre Schule für die übrigen Indianer betrachtet werden. Auch für ihren Missionar haben sie eine niedliche Wohnung aufgebaut, und einen schönen Garten für ihn angelegt, sowie 18 Jucharten Ackerfeldes mit Weizen für ihn bestellt. Die Schule wird von 70 Schülern von 4—20 Jahren besucht, und die Gattin des Schullehrers unterrichtet die Mädchen in weiblicher Arbeit. Ich fand ungemein viel Heiterkeit und Frohsinn unter der Jugend. Die Knaben gehen ihrem Vater im Ackerbau an die Hand. Im letzten Jahre haben sie eine ungemein niedliche steinerne Kirche, 40 Fuß in die Länge, und 30 in die Breite, aufgerichtet. Dieses Christen-Gemeinlein besteht aus 260 Mitgliedern, die in der Furcht und Ermahnung zum Herrn ihr Leben mit einander hier zubringen. Die erwachsenen Schulknaben erlernen regelmäßig ein Handwerk; und wohin nur immer das Auge blickt, wird es der heilsamen Wirkungen des Christenthums gewahr, die hier um so stärker hervortreten, je ergreifender der Contrast ist, den noch immer unter Tausenden der Indianer das Auge in diesen Gegenden erblickt".

Finley dehnte die Mission bis zum Huronflusse im Staat Michigan aus, wo Wyandot's und Shawnee's noch kleine Reservationen hatten, und nun über 20 Predigtorte mit 400 Bekehrten entstanden. Vom Jahre 1831 an kam aber ein Stocken in die Mission, da die Unterhandlungen über den Verkauf der Ländereien begannen. Wirklich verkauften auch nach und nach sämmtliche Wyandot's ihre Reservationen und wanderten meist jenseits des Missisippi aus. Doch sind eingeborene Lehrer mit ihnen gezogen, und so haben sie in die tiefen Urwälder das Evangelium mitgenommen.

k) Die Mission unter den Stockbridge-Indianern und Oneida's.

cf. Basler Missions-Magazin 1834, IV. 553 ff. Missionsfreund 1848, Nr. 14. 15.

Die Stockbridge-Indianer, welche zuerst in Massachusets wohnten und dann nach New-York vertrieben wurden, waren schon durch die Missionare Sergeant, Brainerd und Edwards mit dem Christenthum bekannt geworden und genossen seitdem fast ununterbrochen die Segnungen christlicher Predigt. Um 1820 kamen sie, um den Andrang der Weißen los zu werden, an den Fuchsfluß, der in die Greenbay am westlichen Ufer des Michigansee's sich ergießt. Am östlichen Ufer des Flusses ließen sie sich nieder, schufen die Wälder in Ackerland um und bauten das schön eingerichtete und wohlhabende Dorf Kawkawlin. Ein Missionar der amerikanischen Gesellschaft ward seit 1827 der Seelsorger dieses aus etwa 350 Seelen bestehenden und die englische Sprache geläufig redenden Stammes. Eine prachtvolle Bibel, die ihnen schon in der ersten Pflanzungszeit ihrer Gemeinde durch Missionar Sergeant von einem frommen Britten, Francis Aiscouth, geschenkt worden, und die alle ihre bisherigen Wanderungen mitgemacht, bewahrten sie in einer Art von Bundeslade auf. Ihr Bethaus, das zugleich als Schule gebraucht wurde, war von unbehauenen Holzstämmen in der Mitte der Niederlassung unter dem Schatten herrlicher Eichen aufgerichtet und faßte über 300 Menschen, die sich hier allsonntäglich zum feierlichen Gottesdienst versammelten. Ein Kirchvogt hatte während desselben das Amt, mit einer etwa 10 Fuß langen grünen Ruthe die muthwilligen Knaben, wenn es deren gab, zu züchtigen, und die Erwachsenen, welche etwa nickten, unter dem lauten Ruf: Wach auf! wach auf! tüchtig an den Kopf zu stoßen. Nach Beendigung des Gottesdienstes und Ertheilung des Segens setzte die Gemeine sich ruhig wieder nieder und wartete, bis einer nach dem andern in der größten Stille zur Kirchthür hinausgehen konnte. Einen wohlthuenden Eindruck machte, bei der Weichheit und dem Schmelze ihrer Stimmen, verbunden mit einem scharfen, durch jeden Mißton verletzten Gehör, ihr Kirchengesang. Aber das alles konnte die Indianer zu Kawkawlin vor der Habsucht und Ländergier der Weißen nicht schützen, und ein neuer Umzug westwärts, welcher ihnen im Jahre 1830 zugemuthet ward, gab ihnen wiederum Gelegenheit, durch Geduld und Ausharren in ihrer christlichen Festigkeit sich zu erproben. Die Weißen hatten unter den Stockbridge's und ihren heidnischen Nachbarn, den Menomenie's und Winebago's, Streitigkeiten zu entzünden gewußt, und die letzteren, für deren Bekehrung man von der i. J. 1821 erfolgten Versetzung der Stockbridge-Indianer so Vieles gehofft hatte, wandten sich klagend an die Regierung. Diese besetzte alsbald die Handelsposten, führte ihre Behörden ein und nahm das Land in Besitz. Weiße Ansiedler drangen jetzt schaarenweise ein, mit ihnen die verruchten Branntweinhändler, denen doch nach einer ausdrücklichen Zusicherung der Regierung vom Jahre 1821 der Zutritt verwehrt sein sollte. Vergeblich waren die Beschwerden, welche die christlichen Indianerhäuptlinge auf der schon früher (§. 1) erwähnten großen Rathsversammlung im J. 1830 führten; eben so wenig Erfolg hatten die späteren Unterhandlungen

zu Washington, und so hielten denn dort, als alle ihre gerechten Erwartungen schmählich getäuscht waren, die christlichen Indianer am 5. März 1831 einen feierlichen Bußtag, und bald darauf begannen sie auszuwandern. Im Jahre 1834 war die Uebersiedelung an den Winnebagosee vollendet und die Mission nahm ihre neuen Gebäude in Besitz. Noch im Sommer desselben Jahres aber ging eine Deputation des Stammes, den ehrwürdigen Häuptling John Metoxen an der Spitze, zu den Sack- und Fuchs-Indianern, um ihr altes Bündniß zu erneuern und das Christenthum und die Civilisation ihnen zu empfehlen. — Jetzt sind die Stockbridge-Indianer förmlich als Bürger der Vereinigten Staaten aufgenommen.

Ein gleich trauriges Schicksal, wie die Stockbridge-Indianer, hatten die früher am Oneidasee wohnenden und 1821 aus New-York ausgewanderten Oneida's am Duckflusse jenseits des Fuchsflusses, etwa 800 Seelen. Schon früher hatte die 1797 gestiftete nördliche Missions-Gesellschaft zu Fort Gratiot unter den Oneida's gewirkt, und eine Frucht dieser Wirksamkeit war wohl der alte Häuptling Skenandon, der, nachdem er 16 Jahre als Christ gelebt, in einem Alter von 110 Jahren am 11. März 1816 zu Oneida-Castel selig verstarb, nachdem er kurz vorher zu einem Freund, der ihn auf seinem Todbette besuchte, gesprochen: „Ich bin ein alter, wilder Wasser-Schierling. Die Stürme von mehr als hundert Wintern haben durch meine dürren Stengel gebraust. Mein Wipfel ist abgestorben. Das Geschlecht, dem ich angehöre, ist verschwunden und hat mich verlassen; warum ich lebe, das weiß allein der große gute Geist. Betet zu meinem Jesus, daß Er mir Geduld schenken möge, ruhig auf mein Sterbestündlein zu warten." — Andere christliche Oneida's*) fand Bischof Chase im Jahre 1827 am Sandusky, wo sie, aus ihren früheren Wohnsitzen verdrängt, auf eine Einladung der Seneka's sich niedergelassen hatten, und, ohne Lehrer, aus einer Sammlung von Gebeten, welche aus der englischen Liturgie nebst dem Evangelium Marci 1787 in London in ihren Indianerdialect übersetzt und daselbst gedruckt war, sich erbauten. — Das Hauptverdienst um die Christianisirung der Oneida's erwarb sich aber seit 1815 der Halbindianer Eleasar Williams, dessen wunderbare Schicksale wohl einer näheren Betrachtung werth sind. In einem der alten Franzosenkriege in Nord-Amerika war auch die Stadt Deerfield in Massachusetts von den Indianern geplündert und niedergebrannt worden. Unter den vielen bei dieser Gelegenheit gemordeten brittischen Familien befand sich auch die des frommen und eifrigen Predigers Williams, welcher an diesem äußersten Gränzorte eine christliche Gemeinde schottischer Ansiedler Jahre lang mit unermüdeter Treue und Hingebung als Hirte geweidet hatte. Sein jüngstes Kind, ein Mädchen, wurde von den Indianern aus der Wiege geraubt, in die Wildniß geschleppt und nach Indianerweise erzogen, später aber an einen Häuptling in Unterkanada verheirathet. Lange konnte man von ihrem Schicksal nichts erfahren, bis sie endlich in Friedenszeiten unter den zerstreuten Indianerhaufen entdeckt und über-

*) Missions-Magazin 1828, IV. 643.

redet wurde, mit den Ihrigen einen Besuch bei ihren Verwandten in Massachusetts zu machen. Aber in Gefühl, Sprache und Sitten eine vollkommene Indianerin, konnte sie nie bewogen werden, Heimath und Stamm zu verlassen und mit ihrem Mann unter den Weißen sich anzusiedeln. Indeß wurde durch wechselseitige Besuche die Verwandtenliebe unterhalten, und der Indianer-Häuptling nahm zum Andenken an seinen Schwiegervater den Namen Williams an. Aus der nachfolgenden Generation stammten zwei Brüder, Eleasar und John Williams, welche ihr Vater um's Jahr 1800 nach einer Schule in Massachusetts brachte. Er selbst, ein Indianer-Häuptling, und seine Söhne waren damals in eine von Wohlhabenheit zeugende Indianerkleidung eingehüllt; ihr ganzer Aufzug aber war seltsam genug, um die Neugierde der lieben Schuljugend zu erregen, die auf den Straßen der kleinen Stadt den wundersamen Knaben haufenweis nachlief. Der Lehrer der Schule hielt es für Pflicht, anfänglich den wilden Launen der beiden Jungen nachzugeben, bis sie erst an die Schulzucht sich gewöhnt haben würden; doch hielt dieß schwer genug. Des Stillsitzens und Lernens ungewohnt, pflegten die wilden Knaben mit dem Ausrufe „Umpf" plötzlich über die Tische und Köpfe ihrer Mitschüler hinüber zu hüpfen und zu nicht geringem Schrecken derselben wild zum Hause hinaus auf den Straßen herum zu jagen. Die ersten Versuche dieser Kinder der Wildniß, die Buchstabentöne des lateinischen Alphabets nachzuahmen, erregten immer ein lautes Gelächter ihrer Mitschüler; dann aber rollte ihr blitzendes Auge wild in der kleinen Versammlung umher, und mit dem Rufe „Umpf" hatten sie sich schnell mit Einem Sprunge zu der nächsten Oeffnung der Schule hinausgeschlendert. Der Lehrer ertrug dieß alles in der Hoffnung, doch noch ein Paar Christen in diesen Indianerknaben zu erziehen, und seine Geduld trug am Ende den Sieg davon. Die beiden Knaben wurden zahm und aufmerksam; die Indianerkleidung ward auf die Seite gelegt; sie machten überraschende Fortschritte im Lernen und wurden bei ihrem rechtschaffenen Verhalten die Lieblinge der Einwohner. Namentlich der Aelteste, Eleasar, zeichnete sich bald durch Fleiß und Geisteskräfte aus, und vollendete seine wissenschaftlichen Studien auf einer theologischen Schule Nordamerika's, worauf er von dem Bischof Hobart zu New-York als Prediger des Evangeliums die kirchliche Ordination empfing, und im Jahre 1815 seine Missionsarbeiten unter dem Oneidastamme im Staate New-York anfing. Bald hernach stand er an der Spitze aller Bewegungen der New-York-Indianer, wodurch sie 1820 und 21 veranlaßt wurden, aus ihrem alten Vaterlande auszuwandern und das nordwestliche Gebiet in Besitz zu nehmen. Er selbst hatte im Namen seiner Indianerbrüder die Unterhandlungen mit der Regierung geleitet. Dem Moses des alten Bundes ähnlich war er Anführer der Stämme im bürgerlichen und religiösen Sinne des Wortes. Gleich Jenem zog er mit seinem Volke in das verheißene Land ein, und ließ sich dort als ihr Seelenhirt und Führer in ihrer Mitte nieder. Hier am Duckbache, auf dem westlichen Ufer des Fuchsflusses, dessen östliches die Stockbridge's eingenommen, verkündigte Eleasar Williams seinen Oneida's das Evangelium in ihrer Muttersprache, während auch die eng-

lische Sprache in den Schulen fleißig getrieben ward. Wohlangebaute Grundstücke, Wohnhäuser, Scheunen und ein Schulhaus waren in der Niederlassung dieses Stammes zu finden, und sie waren gerade damit beschäftigt, auch eine ansehnliche Kirche aufzubauen, wie sie dies schon früher im Süden der Oneida-Grafschaft gethan hatten, ehe sie genöthigt wurden, von dort zu weichen, als das Jahr 1830 auch sie gleich ihren Nachbarn aus den neuen Wohnsitzen vertrieb und Eleasar's schönste Hoffnungen vereitelte. „Hier auf diesem Flecke," sprach er in diesem Jahre zu seinem Freund Colton, der ihn besuchte, „sollte nach einem süßen, langgehegten Traume meines Herzens ein wissenschaftliches Seminar zur Erziehung von Indianer-Jünglingen errichtet werden. Kaum waren unsere Stämme in diese stille Waldeinsamkeit eingezogen, so wachte dieser Plan in meiner Seele auf. Dieses weite, schöne Land (das ihm die Regierung erst geschenkt hatte) sollte nach zweihundertjährigen Vertreibungen die bleibende Heimath unsers Volkes werden. Hier, hofften wir, sollte die Stätte für die langersehnte Wiedergeburt unsers Volkes sein. Hier, hofften wir, sollte sich unser Volk zu der Ruhe der Selbstständigkeit erheben, daß wir entweder eine gleiche Stellung im Staatenbunde einnehmen, oder im freundlichen Bunde mit der Nation, die uns so lange unterdrückt hat, als ein eigenes Volk leben könnten. Hier hatten die Amerikaner Gelegenheit, die Wunden zu heilen, die sie uns geschlagen, und die Schuld zu sühnen, die sie an uns auf sich geladen haben. Es lag in allen diesen Erwartungen nichts Erträumtes. Aber — — —" Und nun brach er in bittre Klagen aus über die Treulosigkeit der Amerikaner, und als Colton ihn fragte, ob denn gar keine Hoffnung mehr sein sollte, antwortete er: „Nein, die Lampe der Hoffnung ist schon längst ausgeblasen. Wir können keinen Schritt weiter thun. Unsere Stämme haben allen Muth verloren. Denn wo keine Treue ist, auf was können wir uns bei den Menschen verlassen? —" Doch war es Williams, der noch einmal in Washington das Wort redete für sein Volk; er war es auch, der an jenem denkwürdigen Bußtage die Predigt hielt. Dann ist er mit seinen Oneida's hinüber gezogen über den Missisippi und ist bei ihnen geblieben bis an sein Ende.

l) Die Mission unter den Seneka's, Tuskarora's und Abenaki's.

cf. Basler Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.; 1825, II. 294 ff.; 1828, IV. 673 ff.; — 1822, II. 263; 1825, II. 291 ff.; 1834, IV. 622; 1855, III. 72.

Wenden wir uns nun zu dem Stamme der Seneka's, von denen gleichfalls Ueberreste nur geblieben, und von deren Wildheit wir bereits gehört (§. 6). Um dieselben bemühte sich seit 1795 ein Quäkerverein zur Beförderung der sittlichen Wohlfahrt der Indianer, und seit 1796 die New-Yorker Missions-Gesellschaft. Doch fand das Evangelium damals noch keinen rechten Eingang bei diesem Stamme, und noch im Jahre 1805, als Missionar Crane von Boston zu den Seneka's kam und ihnen sagte, er komme, um sie zu lehren, wie man den großen Geist verehren soll, nicht um ihnen ihr Land und Geld wegzunehmen, denn es gebe nur Eine wahre Religion, antwortete ihm der Häuptling Saguaha,

(Rothjacke),*) der zu Buffalo seine Aeltesten zum Rathe versammelt hatte, mit folgender Rede:

„Freund und Bruder, es war der Wille des großen Geistes, daß wir heute zusammen kommen. Er ordnet alle Dinge, er hat uns einen schönen Tag zu unserem Rathe gegeben. Er hat seinen Vorhang von der Sonne weggezogen und sie mit Glanz auf uns leuchten lassen. Unsere Augen sind geöffnet, daß wir klar sehen, unsere Ohren sind nicht verstopft, daß wir deutlich die Worte hören konnten, die Du gesprochen hast. Für alle diese große Gnade danken wir dem großen Geiste allein. Bruder, dieses Rathsfeuer ist von Dir angezündet. Du willst, daß wir unsere Meinung frei aussprechen, das macht uns große Freude, denn wir stehen aufrichtig vor Dir und können reden, was wir denken. Alle haben Deine Stimme gehört, und Alle sprechen zu Dir, wie Ein Mann. Bruder, horche was wir sagen. Es war eine Zeit, da diese große Insel unsern Vätern gehörte. Ihre Sitze erstreckten sich vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne. Der große Geist hat sie für die Indianer geschaffen. Er hat den Büffel, den Hirsch und andere Thiere zur Nahrung gemacht. Er machte den Biber und den Bär, und ihre Felle dienten uns zur Kleidung. Er zerstreute sie über das Land und lehrte sie uns fangen. Das Alles that er für seine rothen Kinder, weil er sie liebte. Wenn wir über unsere Jagdgründe Streit hatten, so wurde er ohne viel Blutvergießen geschlichtet. Aber ein böser Tag kam für uns. Eure Väter fuhren über die großen Wasser und landeten an dieser Insel. Ihre Zahl war klein, sie fanden Freunde und nicht Feinde. Sie sagten uns, sie seien vor bösen Menschen aus ihrem Lande geflohen und kommen her, sich ihrer Religion zu erfreuen. Sie baten um einen kleinen Sitz. Wir hatten Mitleiden mit ihnen, gaben, was sie verlangten, und sie setzten sich unter uns nieder. Wir gaben ihnen Korn und Fleisch, und sie gaben uns Gift dafür. Die weißen Leute hatten jetzt unser Land gefunden. Die Nachricht kam zurück in ihre Heimath, es fanden sich Mehrere ein. Doch fürchteten wir sie nicht, wir nahmen sie auf als Freunde. Sie nannten uns Brüder, wir glaubten ihnen und gaben ihnen einen größeren Sitz. Endlich war ihre Zahl groß gewachsen. Sie brauchten mehr Land — sie brauchten unser Land! Unsere Augen wurden geöffnet und unsre Herzen wurden unruhig. Kriege fanden Statt. Indianer wurden gedungen, um gegen Indianer zu streiten, und viele unserer Leute wurden umgebracht. Sie brachten ein starkes Getränke zu uns, das war sehr stark und mächtig, und hat Tausende gemordet. — Bruder, unsere Sitze waren einst groß und die eurigen waren sehr klein. Ihr seid nun ein großes Volk geworden, und wir haben kaum einen Platz, unsere Teppiche auszubreiten. Ihr habt unser Land genommen, aber Ihr seid nicht zufrieden. Ihr wollt uns auch noch Eure Religion aufzwingen. — Bruder, höre noch weiter. Du sagst, Du seiest gesandt, uns zu lehren, wie der große Geist nach seinem Wohlgefallen verehrt werde, und wenn wir die Religion nicht ergreifen, die Ihr weißen Leute habt, so werden wir nachher unglücklich sein. Du sagst, Du habest Recht, und wir seien verloren. Woher weißt Du das? Wir vernehmen, daß Eure Religion in einem Buche geschrieben ist. Wenn es für uns wie für Euch bestimmt ist, warum hat es der große Geist nicht uns gegeben, und nicht allein uns, warum gab er nicht unsern Vätern die Kenntniß dieses Buches und die Mittel, es recht zu verstehen? Wir wissen davon bloß, was Du sagst. Wie sollen wir erkennen, wann wir glauben müssen, nachdem wir so oft von den weißen Leuten betrogen wurden? — Bruder, Du sagst, es gebe nur Einen Weg, dem großen Geiste zu dienen. Wenn es nur Eine Religion giebt, warum sind die weißen Leute über sie so uneinig unter sich, warum seid ihr nicht Alle einig, da Ihr ja Alle das Buch lesen könnt? — Bruder, wir verstehen diese Dinge nicht. Wir hören, daß Eure Religion von Euern Vorvätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir haben auch eine Religion, die den Vorvätern gegeben und vom Vater zum Sohne fortgeerbt wurde. Wir beten nach dieser an. Sie lehrt uns dankbar für alle Güte zu sein, die wir erfahren, einander zu lieben und einig zu sein. Wir streiten nie über Religion. — Bruder, der große Geist hat uns Alle gemacht, aber er hat einen großen Unterschied geschaffen zwischen

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1855, p. 118 ff.

seinen weißen und rothen Kindern. Er gab ihnen verschiedene Gesichter und verschiedene Sitten. Euch hat er die Künste gegeben, für diese sind unsere Augen nicht geöffnet. Warum soll er uns nicht auch eine andere Religion gegeben haben, nach unserem Verstande? Der große Geist thut recht, er weiß, was für seine Kinder gut ist, wir sind zufrieden. — Bruder, wir begehren nicht, Euere Religion zu zerstören und sie Euch zu nehmen, wir begehren nur, die unsrige zu behalten. — Bruder, wir hören, daß Du den weißen Leuten hier gepredigt hast. Sie sind unsre Nachbarn, wir kennen sie. Wir wollen eine kleine Weile warten und sehen, was es für eine Wirkung auf sie thut. Wenn wir sehen, es thut ihnen gut, es macht sie ehrlich und weniger geneigt, die Indianer zu betrügen, so wollen wir wieder überlegen, was Du gesagt hast. — Bruder, dieß ist unsere Antwort auf Deine Rede und das ist Alles, was wir jetzt zu sagen haben. Da wir Abschied nehmen, so wollen wir kommen und Dich bei der Hand nehmen und hoffen, daß der große Geist Dich auf Deiner Reise beschützen und Dich glücklich zu Deinen Freunden bringen wird."

Leider erwiderte der Missionar damals die Aufforderung, die Hand zum Abschied zu reichen, mit hastigem Aufstehen und mit dem kalten Wort: „Es sei keine Gemeinschaft zwischen der Religion Gottes und den Werken des Teufels." Doch ist hernach von Buffalo aus dem Seneka-Volke das Licht angebrochen. Es war im Jahre 1817, als zwei Amerikanische Bürger auf den Gedanken kamen, einige rothe Männer vom Stamme der Seneka's mit sich nach England hinüber zu nehmen und sie dort für Geld sehen zu lassen, indem sie hofften, daß dieselben in ihrer Nationaltracht und mit ihren Waffen die Neugierde des Publikums in hohem Grade auf sich ziehen würden. Nach vielen Schwierigkeiten und mehrfachen Berathungen des ganzen Seneka-Stammes schifften sie endlich mit sieben dieser Wilden zu Boston sich ein und kamen am 31. Januar 1818 zu Liverpool an. In Leeds, wohin sie am 6. April gelangten, wurden diese Indianer häufig von zwei Quäkern besucht, und es fanden lange Unterredungen statt, welche auf jene einen tiefen Eindruck machten. Nachdem die Fremdlinge später in ihre Heimath zurückgekehrt waren, empfingen die Quäker in Leeds ein Schreiben von den Häuptlingen der Seneka's in Nordamerika, in welchem diese ihre Dankbarkeit bezeugten für die gute Aufnahme, welche ihre jungen Landsleute bei ihnen gefunden hatten, und über ihren religiösen Zustand sich aussprachen. Sie meldeten, daß sie sich stets geweigert hätten, einen andern, als den großen Geist anzubeten, den auch ihre Väter verehrt hätten.

„Das bittere Unrecht", heißt es weiter in diesem merkwürdigen Schreiben, „das wir vom weißen Volk erlitten, und die Niederträchtigkeit, die wir immer unter demselben herrschen sahen, befestigte unsere Gemüther noch mehr gegen ihre Weise und ihre Religion; indem wir überzeugt waren, daß unmöglich etwas Gutes von einem Volke kommen kann, unter dem so viel Schlechtigkeit im Schwange ist. In diesem Unterjochungszustande sind wir und unsere Väter schon seit 200 Jahren, wir traten den Weißen unsere Ländereien ab, und flohen vor ihnen in die Wälder. So verringerten sich mit jedem Tag durch sie unsere Unterhaltungsmittel, und zum Lohne dafür vergifteten sie uns mit ihren Lastern und verhärteten uns in unserm Jammer. Der gänzliche Untergang lag vor uns, und kein Rettungsmittel war da. In solchen Umständen befanden wir uns, als unsre Jünglinge uns verließen, um Euer Vaterland zu besuchen. Fast um dieselbe Zeit, wo Ihr Euch so freundlich mit unseren Leuten beschäftigtet, und ihnen einen besseren Weg zum Glücke zeigtet, als der Weg unserer Väter ist, ergriff alle Herzen unseres Volkes eine wunderbare Unruhe. Wir fühlten uns gedrungen, die Religion unserer Väter auf's Neue zu untersuchen, und je mehr wir sie prüften, desto mehr fanden wir sie dunkel und ungenügend. Mochte immerhin ihre Religionsweise in den

alten Zeiten rein und vortrefflich sein, so war sie durch die vielen Hände, durch welche sie lief, so verfälscht und entstellt, daß wir in ihr nichts mehr finden können, das uns in dieser und in der künftigen Welt zu Gott, zur Rettung und zum Glück führen kann. In diesen Finsternissen und Verlegenheiten, worin wir uns nicht zu rathen und zu helfen wußten, kamen Boten des Wortes Gottes zu uns. Einige von uns fanden sich angeregt, ihr Wort zu prüfen; ein wenig Licht erleuchtete ihr Herz; sie luden andere ihrer Brüder ein, mit ihnen zu erforschen, ob das das wahre Licht sein möge, das wir suchen. Sie hörten aufmerksam zu und wurden überzeugt, daß dieß das Licht ist, das von Gott selbst kommt, um uns aus dieser schwarzen Welt hinaus zu der Welt, die droben ist, hinaufzuleiten. Von unserem Dorfe am Buffalo aus, wo dieses Licht zuerst wahrgenommen wurde, verbreitete es sich bald über die anderen Dörfer unseres Volkes und brachte eine große Bewegung unter ihnen hervor. Die Einen sagten, wir seien Narren geworden, wir hätten den Verstand verloren und ein großes Verbrechen begangen, daß wir die Religion unserer Voreltern verlassen haben, die Gott ausdrücklich den Indianern gegeben habe, um sie bis an's Ende der Tage zu bewahren. Dieß brachte eine große Verwirrung unter unserem Volke hervor. Die Einen sagten dieß, die Andern etwas Anderes; aber Viele von uns kamen herbei, um diesen neuen Weg zu erforschen, und kehrten mit der Ueberzeugung nach Hause zurück, daß sie das wahrhaftige Licht gefunden haben, daß das gute Buch, welches der weiße Mann zu uns gebracht hat, wirklich das Wort des lebendigen Gottes, und Jesus der einzige Retter der Sünder sei. Auf diese Weise wurde ein Licht in allen unsern Dörfern angezündet, das sich unaufhaltsam weiter verbreitet, ungeachtet der großen Finsterniß und des Widerstandes, der noch bei einer großen Anzahl unserer Leute stattfindet. Brüder! Ihr werdet Euch mit uns vereinigen, um den Herrn zu loben und Ihn zu bitten, daß Er das Werk seiner Barmherzigkeit, das Er unter uns angefangen hat, vollende, und die ganze Erde von der Erkenntniß seiner Wahrheit voll werde".

In Senekadorf, Tonawanda, Cataraugus und Alleghany wurde so im Jahre 1820 durch Missionar Hyde und andere das Evangelium unter 2000 Seneka's, deren etwa 1800 an den genannten Orten sich aufhielten, nicht ohne gesegneten Erfolg, obschon unter Widerstreben einzelner Häuptlinge und falscher Propheten verkündigt.*) Als Missionar Harris am 29. October 1821 in Seneka eintraf, um Namens der Vereinigten Missionsgesellschaft mit den Häuptlingen des Stammes weiter zu unterhandeln, war daselbst mit dem Bau eines Missionshauses schon ein Anfang gemacht, und der Häuptling Pollard sprach im Namen der Uebrigen seine Freude aus, daß in Seneka und Tonawanda Lehrer sich niederlaßen sollten, versprach ihnen auch Schutz und Unterstützung, wenn schon er die von Seiten einer feindlichen Partei entgegenstehenden Schwierigkeiten nicht verhehlte. So begann denn die Mission unter den Seneka's mit erneuter Lebendigkeit, und nicht ohne Segen.

Ein Häuptling, der den Missionar Harris einst nach dem Gottesdienst nach Hause begleitete, sagte unter anderm: „Wenn er in seinen jüngeren Tagen um sich her geblickt, und so viele seiner Kameraden der Wollust, dem Trunk und Spiel ergeben gesehen habe, so habe dieß einen so widrigen Eindruck auf sein Gemüth gemacht, daß er den Entschluß gefaßt habe, gerecht und aufrichtig in allen Stücken zu Werke zu gehen, so weit es in seinen Kräften liege. Er habe das große Elend gesehen, in welches die Sünde stürze, und dieß habe eine Scheu vor derselben in ihm hervorgebracht. Aber wenn er auf seinen Weg zurückblicke, den er zurückgelegt habe, so ergreife ihn ein tiefer Schmerz, weil er finde, daß er nichts gethan habe im Leben, was Gott wohlgefallen könne. Er wisse es wohl, daß die Sünde in sein ganzes Thun sich hineingemischt habe. Er glaube, Christus sei allmächtig, und er sei überzeugt, daß wir nur durch Ihn Vergebung unserer Sünden erhalten können. Er fühle

*) Missions-Magazin 1822, II. 269 ff.

daher das Bedürfniß, stets mit Aufmerksamkeit auf das gepredigte Wort zu merken". — Ein anderer Häuptling äußerte in seinem gebrochenen Englisch: „Vor zehn Jahren Indianer nichts arbeit, kein Haus, kein Vieh, kein Korn. Jetzt viel Vieh, und Knaben, einige arbeiten, und jetzt mach eine Straße nach Buffalo". — Er schien darüber sehr vergnügt zu sein.

Doch gab es auch noch Widerstand genug. In einer großen Volksversammlung der Seneka's im Jahre 1822 hielt der Chef Pollard eine kräftige Rede zur Empfehlung des Christenthums, worauf der rothe Jacket (Rothjacke) äußerte, er wolle nichts dagegen haben, wenn man in diesem Distrikt einmal einen Versuch mache, was denn das Christenthum eigentlich zu leisten vermöge, und er wolle der Sache ruhig zusehen. Aber sobald man einen Versuch machen werde, das Christenthum auch in den andern Distrikten der Nation auszubreiten, so werde er sich widersetzen, so lange noch ein Funken von Kraft in ihm sei. — In demselben Jahre begann auch zu Seneka ein geordneter Schulunterricht, an welchem im Frühjahr 1823 bereits 10 Knaben und 8 Mädchen theilnahmen und gute Hoffnung gaben. Auch sonst erfuhren die Missionare Erfreuliches. Oft kamen nach den gottesdienstlichen Versammlungen Indianer zu ihnen, um über die Erfahrungen ihres Herzens und Lebens mit den Lehrern zu reden. Da sagte Einer, „oft denke er, seine Sünden seien zu groß, als daß sie ihm vergeben werden könnten, alsdann falle ihm ein, die Gnade Christi sei noch viel größer, und Er habe ja den schlechtesten Sünder zu sich eingeladen." Ein Anderer äußerte: „Jeden Tag bleibe er in der Erfüllung seiner Pflicht gegen seinen Schöpfer und Herrn zurück. Dieß fühle er tief, aber er habe es oft gehört und glaube es auch in seinem Herzen, daß Jesus ein allmächtiger Heiland sei. Seine ganze Hoffnung sei auf Jesu Gnade gebaut, und darum sei es sein Gebet, der Herr wolle mit ihm thun, wie es Ihm wohlgefalle. Es sei ihm Bedürfniß geworden, jeden Tag die Gnade Gottes zu suchen, und oft bete er gemeinschaftlich mit Andern, und oft allein im Walde, wo ihn Niemand sehe, als sein unsichtbarer Freund, dem er sein Herz ausschütte." — Am 13. April des folgenden Jahres konnten vier junge Häuptlinge vor etwa 150 heidnischen Indianern, die sich dabei sehr ruhig betrugen, auf den Namen des dreieinigen Gottes feierlich getauft werden.

Die Mission am Cattaraugus, wohin die Vereinigte Gesellschaft im Jahre 1821 den Missionar Thayer nebst Familie schickte, um sich daselbst niederzulassen und eine Schule zu errichten, hatte anfangs bei dem Widerstreben mehrerer feindlich gesinnten Häuptlinge mit ihrem Anhang einen schweren Stand; die christlichgesinnten Häuptlinge aber errichteten etwa zwei Stunden von dem Indianerdorf eine Schule, für deren Erhaltung sie zu sorgen versprachen. Am 15. Januar 1822 wurde dieselbe feierlich eingeweiht und 16 Indianerkinder von 7—14 Jahren der Pflege und christlichen Erziehung der Missionsfamilie übergeben, wobei der alte Häuptling Crow in einer längeren Rede seinen Dank und seine Freude aussprach. Der oberste Indianer-Anführer, welcher bald darauf noch zwei Knaben in die Schule brachte, redete dabei die Kinder also an:

„Meine Kinder! Ich betrachte mich als euren Großvater. Nun hört mir zu. Ich habe ein paar Worte euch zu sagen. Ihr müßt aufmerken, daß ihr es verstehet. Sehet auf! hier

sind zwei neue Knaben, die gern mit euch lernen wollten. Ihr müßt freundlich untereinander sein und es machen, wie Brüder und Schwestern thun. Habt einander lieb und folget eurem Lehrer, und laßt mich nie hören, daß eines von euch seinen eigenen Weg geht und ungehorsam ist. Ihr müßt euren Lehrer für euren Vater und seine Frau für eure Mutter halten und also ehren, und immer gerne thun, was sie sagen. Eure Väter und eure Mütter wünschen, daß ihr bessere Sitten annehmen mögt, als sie selber haben. Und darum haben wir in euren neuen Vater und eure neue Mutter unser Vertrauen gesetzt, und wir wünschen, daß ihr es auch so machet. Was euer Lernen betrifft, so dürft ihr den Muth nicht verlieren, harret nur aus und sammelt die guten Lehren, die euch gegeben werden, wie einen köstlichen Schatz, so werdet ihr als brauchbare Söhne und Töchter unter unserem Stamm aufwachsen“.

Die Schule nahm guten Fortgang; auch die bisher feindselige Heidenparthei nahm bessere Gesinnungen an, und im Juni 1823 wurde in einer Versammlung aller Häuptlinge am Buffalo, zu welcher sie Missionar Thayer freundlich eingeladen und ihm sogar ein Pferd geschickt hatten, der Beschluß gefaßt, die christlichen Sitten und Gebräuche, so weit sie es vermöchten, vor allem aber die christliche Ehe unter sich einzuführen, da sie die schlimmen Folgen ihrer bisherigen Lebensweise in diesem Stück genugsam eingesehen.

Zu Seneka und Cattaraugus bildeten sich kleine christliche Gemeinlein, und nachdem die Missionare die Volkssprache dieser Indianer hinreichend gelernt, um ihnen in derselben die großen Thaten Gottes verkündigen zu können, gab es im Jahre 1827 in Seneka 30, in Cattaraugus 20 Getaufte, die als gründlich bekehrt angesehen werden konnten und einen christlichen Wandel führten. An beiden Orten wurde auch in diesem Jahre zum ersten Mal das heilige Abendmahl mit den christlichen Seneka's gefeiert. Ein Mann, der eine Reihe von Jahren unter diesen Indianern verlebte, schrieb damals als Augenzeuge: „Man hat die Meinung zu verbreiten gesucht, daß die Seneka's ein ungewöhnlich wilder und der Verbesserung ganz unempfänglicher Volksstamm seien, und darum gemeint, daß jeder Missionsversuch unter denselben vergeblich sei. Der einzig mögliche Weg, auf dem man zu einem richtigen Urtheil über die Verbesserungsfähigkeit eines Volkes gelangen kann, besteht wohl darin, wenn man die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleicht, seinen nunmehrigen Zustand mit dem früheren.“ Er bemerkt nun, daß es lange Zeit Lieblingsmeinung dieses Volksstammes war, die Trunkenheit sei kein Laster, sondern eine Tugend. Weiber und Kinder fühllos zu verlassen, war ein Vorrecht des Mannes; die unschuldige Gattin wurde nicht selten der Zauberei beschuldigt und zu Tode gequält. „Haß, Zorn und Zwietracht und ein ewiger Krieg waren die natürlichen Begleiter dieses jämmerlichen Zustandes, und Schmutz, Armuth und Verbrechen aller Art folgten ihm auf dem Fuße nach. Aber jetzt darf man getrost behaupten, daß alle Familien der Seneka's durch ihre vereinte Arbeit zureichende Mittel haben, sich selbst ehrlich und reichlich zu ernähren. Manche derselben haben noch Vorrath übrig, den sie jetzt an Korn, Erdäpfel, Heu, Gemüsen und Vieh auf ihren Wagen und mit ihren Pferden und Ochsen zu Markt führen und um Geld verkaufen, oder gegen Kleidungsstücke und nützliche Haushaltungsartikel vertauschen. Manche, die dem Trunke ergeben waren, haben diesem Laster gänzlich ent-

sagt; die Andern fangen wenigstens an, sich desselben zu schämen und es zu verbergen. — Die Gattin willkürlich aufzugeben und zu verlassen, kommt in unsern Tagen höchst selten mehr unter ihnen vor, und Jemand wegen Zauberei zu bestrafen, ist selbst unter den heidnischen Seneka's eine ganz unbekannte Sache geworden. Dagegen wird in den Familien, die sich als Freunde des Christenthums erklärt haben, eine allgemeine sittliche Verbesserung ihres Zustandes, Ordnung und Wohlstand ihres Hauswesens, sowie Reinlichkeit ihrer Personen und Kleidung immer sichtbarer. Einigkeit, Liebe und Friede verbreiten ihre beseligenden Einflüsse über Familien, in denen Friede und Wohlsein eine ganz unbekannte Sache war. — Und was hat eine solche mächtige Umwandlung hervorgebracht? — Nur der Einfluß der beseligenden Religion Jesu ist es, der den jammervollen Strom des Lasters unter diesem Volksstamme gehemmt, und viele Herzen der erleuchtenden Kraft der göttlichen Wahrheit geöffnet hat." Er berichtet dann weiter von dem zahlreichen Besuch und dem Ernst der erbaulichen Versammlungen, so wie von dem Interesse der Seneka's für ihre von etwa 50 Kindern besuchte Schule, zu deren Unterhalt sie 70 bis 80 Thaler subscribirt haben, ein armer Seneka für sein einziges Kind jährlich 5 Thaler. Weiter heißt es: „Schon ist einer der erwachseneren Jünglinge als Gehülfe für eine zweite Missionsstelle unter diesem Volksstamm aus dieser Schule abgerufen worden, um als Dolmetscher zu dienen. Ein Anderer hat eine Bildungsschule in der Nähe von Utika bezogen, um dort seine Vorbereitungsstudien zu vollenden und, wenn es des Herrn Wille ist, einst unter seinem Volksstamm das Amt zu treiben, das die Versöhnung predigt. Zwar ist es wahr, daß wir auf diesen Missionsstellen noch nicht jene tiefen und durchgreifenden Auferweckungen der göttlichen Gnade wahrgenommen haben, wie dieß zu Brainerd und auf andern Stellen der Fall ist; aber dabei haben die Arbeiter dennoch die ermunternde Erfahrung gemacht, daß der Herr auch hier mit seinem Werke ist. Vorzugsweise bedürfen sie der inbrünstigen Fürbitte der Gläubigen, weil diese Arbeitsstellen mit so manchen Versuchungen umgeben sind. Möge auch unter diesem Volksstamme die Sache Christi siegen!"

Unter den Tuskarora's wirkte zuerst die New-Yorker Missionsgesellschaft, welche ihre Mission unter den Tuskarora's und Seneka's 1821 an die Vereinigte Missionsgesellschaft überließ. Unter den ersteren arbeitete damals seit etlichen Jahren Missionar Crane, und hatte bereits den Grund zu einer Indianergemeinde gelegt. Der ganze Volksstamm, der am Tuskarora-Flusse wohnte, zeigte sich dem Christenthum sehr geneigt. Sie hatten schon das Jagdleben aufgegeben und sich dem Ackerbau zugewendet. Sie hatten gute Wohnungen, und in ihren Dörfern sah man Wagen, Pflug und Ackergeräthe aller Art vor den Thüren. Einer ihrer Söhne, ein hoffnungsvoller, frommer Jüngling, widmete sich dem Prediger-Berufe in einem Seminar zu New-York; ein anderer war in der Missionsschule zu Cornwall. Elisabeth Brown, eine fromme Cherokesin, hatte eine Schule unter ihnen errichtet, die bald gedeihlich aufblühte. Am 9. December 1820 langte eine Deputation der Vereinigten Missionsgesellschaft in dem von 260 Seelen, darunter 17 getauften Christen, bewohnten Dorfe der Tuskarora's an und erneuerte den mit

der New-Yorker Gesellschaft von ihnen geschlossenen Bund; dasselbe geschah am 13. December zu Seneka. Missionar Crane, der bei den Tuskarora's blieb, konnte im November 1821 nach manchen niederschlagenden Erfahrungen berichten, wie noch immer mehrere Indianer fortfahren, an dem Heil ihrer Seelen zu arbeiten. Einer der frechsten Sünder kam zu ihm, auffallend verändert, mit den Worten: „Seit drei Tagen ist mein Herz im Brand, und ich habe keine Ruhe." Der alte Cusik aber, seit Jahren der Dolmetscher der Mission, trat eines Tages voll Freuden bei ihm ein und äußerte: „Solche Zeiten habe ich unter unserm Volke noch nie erlebt! Alles ist Friede! Alles Ein Herz und Eine Seele!" — Am 1. Februar 1822 wurde zum ersten Male mit den Neubekehrten das heilige Abendmahl gefeiert, dem die Taufe von vier gläubig gewordenen jungen Indianern voranging. „Es war ein Gefühl einer seligen Harmonie und Liebe unter allen unsern Indianern," an deren Abendmahlsfeier auch mehrere weiße Colonisten aus der Nachbarschaft theilnahmen. „Ich bin nunmehr," schreibt Missionar Crane im Juni 1822, „in das sechste Jahr meines Aufenthalts unter den Tuskarora's eingetreten — und glaube getrost sagen zu dürfen, daß mit Gottes Hülfe unsere Arbeit unter diesem Indianer-Stamm nicht vergeblich war in dem Herrn. Mehrere dieser Indianer sind bereits, wie wir hoffen dürfen, selig aus der Zeit in die Wohnungen Gottes hinüber gegangen. Andere wandeln mit uns auf dem schmalen Pfade, der zu demselben Ziele führt." Dennis Cusik, einer jener vier Getauften, ging bald darnach selig aus der Zeit; Missionar Crane aber hatte, nachdem eine zwischen ihm und den Indianern entstandene Mißhelligkeit durch Abgeordnete der Gesellschaft, welche das Ungegründete der gegen ihn geführten Beschwerden an den Tag brachten, ausgeglichen war, seine Freude und Wonne an manchen redlichen Seelen.

Einer seiner Indianer kam z. B. in ein schweres häusliches Leiden, das seine Geduld auf eine schwere Probe setzte. Er kam zu Crane und sagte: „Ich bin ein Christ; ich darf nicht mehr als Indianer handeln. Ich habe die Sitte meiner Voreltern weggeworfen; und das gute Wort ist jetzt mein einziger Führer geworden. Die Gesetze meines Stammes gelten mir nicht mehr, und ich kann bei ihnen keine Hülfe suchen. Ich wünsche das auch nicht. Vielmehr möchte ich hören, was der Herr über den Fall sagt, in dem ich bin, und diesem will ich folgen. Ihr seid hieher gekommen, das Wort Gottes vor unsern Augen aufzuthun und uns den rechten Weg zu zeigen. Ich gebe Euch meine Hand darauf; führet mich nach dem Willen des großen Geistes durch die Sache hindurch, und ich will folgen".

Die Mission unter den Seneka's und Tuskarora's ging 1827 an die große amerikanische Gesellschaft über, welche die Arbeit an den im Staate New-York zurückgebliebenen Indianern fortsetzte. Die Gemeinde zu Tuskarora bestand um's Jahr 1834 aus etwa 200 bekehrten Indianern, zu denen sich weiße Kolonisten aus der Nachbarschaft fast in gleicher Anzahl gesellten. Die Gemeinde zu Seneka faßte gleichfalls etwa 200, und die zu Cattaraugus 150 Seelen, sämmtlich Indianer, in sich. Die Glieder dieser Gemeinden hatten im Allgemeinen eine richtige Erkenntniß der Heilswahrheiten des Christenthums gewonnen, und viele derselben konnten als Muster lebendiger Gottseligkeit genannt werden. Auch die Schulen hatten einen guten Fortgang und wurden fleißig

besucht und von den Indianern zum Theil aus eignen Mitteln unterhalten. Die Evangelien wurden theilweise in die Senekasprache übersetzt, auch ein Liederbuch zum Gebrauch bei den Gottesdiensten in derselben angefertigt. Die Methodistenmission unter den Seneka's bei Buffalo errichtete eine Presse und gab eine Zeitschrift in der Senekasprache heraus, „der Erheber des Geistes" betitelt, welche von vielen Indianern gelesen wurde. Die Baptisten gründeten unter den Tuskarora's die Station Tonawanda. Obschon die Ueberreste der Indianer in New-York aus den durch Bündnisse ihnen zugesicherten Landstrichen oder Reservationen nicht mehr gewaltsam vertrieben werden können, wanderten sie doch bisweilen freiwillig aus oder ließen sich ihre Rechte abkaufen, wie sie denn 1842 die zwei nördlichen Reservationen, Tonawanda und Buffalo, mit den Gebäulichkeiten und Anlagen abgaben, und bei den südlicheren, Cattaraugus und Alleghany, sich dichter ansiedelten, was für die Mission durch ihre weitere Entfernung von der weißen Bevölkerung vortheilhaft war. Die Stationen der amerikanischen Gesellschaft unter den Indianern in New-York sind demnach: Tuskarora, etwa 2 Stunden östlich vom Niagarafluß; Seneka, 2 Stunden vom Buffalo; Cattaraugus, 12 Stunden südlich vom Buffalo, und Alleghany, noch südlicher. Lange störte der Unfriede und die Unmäßigkeit der Indianer; beides aber ward immer mehr beseitigt, und eine Mäßigkeitsgesellschaft machte gute Fortschritte. In Tuskarora besonders entstand 1842 eine neue religiöse Erweckung, und in etwa 4 Monaten wurden über 40 Personen getauft. Sämmtliche Gemeinden waren im Jahre 1845 im Ganzen 273 Seelen*) stark; der Stamm der Seneka's hebt sich, und noch in den letzten Jahren spricht sich ein in der Mitte der Tuskarora's lebender Missionar also aus: „Sollen wir zwischen den Tuskarora's und den Bürgern von New-York eine Vergleichung anstellen, so würde sie dahin lauten: Die weißen Leute fördern und erlauben obrigkeitlich die Fabrikation und den Verkauf berauschender Getränke; die Indianer legen ein Verbot darauf. Die weißen Leute entheiligen den Sabbath bis zu einem wahrhaft kläglichen Grad: Die Indianer feiern ihn in größerer Allgemeinheit. Gottlosigkeit ist unter den weißen Leuten bei Hoch und Nieder etwas Gewöhnliches: Die Indianer können in ihrer eigenen Sprache nicht gottlos sein. Der Unglaube hat sein Wesen unter den weißen Leuten, und Religion ist da in weiten Kreisen gering geschätzt; unter den Indianern ist ein Ungläubiger etwas Unbekanntes, und Religion ist allgemein hochgehalten." — Bei dem Jahresfest der großen amerikanischen Missionsgesellschaft im September 1852 hielten ein Tuskarora, zwei Seneka's und ein Choctaw Ansprachen, welche ein Beweis waren von der Kraft des Evangeliums unter ihrem Volke. —

An der Nordgrenze New-York's bei der Stadt St. Francis haben die Abenaki's eine Reservation, welche sie noch 1840 sich weigerten an die canadische Regierung abzugeben. Zu ihnen begab sich um's Jahr 1836 der Nationalprediger Osunkhirhine. Er gehört diesem Stamme an, und nachdem er in Hannover, in Newhampshire, eine gute

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 202.

englische Bildung erhalten, hat er seit einer Reihe von Jahren an der geistlichen Förderung seiner Landsleute gearbeitet. Das Presbyterium in Champlain ertheilte ihm im Januar 1836 die Erlaubniß zum Predigen, und ordinirte ihn im Juni darauf zum Evangelisten unter seinem Volk, wo er nun mit Unterstützung der amerikanischen Gesellschaft als Missionar zu wirken begann. Die dortigen Indianer, 300 an der Zahl, waren fast alle wenigstens dem Namen nach Katholiken, als er seine Wirksamkeit begann. Jetzt ist über ein Drittheil protestantisch und die engere Gemeinde zählte schon 1845 etwa 60 eingeborene Mitglieder. Ein von Osunkhirhine in der Abenaki-Sprache verfaßtes Schulbuch ward auf Kosten des Board gedruckt. Mit den Papisten hatte er natürlich viel zu kämpfen, ließ sich aber dadurch nicht irre machen. „Ich weiß," schrieb er*) unterm 30. December 1844 an seine Committee, daß ich durchaus nicht im Stande bin, das, was für mich und mein Volk geschehen ist, irgendwie zu vergelten; Alles, was ich thun kann, ist, daß ich danke; und ich wünsche, Sie möchten den Freunden Christi sagen, daß ich ihnen für ihren freundlichen Eifer, die Sache des Erlösers zu befördern, demüthig dankbar bin. Aber noch vielmehr danke ich Gott, denn Er ist Alles in Allem; denn Er ist es, der Sein Volk in den Stand setzt, Anderen Gutes zu thun. Und je mehr ich in meinen Arbeiten Unterstützung und Segen erlange, desto mehr habe ich Ursache, mich zu demüthigen und auf Gott allein zu vertrauen."

m) Die Mission im Oregon-Distrikt.

An den Westgrenzen der Staaten, welche den Vereinigten Staatenbund bilden, liegen noch zwei bemerkenswerthe Gebiete, das Gebiet Missouri, östlich der Felsgebirge, und das Gebiet Oregon, westlich derselben. In Missouri leben die Indianer, in sehr vielen Stämmen getheilt, weniger vom Ackerbau, sondern nähren sich meist von Viehzucht, Jagd und Pelzhandel. Oregon hat ein schönes mildes Klima, ist bergig, aber fruchtbar und mit schönem Hochwald bedeckt. Die Indianer, welche es bewohnen, an 140,000 Seelen, gehören zu dem Stamme der Plattköpfe, so genannt von der sonderbaren Sitte, ihren kleinen Kindern mit einem Brette die Stirne platt zu drücken. Zu ihnen werden auch die Schlangen-Indianer oder Alliatau's zwischen dem Columbia und Multmonafluß, die Multmona's am Zusammenfluß beider Ströme, die Schahala's zur Rechten des Columbia, und die Tuschepa's, gegen die Quellen dieses Flusses hin, gerechnet. Sie sind sämmtlich von sanfter Gemüthsart, doch minder groß und stark, als die übrigen Indianer, wohnen in großen Hütten und leben fast bloß von Wurzeln. Die Männer kleiden sich bloß in ein Stück Tuch, das sie über die Schultern hängen; die Weiber binden darunter auch noch eine Schürze. Sie tragen Zierrathen in Nasen und Ohren und Korallenschnüre um den Leib und um die Ohren. Gleich den andern Indianern bemalen sie ihr Gesicht mit Farben; eigenthümlich aber ist die

*) Calwer Missionsblatt 1845, p. 39. cf. Missions-Magazin 1845, II. p. 163.

bei den Weibern für schön geachtete Wurstlippe, indem die Unterlippe durch ein ovales, allmälig eingeschobenes und eingezwängtes Stück Holz zu einer abscheulichen Größe erweitert wird. Vielweiberei und Kindermord herrschen bei ihnen, und ihr Elend wird vermehrt durch den von den Pelzhändlern eingeführten Branntwein, der das ursprünglich sanfte Volk immer grausamer und gefühlloser macht. An diese jenseit des Felsengebirges wohnenden Indianer dachte die Amerikanische Gesellschaft schon 1829, indem sie um diese Zeit den Missionar Green in Hawaii beauftragte, von dort aus eine Untersuchungsreise auf der gegenüberliegenden amerikanischen Nordwestküste anzustellen *). — Nicht lange nach dieser Zeit kamen vier Häuptlinge von den Plattkopf-Indianern nach Neu-Orleans und Washington. Sie hatten zu Fuß eine Reise von beinahe 3000 engl. Meilen (1200 Stunden) gemacht, um den General Clarke zu besuchen, den sie ihren großen Vater nennen, weil er der erste amerikanische Beamte war, den sie kennen lernten und zu dem sie das Vertrauen hatten, daß er ihnen in ihrem wichtigen Anliegen Auskunft verschaffen werde. Der Zweck ihrer Sendung aber war kein anderer, als um Erkundigung über den rechten Gottesdienst, wie er unter den weißen Leuten, die fern gegen Sonnenaufgang wohnen, sich findet, einzuziehen. Von einem weißen Manne, der auf einer Reise bis in ihr Land vorgedrungen, waren sie darauf aufmerksam gemacht und ihnen gesagt worden, es gebe bei denselben ein Buch, das Anweisung enthalte, wie man die Gnade Gottes erlangen und zu ihm beten könne, und Jeder, der diesem Buche folge, gehe nicht verloren, sondern werde nach dem Tode in das Land aufgenommen, wo der große Geist wohne, um ewig bei ihm zu leben. General Clarke bestätigte die Wahrheit dessen, was sie gehört hatten, und machte sie mit den Hauptlehren des Christenthums kurz bekannt. Allein nicht Alle hatten das Glück, mit dieser Botschaft zu ihrem Volke in die Heimath zurückzukehren. Zwei von ihnen starben in St. Louis; die beiden Andern, obgleich noch unwohl, traten den Rückweg in's Vaterland an. Dieser Vorfall bestimmte die Methodisten-Gesellschaft in Neu-England, den Missionar Jason Lee, einen Mann von ächter Frömmigkeit und kräftigem Körperbau, mit zwei Gehülfen zu den Plattköpfen zu senden. Sie sollten Alles mit sich führen, was in jenem wilden Lande zur Gründung einer Missionsstation nöthig ist, und schon im März 1833 gedachte Lee die Felsgebirge zu erreichen.

Eine neue Unternehmung in diesen Gegenden wurde 1834 angeordnet, welche zu der Aufrichtung einer Mission im Gebiet des Oregon- oder Columbia-Flusses im September 1836 führte. Missionar Spalding ließ sich unter den Nez Perce's zu Clear Water nieder, Dr. Whitmann unter den Kayuse's in Waiitlapu. — Im Jahre 1838 begaben sich die Missionare Rollau und Ries zu den unbekannten Indianern in's Innere des Landes, um die Plattkopf-Indianer aufzusuchen, wurden jedoch von der Ausführung ihres Planes durch die zu weite Entfernung und den sehr beschwerlichen Weg abgehalten. Doch ward in demselben Jahre eine Station unter den Ponderay's gegrün-

*) Basler Missions-Magazin 1834, IV. p. 624 ff.

det, wozu 1839 die Station Tschimakain unter den Plattköpfen, und Kamiah unter den Nez Perce's hinzukam. Von den bisher genannten Stationen gingen jedoch zwei wieder ein, und bloß Waiitlapu, Clear-Water und Tschimakain blieben bestehen. Hier werden regelmäßige Gottesdienste gehalten und die Zahl der die Schule besuchenden Kinder hatte schon im Jahre 1845 auf 130 sich vermehrt; auch im Ackerbau wurden bedeutende Fortschritte gemacht. Doch heißt es von dieser Mission*) um's Jahr 1847: „Die Mission unter den Oregon-Indianern, die zum großen Nutzen für sich selbst und für die in bedeutender Anzahl einwandernden Weißen eine Schneide- und Mahlmühle besitzt, ist noch in den ersten Anfängen. Alles, was sie bis jetzt ausgerichtet hat, ist das: Zwanzig Indianer haben die heilige Taufe empfangen, ein großer Theil der Uebrigen lernt den Schulunterricht, wenigstens für die Kinder, immer mehr schätzen, und eine noch größere Anzahl errichtet sich bequeme Häuser, bebaut den Acker und zieht Vieh. Nur auf Einer Station, zu Clear-Water, hat sich in der letzten Zeit ein gehässiger Geist gegen die protestantischen Missionare in anmaßenden, beschimpfenden und selbst drohenden Worten kund gegeben und die drohenden Worte sind auch zu Thaten geworden, — die Mission hat darüber einen großen Theil ihrer Habe eingebüßt. Das Beste dabei ist, daß nur die muthwillige Jugend und die unterste Hefe der Alten sich an derlei Ungehörigkeiten betheiligen, — und dieß auch nur in Folge äußerer Aufreizung. Ein unruhiger Weißer nämlich treibt dort, in Verbindung mit einem Delawaren-Indianer, sein unheilvolles Wesen, und römische Priester schleichen in der Nähe umher, um wo möglich im Trüben zu fischen". Letztere schaden besonders dadurch, daß sie den Indianern vorspiegeln, die protestantischen Missionare hätten den Auftrag, auch für die leiblichen Bedürfnisse der Eingeborenen vollständig Sorge zu tragen, wodurch viele der Letzteren sich zu Thätlichkeiten haben verleiten lassen.

Im Jahre 1839 veranstalteten auch die Methodisten eine Mission in diesen Gegenden; 50 Personen, unter ihnen 6 Missionare mit Familie, Tischler, Zimmerleute, Schmiede und mehrere Lehrerinnen machten sich zu diesem Zwecke auf den Weg. Sie hatten bald, besonders mit Hülfe ihrer Lagerversammlungen, 500 Indianer bekehrt. „So wurde denn auch an den Indianern in Oregon", heißt es in einem Bericht vom Jahre 1841**), „die Schrift erfüllt. Die Weisheit dieser Welt hielt es für nöthig, sie erst zu civilisiren, ehe man sie zu Christen machen könne; aber alle Versuche scheiterten. Da gefiel es Gott, seine Gnade zu verherrlichen, indem er einen ungelehrten Farbigen (Tumsowit) zum Werkzeug machte, die Wilden aus ihrem Sündenschlafe zu wecken. Ohne vorbedachte Pläne, ohne künstliche Hülfsmittel menschlicher Klugheit wurden die Wahrheiten des Evangeliums verkündigt: Gott war in Christo u. s. w., 2 Cor. 5, 19. Sie glaubten der Predigt, nahmen Gnade an, wurden erlöst von Schuld und Macht der Sünde und wurden selig. Diese überschwängliche Kraft ist Gottes, nicht der Menschen.

---

*) Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1848, p. 182.
**) Steger, die protestantische Mission II. p. 109 f.



Denn diese Bekehrung der 500 Indianer innerhalb einiger Wochen war keine bloße Meinungsveränderung, — nein, es war eine Wiedergeburt ihres Herzens, der eine so tiefe Geburt voranging, daß Hügel und Thäler mit Schreien um Gnade wiederhallten."

n) Kurze Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes der Indianer.

Basler Missionsmagazin 1855, III. 62 ff.
Evangelisch lutherisches Missionsblatt 1855, p. 43 ff.
Goßner, die Biene auf dem Missionsfelde, 1855, p. 37 f. 45 f.
Das Ausland. Eine Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker. Stuttgart und Augsburg, 1856, p. 490 ff. 804 ff.

Wir haben schon im Anfang (§. 1.) darauf hingewiesen, wie die große Zahl der rothen Stämme in Nord-Amerika seit der Ankunft der weißen Einwanderer durch Krieg, Branntwein und Krankheiten, namentlich die Pocken, in reißend schnellem und Schrecken erregendem Maaße zusammengeschmolzen, so daß die Gesammtsumme der noch übrigen Ureinwohner von ganz Nord-Amerika kaum noch eine halbe Million beträgt, denen nur durch das Evangelium wirksame Hülfe gebracht werden kann, ohne welches sie einem unvermeidlichen Untergange entgegengehen. Es ist ein beraubtes und geplündertes Volk (Jer. 42), und es ist Niemand da, der da sage: Gieb wieder, was du geraubet hast. Nicht sowohl die Beschränkung ihres Gebietes an sich, sondern hauptsächlich die Vertreibung von den Grabstätten ihrer Väter, die angefangene und leider immer neu wiederholte und weiter fortgesetzte Verdrängung von den alten Wohnstätten, wodurch sie immer von neuem der Gesittung und Ordnung entrückt, in die wilden, ungebrochnen Wälder getrieben und den verderblichen Einflüssen des Abschaumes gesitteter Staaten preisgegeben werden, ist für sie eine nur zu reiche Quelle alles Elendes geworden. Denn hat der Indianer einige Fortschritte gemacht, und ist fast überredet, ein civilisirter Mensch zu werden, indem sein Wohnsitz nicht Wild genug hat, um ihn als Jäger zu ernähren, so verläßt er in der neuen wilden Umgebung bald die halbgewohnte Lebensweise, und kehrt in dem neuen Jagdgefilde von neuem zu dem umherschweifenden Jägerleben zurück. Trotzdem werden die Indianer noch fortwährend zurückgedrängt, und alle Jahre schließt man neue Verträge mit ihnen, weil gerade das Land, das die Indianer inne haben, von der Sucht der Weißen besonders begehrt wird. So sehen und genießen sie nie den dauernden und wohlthätigen Einfluß eines geordneten gesellschaftlichen Lebens. — Betrachten wir nun in der Kürze den gegenwärtigen Zustand zuerst der Irokesen in New-York, dann der übrigen Stämme diesseit des Felsengebirges, und endlich der Stämme im Westen der Felsengebirge und an den Ufern des stillen Meeres.

Der einst so mächtige Indianerbund der Irokesen oder sechs Nationen, zu dem die Oneida's, Onondaga's, Seneka's, Tuskarora's, Wyandot's u. A. gehören, ist jetzt bis auf 7000 Seelen zusammengeschmolzen. Davon leben etwa 4000 im Staate New-York auf sogenannten Reservationen, wo sie bei mehrjähriger Ruhe sich

ziemlich ordentlich haben einrichten können; die übrigen sind zum Theil um den Missisippi zerstreut, zum Theil auch in Kanada unter britischer Oberhoheit. Die auf den 9 Reservationen, von denen manche noch über 30,000 Acre Land enthalten, angesessenen Indianer haben im Ganzen 14,000 Acre urbar gemacht, wovon sie Mais, Weizen, Hafer, Gerste, Erbsen, Buchweizen, Kartoffeln 2c. erndten. Sie besitzen eine ziemliche Anzahl Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine u. s. f., und haben im Ganzen ein reichliches Auskommen; ja, manche Familien sind wirklich wohlhabend. Einige Jünglinge haben auf dasigen Universitäten die Rechte, andere Medizin studirt, und wirken nun unter ihrem Volke. Freilich fehlt es auch hier, wie überall, nicht an Faullenzern und Armen; aber die Mittel zu einem guten Auskommen sind doch einem Jeden geboten. Aller Bedrükkung, selbst von Seiten der Staatsbeamten, sind freilich auch diese Indianer noch nicht enthoben, wie denn um 1840 einer der über sie gesetzten Agenten allein die Seneka's in den vier Jahren seiner Amtsführung um beinahe 29,000 Dollars betrog, deren Wiedererſetzung erst nach zehnjährigem Proceß verfügt wurde. Doch finden sie hier im Staate New-York immer noch eher Hülfe und Recht; dazu sind ihrer Viele schon so weit unterrichtet, daß sie sich nicht leicht ein X für ein U machen lassen. Es haben aber diese etwa 4000 Seelen, auf ihren 9 Dörfern, 8 Kirchen und 14 Schulen und zwar seit mehr als 30 Jahren, und dennoch sind ihrer im Ganzen nicht mehr als 350 Christen. Die Uebrigen gefallen sich meist noch in ihren altheidnischen Wegen, oder haben ihr Heidenthum fahren lassen, ohne doch das Christenthum dafür anzunehmen.

Sehr verschieden von den Irokesen in New-York sind diejenigen Stämme, die aus den Staaten gesetzlicher Ordnung verdrängt, in wilde Gegenden versetzt, und dann auf's Neue weiter getrieben wurden, „den Auswurf der Menschheit stets an den Fersen". Während jene im Ueberfluß sitzen, haben diese oft mit dem bittersten Mangel zu kämpfen. Die jährlichen Zahlungen, welche sie vom Staate erhalten, sind meist eben nur hinreichend, um die lüsternen Händler mit ihrem Feuerwasser herbei zu locken, und wenige Tage nach der Zahlung, auf die sie doch das ganze Jahr hindurch rechnen, haben die Indianer selten noch einen Heller, wobei das Schlimmste ist, daß das, was sie etwa dafür einkaufen, in der Regel nichts werth ist, da sie gleich den Kindern nur buntflimmernde Sachen begehren, sie mögen nützlich sein oder nicht. So kommen diese Indianer, obschon es immerhin manche bessere Ausnahme giebt, großentheils nie oder doch sehr schwer zur Selbstständigkeit und zum Schaffen mit eignen Händen, es sei denn daß sie der Hunger dazu antreibt. Ihre Wohnsitze haben diese Stämme in den ungeheuren Ebenen zwischen den fünf See'n und dem Felsengebirge nicht nur sehr zerstreut, sondern auch, in Hinsicht auf ihren Stammeszusammenhang, sehr zerstückt, wodurch, zumal ihr Aufenthalt noch immer fast alljährlich wechselt, eine genaue und in's Einzelne gehende Beschreibung ihres gegenwärtigen Aufenthaltes und Zustandes ziemlich schwierig wird. Werfen wir indessen einen Blick auf die einzelnen Hauptgruppen und folgen dabei ihrem eigenen Zuge von Osten nach Westen, bis zu den Felsengebirgen:

Die Chippewa's. Von diesem einst so mächtigen Stamm wohnen

noch etwa 1600 zerstreut und weit von einander im Staate Michigan. Ihre größten Haufen zählen etwa 100 Seelen, viele nicht halb so viel. Im Jahre 1851 wurden 3000 Chippewa's aus der Nachbarschaft des Obern-See's in ihre „neue Heimath", an den Quellen des Mississippi, versetzt. Einige Hundert blieben, meist Krankheits halber, zurück, von denen Viele sich eignes Land gekauft haben und wohl im Staate bleiben werden. Ihr Hauptsitz ist Grand und Little Traverse, im Norden des Michigan-See's. Sie haben römische, presbyterianische und methodistische Missionare unter sich, deren Berichte im Ganzen hoffnungsvoll lauten, und von denen die römischen das meiste Glück zu machen scheinen. — Ein andrer Theil der Chippewa's ist um den Grand- und Flat-River zerstreut. Auch unter ihnen arbeiten baptistische und methodistische Missionare, im Ganzen mit geringem Fortschritt. — Wieder ein anderer Theil ist um die Saginaw-Bai und die Flüsse hinauf bis an den Pine River zerstreut und leben in 10 bis 12 kleinen Horden zu 30—100 Seelen sehr weit von einander entfernt. Die Meisten davon sind bereits Methodisten, unter den heidnischen Ueberresten aber hat die lutherische Kirche (cf. h.) ihre 2 Stationen an der Saginaw-Bai und dem Pine River, 110 Meilen von einander, vielfach angefeindet von den Methodisten. — Eine größere Anzahl Chippewa's nebst andern Stämmen leben in Kanada (siehe §. 8.) und dem übrigen britischen Nord-Amerika. Unmittelbar an dessen Gränzen, an dem Flusse Pembina und um den rothen See lebten etwa 800 Chippewa's, mit welchen die Vereinigten Staaten im Herbst 1851 einen Vertrag abschlossen, wonach jene ihr dortiges Besitzthum von 5 Millionen Acres Land gegen eine Entschädigung von 230,000 Dollar*) abtraten, und an die Quellen des Mississippi verpflanzt werden sollen, weil das Land um diese herum für Ansiedelung der Weißen untauglich ist, die Chippewa's aber dort von den Sioux, ihren Erbfeinden, geschieden sind.

Die Menomenie's, Sioux und Winebago's. Von den Menomenie's, den Stammverwandten der Chippewa's, leben noch einige Ueberreste im Staate Wisconsin. Durch einen im Jahre 1845 geschlossenen Vertrag traten sie ihr Besitzthum in Wisconsin an die Vereinigten Staaten ab, doch fanden dabei einige Mißhelligkeiten statt, und ein Advokat hat dem armen Volke nachträglich noch zu 271,840 Dollars verholfen. Auch sie müssen sich nun nach dem Westen des Mississippi zurückziehen, wo man ihnen ein Stück meist sandiges und unfruchtbares Land, das für die Weißen zu schlecht, für die armen Indianer aber noch gut genug erscheint, angewiesen hat. Friedlicher und zum Ackerbau geneigter, als die Chippewa's, pflegen die Menomenie's ihre Kinder auch zur Schule anzuhalten, und die Kinder lernen gern. Sonst sind sie ebenso arm und hülflos, wie andere. — Westlich von Wisconsin ist das Territorium Minesota, und südlich von da der Staat Jowa. In

*) Diese Entschädigung sollte durch den Zeitraum von 20 Jahren ohne Interessen abgezahlt werden, und berechnet sich darnach der Preis des Acre auf 2 Cent. oder 10 Pfennige; die jährliche Summe aber trägt für jeden Indianer gerade eine wollene Decke zum Schutz gegen die Strenge des nordischen Winters aus.

beiden wohnen noch viele Indianer verschiedener Stämme in väterlicher Weise. Mit den Sioux in beiden Ländern, etwa 8000 Seelen, ist nach längern Verhandlungen, da sie sich von ihrem Land nicht trennen wollten, ein Vertrag geschlossen, durch welchen die Vereinigten Staaten ein Land von 35 Millionen Acre, größer als der ganze Staat New-York, als „der Garten des Missisippithales“ gepriesen, für die nominelle Entschädigung von 3,075,000 Dollar, die sich aber in der Wirklichkeit auf 575,000 Dollar reducirt, für sich erlangt haben. „Für die Indianer,“ heißt es in dem Berichte der betreffenden Commission, „waren die weiten Gebiete, die sie abgetreten, von unbedeutendem Werthe, und ihre nomadische Besitzung ein wirkliches Uebel. Die Summe, die ihnen bezahlt werden soll, obgleich in Hinsicht auf den wirklichen Werth des Landes bloß nominell, wurde doch für so groß geachtet, als für das wirkliche Wohl der Indianer ersprießlich ist.“ Bezeichnend heißt es weiter: „Dieser Strich ist hinlänglich abgelegen, um die Indianer gegen irgend welchen Druck von Seiten der Weißen für viele Jahre zu schützen, indem das Land, aus welchem sie jetzt zu entfernen sind, eine sehr große Bevölkerung aufzunehmen vermag.“ Der vielen Jahre werden eben nicht sehr viele sein. — Im Jahre 1848 wurden auch die Winebago's aus Wisconsin nach Minesota versetzt. Aber das ihnen angewiesene Land gefällt ihnen nicht, und sie kehren immer wieder in ihre alten Wohnhütten zurück. Deßhalb hat ihnen das Gouvernement an ihren neuen Wohnsitzen — natürlich für ihr Jahrgeld — 700 Acre Land klären lassen, deren Ertrag für eine Volkszahl von 2000 Seelen „fast hinreichend“ sein soll. Sie haben gute Schulen unter sich und einen hinreichenden Schulfonds; ihre sittliche Ausbildung hält aber, wie ihr Agent schreibt, nicht gleichen Schritt mit ihrer äußerlichen Verbesserung.

Westlich von Minesota und Jowa liegt das ungeheure Territorium Nebraska, von dem obern Missouri mit 30 Nebenflüssen durchströmt, die sich wiederum in mehrere Arme theilen. Hier auf den weiten Prairien leben noch viele Tausende von Indianern in beliebter und unumschränkter Wildheit, und nur wenige haben das rauhe Thierfell, das sie kleidet, mit einer wollenen Decke, und den Bogen mit einer Büchse vertauscht. Mit Herzenslust machen sie Jagd auf die Heerden der Büffel, wie auf die durchziehenden Karawanen der Europäer, denen bloß die größte Wachsamkeit, feste Ordnung und zahlreiche Gewehre Schutz verleihen gegen die Indianer, welche sich in gutem Rechte dünken, da die durchziehenden Weißen ihnen ihre Büffel wegschießen und ihr Holz und Gras vernichten. Um die wachsende Unzufriedenheit der Indianer über den Durchzug der Weißen, die in einen offnen Krieg auszubrechen drohte, abzustellen, wurde im Jahre 1837 eine Rathsversammlung bei dem Fort Laramie gehalten. Dahin kamen denn Dacota's, Assenoboin's, Arickera's, Gros Ventre's, Craco's, Cheyenue's, Shoshone's und Arrapohoe's, 10,000 Vertreter von 50,000 Seelen, deren viele sich entweder noch nie oder nur auf dem Kampfplatze gesehen hatten, und lagerten 18 Tage friedlich neben einander. Ein Vertrag ward mit ihnen geschlossen, dessen wichtigste Artikel folgende waren: 1) die Indianer erkennen an und geben den Vereinigten Staaten das Recht, überall Stra-

ßen anzulegen und Militärposten zu errichten; 2) die Indianer versprechen Frieden unter einander zu halten, und abzustehen von aller Beraubung der Weißen, welche durch ihr Land ziehen, wie auch den Schaden zu ersetzen, der den Durchziehenden von ihren Leuten zugefügt werden möchte; 3) die Indianer wollen ihre Klagen über Zerstörung der Büffel, des Holzes und des Grases durch die Einwanderer nach erhaltenen Geschenken einstellen; 4) die Vereinigten Staaten verpflichten sich zur Zahlung von 50,000 Dollar für den Zeitraum von 50 Jahren, in Gegenständen, welche die (umherziehende) Lebensweise der Indianer erfordern wird. Auch bei der beiderseitigen Haltung des geschlossenen Vertrages wird doch der Zustand dieser Indianer immer bedenklicher. Die Büffelheerden verlieren sich immer mehr, und doch liefern sie fast allein Nahrung, Kleidung, Wohnung und Handelsartikel dem rothen Mann; dazu haben die Massen der durchziehenden Europäer Pocken, Cholera und andere Seuchen eingeschleppt, die schon Tausende von Indianern hinweggerafft haben und noch immerfort unter ihnen wüthen. Darum ist bereits ein Vorschlag gemacht, der leider wieder auf das unselige Versetzen hinausläuft. Es sollen nämlich die zum Ackerbau geneigten Stämme an irgend einem der Flüsse, soweit als möglich von der gewöhnlichen Auswandererlinie, feste Wohnsitze erhalten; die übrigen aber, die eben „unverbesserliche Wilde" sind, deren Civilisation Jahrhunderte Zeit kosten würde, möchte man nach einer billigen Entschädigung für ihr Land an die östlichen Gränzen von Neu-Mexiko zerstreut wissen. Immerhin eine trübe Aussicht für die Tausende von Nebraska!

Südlich von Nebraska ist das sogenannte Indian Territory, wohin die Regierung der Vereinigten Staaten viele Stämme aus den östlichen und mittlern Staaten verpflanzt hat. Auch dort wird des Wildes immer weniger, und die Indianer leiden oft Noth. Dortige Beamte aber prophezeien wiederholt: „In zehn Jahren ist gar kein Wild mehr vorhanden, und die Indianer müssen civilisirt sein, oder — umkommen." Deßhalb sucht sie die Regierung im Landbau zu unterstützen und ihnen dazu Lust zu machen. Aber vom Abschaum der Menschheit umringt, der, von dem Jahrgeld der Indianer angezogen, sie verfolgt und mit den Lastern der Weißen bekannt macht, denen sie nur zu leicht zur Beute werden, nehmen nur Manche von den zahlreich vorhandenen Missionaren sich ein besseres Beispiel, zumal das natürliche, einmal mißtrauisch gemachte Auge auch bei diesen oft nichts weiter als Eigennutz sieht, besonders da, wo die Stationen — mit dem Gelde der Indianer — vom Staate unterstützt werden.

Die Wea's und Peoria's fangen nun doch an, etwas mehr Ackerbau zu treiben, während ihre Nachbarn, die Miami's, zurückbleiben und sich ihre Jahrgelder immer mehr zum Verderben gereichen lassen.

Die Sak's und Fok's (Sack- und Fuchs-Indianer), welche die umliegenden Gemeinden durch ihre beständigen Räubereien beunruhigen, sträuben sich fast am meisten gegen alle Civilisation. Sie wollen keine Weißen, auch keine Missionare unter sich dulden, damit ja ihr väterlicher Aberglaube keinen Schaden leide. Ebendeßhalb mögen sie auch kein Blockhaus bauen oder auch nur bauen lassen, weil das eine Neue-

rung ist, welche die Weißen nach sich ziehen könnte, vor denen sie sich sorgfältig hüten. Pocken und andre Seuchen finden aber doch den Weg in ihre Mitte, und raffen sie zu Hunderten hinweg. Manche lassen sich darum das Impfen von weißen Aerzten gefallen; Andere sterben lieber, ehe sie sich einen Weißen zu Leibe kommen lassen.

Die Ottowa's kommen im Aeußerlichen besser fort, legen die falsche Scham vor der Arbeit immer mehr ab und haben in Folge dessen nicht nur gute Felder, sondern auch wohnliche Häuser u. s. w. Auch der verderbliche Trunk wird immer mehr gemieden.

Die Wyandot's zeichnen sich wieder durch Faulheit, Trunkenheit und Unwissenheit aus, vielleicht eben doch in Folge der zu großen Jahrgelder, da sie bis zu 60 Dollar der Kopf erhalten. Sie mögen durchaus nichts angreifen, und der abscheulichen Händler kommen immer mehr und sorgen durch ihren Branntwein und ihre bösen Rathschläge dafür, daß sie nicht recht zur Besinnung kommen. Ihre Zahl beträgt nicht über 600 Seelen, und davon sind in 10 Wochen Mehrere gefährlich verwundet und Einer erstochen worden, zehn in Folge zu großen Trunkes und dreizehn Andere, auch Säufer, an der Cholera gestorben. Selbst die Kinder folgen dem bösen Beispiel der Alten und bleiben von den Schulen weg. Alle Ermahnungen sind erfolglos, und ihr völliger Untergang scheint sehr nahe zu sein, obschon es auch hier noch einige bessere Ausnahmen giebt.

Den Delawaren wird ihr vieles Geld gleichfalls verderblich; sie sind im Rückfall begriffen, doch noch nicht so weit, als die Wyandot's, ihre „Oncles."

Die Shawnee's dagegen sind etwas nüchterner und fleißiger, unter ihnen gedeihen auch die Schulen besser und geben gute Hoffnung.

Die kleine Heerde der Muna-Indianer, von den Beamten „mährische Brüder" genannt und dem Namen nach alle Christen, sind nach dem Berichte des dort wohnenden Agenten bei allem Vorschub, den sie so lange von der Mission hatten, im Ganzen eine lüderliche und zerrissene Bande.

Die Choktaw's, noch über 14,000 Seelen, neigen sich mehr und mehr zum Bessern. Die Trunksucht nimmt ab, Fleiß und Betriebsamkeit nehmen zu, und ihre Lebensweise wird mehr und mehr geordnet. Für die Kinder sind gute Schulen errichtet und werden fleißig benutzt.

Die Chikasaw's, noch einige 1000 Seelen, leben im Lande der Choktaw's, ihrer Stammverwandten, unter diesen zerstreut. Sie haben gute Schulen, in welchen zugleich Landbau getrieben wird, und die Kinder lernen gern. Die jährlichen Kosten für ein Kind in dieser Schule sind 75 Dollars oder etwas über 100 Thlr., wovon $\frac{1}{6}$ von der Missionsgesellschaft der Methodisten, $\frac{5}{6}$ aus den Fonds der Chikasaw's bezahlt werden.

Die Creek's sind noch sehr zurück, und ihr Fortschritt wird durch gewisse Anfoderungen, die sie bisher vom Staate vergebens zu erlangen suchten, mit aufgehalten.

Die Seneka's sind im Aeußern wohl versorgt, haben gute Wohnhäuser und einträgliche Felder, sind aber fast alle noch Heiden, und die

Kinder gehen wenig, ja fast gar nicht in die vorhandenen Schulen. Ebenso steht es mit den Quapaw's, ungeachtet sie seit 18 Jahren Missionare und Lehrer unter sich haben.

Die Osagen sind noch ganz ein Jägervolk, leiden aber oft bittern Mangel, da das Wild mehr und mehr verschwindet. Sonst sind sie begierig nach Unterricht für ihre Kinder; diese sollen anders werden, die Alten aber wollen bleiben, was sie sind.

Die von Florida mit großen Opfern hierher versetzten Seminolen, etwa 2500 Seelen, sind in einem unbefriedigten Zustande. Sie stehen unter dem viel zahlreicheren Stamme der Creek's, und dieß verträgt sich übel mit ihrem Freiheits- und Rechtsgefühl. Ihre Jahrgelder sind gering und hören in wenigen Jahren ganz auf. Man fürchtet Unruhen, und möchte sie doch gern freundlich erhalten, um mit ihrer Hülfe die noch übrigen Reste ihres Stammes aus Florida zu locken, die bisher, trotz Tausenden von Menschenleben und Millionen von Dollars, nicht haben entfernt werden können.

Die Cherokesen endlich unterscheiden sich von allen diesen Stämmen in eigener Weise. Durch ihre lange und nahe Berührung mit den Weißen sind sie fast alle gemischten Blutes, und so ist auch ihr Zustand ein Gemisch von Wildheit und Civilisation. Obschon sie die englische Sprache allgemein verstehen, haben sie doch ihre eigene zur Schriftsprache erhoben, und zu Talequa, ihrer Hauptstadt, wird eine Zeitung halb cherokesisch und halb englisch gedruckt. Sie haben unter sich 22 Elementarschulen und 2 Seminarien, davon das eine für Mädchen. Letztere beiden Anstalten kosten der Nation an 80,000 Dollar und sollen jede 100 Zöglinge fassen. Man findet bei ihnen 12 Kirchen mit ebenso vielen Predigern: 5 aus den Congregationalisten, 4 aus den Baptisten, 2 aus der Brüdergemeinde und 1 aus den Methodisten. Ihr Enthaltsamkeitsverein zählt etwa 1000 Glieder, und ihre Bibelgesellschaft hat 150 Dollars jährliche Einnahme. Endlich haben sie auch ein Gouvernement errichtet, wobei sie das der Vereinigten Staaten zum Muster nahmen, haben sich aber damit in bedeutende Schulden gestürzt. Trotzdem sind sie geneigt, diese Verfassung zu verändern, weil gerade die einflußreichsten Glieder besoldete Aemter haben und ihr persönliches Interesse dem Wohle des Ganzen nicht zum Opfer bringen mögen. Bei ihren ungeheuren Anstrengungen für ein geordnetes Erdenbürgerthum haben sie ziemlich allgemein das Himmelsbürgerthum aus den Augen verloren, und ihr Agent schreibt von ihnen: „Ich fürchte, der sittliche Zustand der Cherokesen ist ihrer Verstandesbildung nicht gleich. Der Stand ihrer Sitten ist niedrig; sie sind ein sehr verschlagenes und listiges, aber dabei keineswegs fleißiges Volk. Sie haben große Lust zum Handel, und lassen sich ihre Aecker gern von den Weißen bearbeiten."

Südlich und südwestlich von dem Indianer-Territorium liegt Texas, wo noch an 30,000 Indianer nach natürlicher Weise und Wildheit leben, aber vom Staate sehr bedrückt werden. Ihrer Subsistenzmittel beraubt, sind sie genöthigt zum Rauben, müssen dafür Jagd auf sich machen und sich todtschießen lassen, was natürlich ohne Vergeltung nicht abgeht. So wird auf beiden Seiten vieles Blut vergossen; das Gouvernement der

Vereinigten Staaten ist aber mit der Staaten-Regierung von Texas in Unterhandlung getreten, um die Indianer zu schützen.

Das Land zwischen dem stillen Ocean und dem Felsengebirge bietet nicht die ungeheuren Ebenen, wie das eben von uns durchwanderte Gebiet; Berge und Thäler wechseln mit einander ab, und bedingen eine Mannigfaltigkeit sowohl des Klima's und der Erzeugnisse, als auch eine Verschiedenheit unter den Eingebornen selbst. Während die Thalbewohner mild und ruhig, und aus Noth fleißig sind, haben die Indianer der Gebirge ein wildes, kriegerisches, unabhängiges und gewissermaßen unlenksames Wesen neben einer viel höheren Begabung auch in geistiger Beziehung. Einen Uebergang zwischen beiden Klassen bilden die am Fuß der Gebirge wohnenden Indianer. Im Allgemeinen tritt die Erscheinung dieser Stämme im Vergleich mit denen zwischen dem Felsengebirge und dem Atlantischen Meer zurück; ihr Schicksal aber wird endlich dasselbe sein.

Auch in Oregon sind die Weißen schon mit den Indianern zusammengestoßen. Das Gouvernement wollte dem Uebel womöglich begegnen und suchte auch mit ihnen Verträge zu schließen, vermöge deren sie, da der Strom der Einwanderung hier von Westen nach Osten geht, ihr Land abtreten und östlich an die Felsengebirge hin versetzt werden sollten. Aber keine Kraft der Ueberredung konnte sie vermögen, die Grabstätten ihrer Väter zu verlassen. Willig traten sie zwar ihr übriges Land ab, von ihren Wohnstätten aber waren sie nicht hinwegzubringen. Pocken und andere Seuchen haben auch die Tausende Oregon's verringert, aber sie weichen nicht. „Hier", sagten sie zu dem Agenten, „hier liegen die Gebeine unserer Väter, hier sollen auch die unsrigen liegen. Menschlicher wäre es und barmherziger, die Weißen tödteten uns hier auf der Stelle auf einmal, ehe sie uns von den Grabstätten unsrer Väter trieben. Wir werden nie das Land abtreten, das die Gebeine unserer Väter birgt". So mußte man sie denn auf kleinen Reservationen lassen, wo sie meist von Wurzeln u. dgl. sich nähren. Andere, weniger geschwächte Horden sind muthiger, und römische wie methodistische Missionare suchen ihr Wohl zu fördern. Im Ganzen aber sind die Zustände noch sehr urmassig.

Noch verworrener sind die Zustände der Indianer in Kalifornien und Mexiko, wo zwischen den Einwanderern aus Europa und den Ureinwohnern auch bald ein allgemeiner Krieg sich vorbereitete, dem man durch Verträge zuvorzukommen suchte. Denn „es ist billiger, die ganze Horde ein Jahr lang zu speisen, als eine Woche lang mit ihnen zu kämpfen". Einzelne Stämme haben sich in die Gebirge zurückgezogen und pflegen nur des Nachts herunter zu kommen, um den Weißen Vieh zu rauben. Auch mit ihnen hat man unterhandelt, und bei manchen Stämmen ist es gelungen, sie von ihren Wohnsitzen zu entfernen und auf kleine Reservationen zu beschränken, die meist ganz unfruchtbares Land enthalten. Die Indianer hatten dazu freilich keine Lust; sie klagten, und thaten es endlich nur, um vor dem weißen Manne sicher zu sein. Vergebliche Hoffnung! Sie werden diese Stätte nirgends finden. „Wo wären denn Keine von euch?" antworteten betrübt schon die Oregon-Indianer, als man sie nach Gegenden fragte, wo die Weißen sich

noch nicht niedergelassen hätten, um ihnen dort Reservationen anzuweisen. Bald genug werden auch die Tausende Kaliforniens dasselbe ganz in Besitz nehmen. Wie traurig! Ueberall betragen sich die Weißen so, daß die Indianer Alles daran geben, um von ihnen entfernt in Ruhe zu leben, und doch hat die Erde einen solchen Ort für sie nicht. Ach, daß doch die Weißen sich so bewiesen, daß ihre Nähe gesucht und nicht geflohen würde! Hier wäre noch ein großes Feld für die Ausstreuung unvergänglichen Samens. Aber Männer sind dazu erforderlich, wie sie nicht überall gefunden werden. — Gott walte in Gnaden auch über diesen Geschöpfen seiner Hand, und lasse ihnen nach der langen Nacht nun bald die Sonne der Gerechtigkeit aufgehen mit Heil unter ihren Flügeln!

§. 8. Die Mission im Britischen Nordamerika.

cf. Calwer Handbüchlein ꝛc. p. 471 ff.

Wennschon sämmtliche Nordgegenden Amerika's oberhalb der Vereinigten Staaten unter britischem Einflusse stehen, so haben doch nur die nordwestlichen Gegenden unterhalb Labrador, welche man deßhalb allein zum britischen Nordamerika rechnet, eine ordentliche englische Gouvernementsverfassung. Es gehört dazu die Insel Neufoundland, die St. John's- oder Prinz Eduard's-Insel, Neubraunschweig und Neuschottland (Akadien) diesseit des Lorenzstromes, und Ober- und Unter Kanada, im Ganzen ein Flächengehalt von 16,000 Quadratmeilen. [illegible]tliche Länderstrecken sind nur gering bevölkert, und die über 1½ Millionen betragende Einwohnerzahl hat den neueren, sehr starken Einwanderungen das Meiste zu verdanken. Außer den Gegenden am Lorenzstrom sind landeinwärts meist unermeßliche Wälder, und man kann oft viele Meilen und ganze Distrikte durchreisen, ohne auf einen Menschen zu stoßen. Von dem Engländer Cabot 1497 entdeckt, 1608 aber erst von den Franzosen besetzt, wurde nach langen und blutigen Kämpfen zwischen Franzosen und Engländern ganz Kanada 1763 an die letzteren abgetreten. So kam es auch, daß die Bewohner von Unter-Kanada mit den Hauptstädten Quebeck und Montreal mehr katholisch-französisch, die von Ober-Kanada mit den Hauptstädten York und Kingston protestantisch-englisch sind.

Die Indianer in diesen Gegenden haben seit 100 Jahren das Schicksal ihrer Brüder in den Vereinigten Staaten getheilt. Unter den Stämmen, von denen noch Ueberreste auch in Kanada sich finden, waren einst die wichtigsten die Irokesen oder sechs Nationen, Akwanuschiani (Bundesvolk), wie sie sich selber nannten. An der Spitze dieses schon öfter erwähnten Bundes standen die Mohawk's, von welchen die Huronen und Ottowa's Seitenfamilien, und in Kanada nur bei Quebeck geringe Ueberreste sind. Ferner die Algonkinen, die jetzt hauptsächlich über Ober- und Unter-Kanada verbreitet sind, meist Pelzjäger, die aber durch den „Vernunftzerstörer", wie sie selbst den Branntwein nennen, allmälig ausgerottet werden, obschon unter ihnen jetzt die Missionen kräftig wirken. Stammverwandte der Algonkinen sind die Chip-

pewa's am Simcoesee zwischen dem Huron und Ontario, die in Dörfern wohnen, Ackerbau treiben und jetzt Missionare haben, die Knisteno's, bis nach Labrador hinauf, wo sie der Schrecken der Eskimo's sind, die Abbitobbis, Nenawehk's u. A. mehr zu den freien Indianern bis an den Mackenziefluß hinauf gehörende. Weiter die Lenappe's oder Delawaren mit den Mahikandern, Shawnee's, Illinesen, Miami's, Pottawatamie's, Winebago's u. A. Dann die Osagen mit den Sioux und Assiniboinen, letztere zwischen dem Obern- und Winipeg-See in Kanada wohnhaft. Endlich die Mikmak's oder Surikesen, einst auf der Ostküste von Kanada, Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, jetzt nur noch an der Südwestküste von Neu-Schottland und, wie man vermuthet, im Innern von Neufoundland. Die Meisten dieser Indianer, soweit sie in Kanada sind, befinden sich in einem elenden Zustande von Schmutz, Armuth und Unwissenheit. Ein Theil derselben ward durch römische Priester von Unter-Kanada aus, wo die römisch-katholischen Franzosen und Irländer den Hauptstamm der Bevölkerung bildeten, zur Taufe und zum Heiligendienst vermocht, ohne dadurch aus dem Zustande heidnischer Finsterniß gerettet zu werden. Erst durch das Hinzutreten der evangelischen Mission begann an den Punkten, wo Stationen errichtet wurden, eine sittliche Veränderung, welche dann von da aus auf die Umgebungen ihren Einfluß weiter und weiter ausdehnte. Außer der Brüdergemeine haben besonders die englischen und amerikanischen Methodisten das Missionswerk im britischen Nord-Amerika sich angelegen sein lassen, obschon die Pelzhändler mit ihrem Giftwasser auch hier ihnen die Arbeit in hohem Grade erschweren.

In dem Gebiet am Thamesflusse, 18 Stunden von seiner Mündung in den zwischen dem Huron- und Erie-See befindlichen See St. Clair, hat die Brüdergemeinde ihre Station Neu-Fairfield, den geringen Ueberrest einer mehr als 100jährigen Arbeit unter den Indianern in den Vereinigten Staaten. In Fairfield hatte, wie wir früher (§ 6.) gesehen, ein Theil der Bekehrten, nachdem er zwölf Jahre lang nach allen Seiten umhergetrieben worden war, endlich im Jahre 1792 einen Ort gefunden, da er ruhen konnte. Von hier aus wurde dann auch ein Missionsversuch unter den benachbarten Chippewa's gemacht. Missionar Denke errichtete 1802 seine Hütte auf einem wenig bewohnten Eilande im St. Clair, und verbrachte hier, von der übrigen menschlichen Gesellschaft wie abgeschnitten, einen Winter in der Wildniß unter den Chippewa's, bis er deren Sprache so weit erlernt hatte, daß er sich mit den Indianern nothdürftig unterhalten und mit stammelnder Zunge den Kreuzestod Jesu verkündigen konnte. Dann bezog er 1803 den Posten am Jongquakamik, 4 Stunden von Fairfield. Aber nach zwei Jahren schon starben die Häuptlinge, welche ihm Schutz zugesagt hatten, und in den Wilden erwachte der alte Groll gegen die Weißen: Saufgelage und heidnische Gaukeleien nahmen in der Nähe des Missionshauses überhand und nöthigten Denke 1806 zum Rückzuge nach Fairfield, wo er darauf einen jungen Chippewa als Erstling der Nation taufte. Auch ein anderweiter Missionsversuch am Sandusky (1804—11) mißlang, und so hatte die Brüdergemeinde bei Zeisbergers Hinschei-

den im Jahre 1808 nur die beiden Stationen Fairfield in Ober-Kanada und Gosen in Pennsylvanien. Im Jahre 1813 während des Krieges zwischen den Engländern und Nordamerikanern sah sich die Gemeinde genöthigt, aus Fairfield zu flüchten, und der Ort wurde von Letzteren zerstört. In betrübter und kümmerlicher Lage, obwohl von der Regierung und von einer Gesellschaft in New-York unterstützt, irrten die Geflüchteten an verschiednen Orten umher, bis sie 1815 nach geschlossenem Frieden nach Fairfield zurückkehren konnten, wo sie nun auf dem entgegengesetzten Ufer des Thamesflusses sich anbauten und den Ort Neu-Fairfield nannten. Um diese Zeit fingen die heidnischen Prediger wieder an, sich zu zeigen, unter ihnen besonders ein alter berüchtigter Zauberer, Quim, der von Jugend auf ein bitterer Feind der Missionare und der christlichen Indianer gewesen war. Im März 1816 aber ward den Brüdern die große Freude zu Theil, daß dieser alte verhärtete Sünder in einer schweren Krankheit in sich ging, und erst dem Helfer Jakob, dann dem Missionar Denke die große Bekümmerniß seines Herzens um seine Sünden darlegte, und dringend um die Taufe bat. Er bezeugte seinen Glauben mit solchem Nachdruck, daß alle Anwesenden zu Thränen gerührt waren. Am 11. März, kurz vor seinem Ende, ward er mit Namen Leonhard getauft, und freudig sprach in der Gemeinde Einer zu dem Andern: „Quim unser Feind ist nun unser Bruder geworden!" — In Gosen riß leider um diese Zeit große Trunksucht ein, und die Zerrüttung ward endlich so allgemein, daß die Versammlungen und Schulen aufhören mußten. Im Oktober 1821 wurden die Missionare abberufen, und den treugebliebenen Indianern als Zufluchtsort Neu-Fairfield angewiesen. Hier leben etliche Hunderte von Indianern unter dem Einflusse des Evangeliums, und daß unter ihnen ein lebendiger Geist weht, bezeugen Aeußerungen der Bekehrten, wie diese: „Wenn ich über mein vergangenes Leben denke, wie ich mich der Sünde hingab und böse Leidenschaft mich beherrschen ließ, so bin ich mit tiefer Schaam erfüllt, und doch freue ich mich auch, daß der Geist Gottes endlich Eingang fand in mein verderbtes Herz, mich von der Sündenherrschaft zu befreien; jetzt ist mir die Sünde ein Gräuel, ich fühle Sinn und Herz verändert, und mein Glaube wächst, wird stark und fest durch das Hören des göttlichen Wortes." Und wie lieblich klingt das Wort einer alten Großmutter am Sarge eines Enkels: „Ich liebte mein Enkelkind sehr und beklage meine Tochter um seines Verlustes willen, aber wenn ich denke, wie stark das Recht des Schöpfers an sein Geschöpf und des Erlösers an die Kinder ist, die Er mit Seinem Blut erkauft hat, wie selig sie bei Ihm sind, und welch ein Segen es ist, für immer von der Welt und der Gewalt des Satans erlöst zu sein, so stehe ich nicht an, das Kind gern in Seine Hände zu übergeben." — Von Neu-Fairfield aus wurden die Pottawatamie's besucht, von denen der alte Missionar Luckenbach, der über 40 Jahre unter den Indianern gedient hat, im Jahre 1844 schreibt: „Die Einsammlung der Indianer Nord-Amerika's ist stets nur langsam gegangen; jetzt scheint es durch die Arbeit anderer Gesellschaften rascher gehen zu wollen. Noch bleibt viel zu wünschen und zu thun. Unsre Puttawatamie's sind immer noch sehr wild und scheu, suchen

keine geistliche Gemeinschaft mit uns und fliehen eher vor dem Lichte des Evangeliums, und da sie stets von einem Jagdgrunde zum andern schweifen, so bleibt uns nur die Hoffnung, daß einst ihre Ohren für die Botschaft des Friedens aufgehen werden." — Im Jahre 1838 wurde von Neu-Fairfield aus eine Station zu Westfield*) am Missouri gleichfalls unter den Delawaren angelegt, die in wenigen Jahren 152 Seelen zählte. Allein im Jahre 1852 wurde das Besitzrecht des Landes streitig gemacht, und die dortigen Indianer mit ihrem Missionar Oehler genöthigt, sich nach einem neuen Wohnplatz umzusehen, den sie nach mehreren beschwerlichen und vergeblichen Wanderungen 19 englische Meilen von Westfield am Kansasflusse fanden, wo von den Delawaren ein Stück Land wirklich angekauft wurde. Am 28. Februar 1853 kam es zum Aufbruch von Westfield, aber in Folge heftigen Schneewetters brachen unter den im Freien campirenden Indianern Krankheiten aus und 8 von ihnen starben in wenig Wochen. Nach den neuesten Berichten fährt das Gemeinlein fort, an dem neuen Wohnort sich in der Stille zu bauen. Durchgängig herrscht ein guter Geist, und der Einbringung von Branntwein wird mit Entschiedenheit gewehrt. Reinlichkeit und Ordnung herrscht in dem neuen Oertchen, und die kleine Kirche ist bereits ganz hübsch in Stand gesetzt. Durch die Versetzung der Geschwister Oehler war die Gemeinde 3 Monate lang ihres Missionars beraubt, bis am 24. Juni 1854 deren zwei Nachfolger anlangten, welche mit herzlicher Freude begrüßt wurden. In Bezug auf diese Station wird bemerkt:

„Wenn irgendwo gesagt wird, es sei das Missioniren unter einem noch ganz unstäten Heidenvolk, das keine festen Wohnsitze habe, sondern von der Jagd lebe und umherziehe, fast unmöglich; es wäre zu wünschen, daß solche Völker, ehe ihnen das Evangelium gebracht werde, erst unter das Gesetz kämen, von der Civilisation unterjocht und zum Stillsitzen und Arbeiten gezwungen würden, welches eine nothwendige Bedingung der Empfänglichkeit für das Evangelium sei, so hat es sich wenigstens bei diesen Indianern anders gezeigt. Keine Macht der sie umgebenden Civilisation, keine Noth und Bedrängniß hat sie dazu bringen können, ihr unstätes Leben aufzugeben: sie sind gestorben und verdorben; — nur die Kraft des Evangeliums hat dieß über sie vermocht. Unsre bekehrten Indianer sind friedliche und arbeitsame Staatsbürger geworden, besitzen aber dennoch nicht die Geistesfähigkeit, um mit den immer weiter vordringenden europäischen Kolonisten gleichen Schritt zu halten und sich gegen sie zu behaupten, und haben daher äußerlich nichtsdestoweniger ein trauriges Loos in Aussicht. Es ist auffallend, wie sehr die Indianer an Bildungsfähigkeit hinter den Negern zurückstehen. Diese werden nicht unpassend mit Kindern verglichen, die zwar roh und ausgelassen sind, aber unter dem Zwang des Lehrmeisters trefflich lernen, wie man in Westindien sieht, wo es jetzt reiche Pflanzer und große Kaufleute von schwarzer Farbe giebt. Die Indianer dagegen gleichen in ihrem Character dem Alter, das fest am Hergebrachten hängt und sich jeder Zumuthung, in Sitten und Gebräuchen etwas Neues anzunehmen, entschieden widersetzt."

Ueber das ganze britische Nordamerika breiten die englischen Methodisten ihre Wirksamkeit aus. Doch haben sie ihr Augenmerk beinahe mehr auf die eingewanderten Europäer, als auf die Indianer gerichtet, und die Verwilderung der Ersteren gränzt auch oft nahe genug an Heidenthum. Die Methodisten unterhalten in Kanada, Neubraunschweig, Neuschottland und Neufoundland zusammen auf mehr als 80

*) Missions-Magazin 1855, III. p. 51 ff.

Stationen 87 Missionare mit 900 freiwilligen Lehrern, und die Zahl ihrer Gemeindeglieder beläuft sich auf 14000, unter welchen auch 1000 Indianer sich befinden. — In gleicher Weise wirkt die schon 1698 in England gegründete Gesellschaft zur Verbreitung christlicher Erkenntniß, welche über 50 Missionare unterhält, die in allen Städten Kanada's und wo möglich auch auf dem Lande Wochen- und Sonntagsschulen für Knaben und Mädchen zu errichten suchen. Die Missionare der Gesellschaft zur Fortpflanzung des Evangeliums wirkten auch nebenher unter den Indianern; an der Mission unter den etwa 2000 Mohawk's, welche am Grand River wohnen, nahmen verschiedene ihrer Sendboten in Ober-Kanada Theil; mehrere Schulen wurden angelegt und einige Theile der Bibel, in ihren Dialekt übersetzt, herausgegeben.

Die amerikanischen Methodisten haben im britischen Nord-Amerika vorzugsweise die eigentliche Missionsarbeit unter den Heiden im Auge. Der zahlreichste Stamm daselbst sind die Chippewa's*) mit ihren verwandten Stämmen, den Missisauga's, Assinibonen, Knistino's u. a., zusammen gegen 30,000 Seelen. Ihre Sprache wird sehr hoch gehalten, und wird verstanden vom Ontario-See bis an die Mündung des Mackenzie in das nördliche Eismeer. In ihr ist bereits das Neue Testament übersetzt. Sonst finden sich in Kanada auch noch 8000 Mohawk's und Monsey's oder Delawaren, seit den ältesten Zeiten die unversöhnlichsten Feinde der Chippewa's, bis nun jetzt das Evangelium angefangen hat, sie zu versöhnen, das auch in diesen Gegenden in der Chippewa-Sprache gepredigt, gebetet und gesungen wird. — Die erste von den amerikanischen Methodisten gesammelte Christengemeinde finden wir am Creditfluß, westlich von York, unter den Missisauga's. Hier haben sich vom Jahre 1825 an nach und nach 130 Familien niedergelassen, deren Mitglieder fast alle getauft sind und durch Ordnung, Fleiß und Friedensliebe sich auszeichnen. — Weiter westlich am Grand-River, der in den Eriesee sich ergießt, liegt ein beträchtlicher Landstrich, der den Mohawk's zum ausschließlichen Besitz überlassen ist. Hier siedelte im Jahre 1783 der berühmte Häuptling Johann Brandt sich an, und gründete an der Ostseite des Flusses das Städtchen Brandtfort. Er hatte es im Freiheitskriege treu mit den Engländern gehalten, und war nicht bloß durch Tapferkeit und Kriegserfahrenheit ausgezeichnet, sondern besaß auch eine wissenschaftliche Bildung, verstand Griechisch und Lateinisch, und übersetzte das Evangelium Matthäi in die Mohawksprache. Doch war sein Christenthum wohl mehr Sache des Verstandes als des Herzens, und sein Stamm war noch lange nicht christlich. Von Zeit zu Zeit kamen Methodisten-Prediger in die Gegend, ohne genügenden Eingang bei den Mohawk's zu finden, bis endlich im Jahre 1822 dem Missionar Torry, der von den Mündungen des Grand-River immer weiter herauf in die indianischen Ortschaften kam, die Bekehrung derselben gelang. So gründlich aber wurden sie durch den Glauben an Christum umgewandelt, daß sie

*) Basler Missions-Magazin 1828, IV. p. 647 ff.

die alte Stammesfeindschaft aufgaben und freiwillig ihre Missisauga-Brüder einluden, zu ihnen zu kommen und das fruchtbare Land und die Segnungen des Evangeliums brüderlich mit ihnen zu theilen. — Torry zog noch weiter, und ihm und seinen Mitarbeitern, namentlich eifrigen Nationalgehülfen, gelang es, auch zu den Kayuga's und Onondago's das Evangelium zu bringen. — Etwa drei Stunden unterhalb Brandtfort wohnen am Grand River auch noch gegen 300 Tuskarora's und Ottawa's, einst zu den sechs Nationen gehörig, jetzt gleichfalls Christen und um 1844 durch den Baptisten-Missionar Thomas auf ihr Ansuchen zu einer Gemeinde gebildet. — Ueber die westlichen Berge von Brandtfordt hin an den Quellen der Thames (Themse) sind die christlichen Indianer-Niederlassungen Monseytown und Chippewahtown, in deren Lebensweise seit 1825 durch Methodisten-Missionare große Veränderungen bewirkt sind, nicht weit davon, am Kararifluß ist eine Niederlassung christlicher Wyandot's, die früher am Sandusky in Ohio wohnten. — Seit 1827 haben die Methodisten auch zwischen dem Ontario- und Huron-See Arbeit gefunden. Auf drei Inseln des Reis-See's (Rice Lake) sind christliche Kirchen errichtet, die von 300 Missisauga's besucht werden; auf den Inseln im Simcoe-See ist eine Algonkinen-Gemeinde von 250 Erwachsenen; an der Quinty-Bai am Ontario-See hören 120 Mohawk's das Wort Gottes, und auf Grape-Island, einer Insel in dieser Bucht, besteht eine Gemeinde von ein paar hundert gläubigen Missisauga's, ebenso in Wilberforce am östlichen Ende des Huronsee's. Letztere Station ist von besonderer Wichtigkeit als Hauptsammelplatz der nördlichen Indianer, welche hier ihren Pelzmarkt haben. Deßhalb giebt es an diesem Orte reichliche Gelegenheit zur Ausbreitung des Evangelium's unter den Knistino's und Abbitibi's. — Im Ganzen haben die amerikanischen Methodisten ungefähr 2000 Erwachsene und 4000 Kinder in Unterricht und Pflege; je weiter aber die Gemeinden in der Wildniß, d. h. fern von dem Einfluß europäischer Kultur und des Branntweins sind, desto blühender und fruchtbarer sind auch die Missionen.

§. 9. Die Mission in Hudsonia.

Sondermann, die Mission der kirchlichen Missionsgesellschaft in England unter den heidnischen Indianern des nordwestlichen Amerikas. Nürnberg 1847.
Basler Missions-Magazin 1855, III. p. 75 ff.
Calwer Monatsblätter 1841, p. 167 ff; 1843, p. 164 ff; 1844, p. 164 ff; 1845, p. 145 ff; 1848, p. 164 ff; 1849, p. 164 ff; 1853, p. 145 ff. 161 ff; 1854, p. 152 ff; 1855, p. 145 ff; 1856, p. 162 ff.

Mit dem Namen Hudsonia, auch wohl Ruperts-Land, werden sämmtliche Nordländer Amerikas, welche die sogenannte Hudsonsbai-Gesellschaft inne hat, bezeichnet. Im Jahre 1669 nämlich hatte Carl II., König von England, dem Prinzen Rupert und einer mit ihm verbundenen Gesellschaft das Privilegium ertheilt, eine Expedition nach der Hudsonsbai behufs Entdeckung einer neuen Durchfahrt in die Südsee auszuführen, zugleich mit dem ausschließlichen Recht des Handels mit

Pelz, Mineralien und anderen Landesprodukten. Von den Gegenden, welche durch die in die Hudsonsbai fallenden Flüsse durchströmt werden, dehnte sich später die Macht und der Einfluß der Gesellschaft in dem Maße aus, daß ihr Gebiet jetzt vom atlantischen Ozean bis zum stillen Meere geht, und vom Polarkreis bis zur Nordgrenze Kanada's und der Vereinigten Staaten. Durch diese ganze ungeheure Strecke hin findet sich mit Ausnahme der Kolonie am Rothen Flusse keine Stadt und kein Dorf, keine Spur von Civilisation, außer den zur Betreibung des Pelzhandels mit den Indianern errichteten Stationen der Gesellschaft, Fort's genannt, jede etwa mit einem halben Dutzend hölzerner Häuser und etwa zwölf Mann Besatzung, in einer Entfernung von 20 bis 100 Stunden zwischen den dichten Wäldern, großen See'n, breiten Flüssen und mächtigen Bergen des noch im völligen Naturzustand befindlichen Landes zerstreut. Das hauptsächlichste ist York-Fort an der Westküste der Hudsonsbai. Die südlichen Gegenden des Landes sind fruchtbar und anmuthig, weiter nach Norden aber wird die Vegetation immer spärlicher, und die ausgebreiteten Ebenen sind zuletzt nur noch mit Moos bekleidet, die Berge ohne Grün im Sommer wie im Winter; Eis und Schnee und Kälte lästig und beschwerlich. Der Hauptreichthum der Hudsonsbai-Länder besteht in Pelzwerk; die Verbindung mit entfernten Gegenden wird durch zahlreiche, meist durch Flüsse verbundene Seen erleichtert, doch kann man in den nördlichen Gegenden nur wenige Monate lang die Fahrzeuge nach den entlegenen Eilanden richten, da die Ströme meist zugefroren sind. — Die Bewohner sind im Allgemeinen Indianer, doch sind auch Eskimo's unter ihnen, die im tiefsten Norden allein herrschen. Die Indianer, etwa 100000 an der Zahl in verschiedenen Stämmen, sind ein Wandervolk; ihre werthvollste Habe ist ihr Pferd, mit dem sie die Ebenen durchstreifen und auf die Büffelheerden oder auf den Feind sich stürzen, und ihr Kahn von Birkenrinde, mit dem sie über die Flüsse und See'n dahinfahren, an gefährlichen Stellen aber aussteigen und ihn auf den Schultern weitertragen. An den Gränzen erscheinen sie in einem viel kläglicheren und zerlumpteren Zustande, als im Innern des Landes, wo sie mehr den Eindruck von Männlichkeit und Unabhängigkeit machen und auch dauerhafter und bequemer sich kleiden. Sie glauben an einen großen guten Geist, Gheza Manito, aber auch an einen großen bösen Geist mit vielen Untergeistern, vor denen sie in beständiger Furcht sind und auf verschiedene Weise mit Hülfe ihrer Zauberer, Meda-Männer, und Propheten, Jossakihd, den Einfluß derselben auf sie und ihre Unternehmungen zu ergründen versuchen. Opfer, Zaubergesänge und Beschwörungen sind ihr Gottesdienst; finsterer Aberglaube durchzieht ihr ganzes Leben; Träume üben den größten Einfluß auf sie aus: an eine Seelenwanderung, an Riesen und Fee'n glauben sie. Die Begriffe des Indianers von der Geisterwelt überbieten alle unsere Vorstellungen. Wilde Geheimnisse, nie ruhender Argwohn und lähmende Furcht hausen in seinem Gemüth als Quälgeister, und nichts kann geeigneter sein, ihn zu einem wilden Menschen zu machen, als dieses. „Die Indianer," sagt ein Augenzeuge, „sind beinahe auf die möglich niedrigste Stufe menschlicher Wesen herabgesunken: sie bringen ihre Tage von der

Kindheit bis zum Tode ohne Hoffnung für dieses Leben hin, ohne daß auch nur Ein wahrhaftiger Lichtstrahl einer künftigen Hoffnung ihren finstern und freudlosen Pfad erhellte; denn Niemand hat ihnen von eines Heilandes Liebe erzählt.“ — Die Europäer aber waren auch hier für die Heiden zunächst die Anleiter zu noch tieferem Verderben geworden. Die Indianer in der Nähe der Fort's sah man als Sklaven an; Trunkenheit und Laster, Elend und Krankheit rissen unter ihnen ein; um jedes Fort der Compagnie aber bildete sich aus den Kindern und Nachkömmlingen europäischer Väter und indianischer Mütter ein verwahrlostes Mischvolk, das in der Regel den Unglauben der Väter zu dem Heidenthum der Mütter erbte und weiterhin gewöhnlich in die wilden Sitten der indianischen Verwandten hineingezogen wurde. Dieser Zustand der Dinge ward durch eine im Jahre 1811 von Lord Selkirk angelegte Colonie am rothen Flusse, die von Schottland und Kanada aus bevölkert wurde, nicht verbessert, und noch 1815, nachdem die Engländer bereits 145 Jahre im Besitz des Landes waren, schrieb der Gouverneur von York-Fort am Ende eines ungestümen Kampfes zwischen der Hudsonsbai- und zwischen der Nordwest-Compagnie im Hinblick auf die verwüstete Colonie am rothen Fluß: „Ich habe die verbrannten Ruinen von Häusern, Scheunen, einer Mühle, einem Fort und geschleiftem Pfahlwerk gesehen, aber nirgends auch nur die kleinste Kirche. Ich schäme mich, es zu sagen, daß durch die ganze Weite und Breite des Gebietes der Hudsonsbai-Compagnie kein Gotteshaus zu finden ist.“ —

Endlich faßte die Hudsonsbai-Compagnie in London den kläglichen Stand der Colonie am rothen Fluß in's Auge, und nach einem ziemlich erfolglosen Versuch zur Hebung der Erziehung unter dem Volke beschloß man, in Verbindung mit der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft einen Kaplan oder lieber einen Missionar auszusenden. Der zu diesem Werke bestimmte Prediger John West langte Ende August 1820 in York-Fort an, und bestieg alsbald ein indianisches Boot, welches, den Port-Nelson-Fluß hinauffahrend, ihn nach der Colonie (Douglas) am rothen Flusse bringen sollte. Auf seiner Fahrt passirte West zunächst Oxford-Haus, einen Posten der Compagnie, und etwa einen Monat nach seiner Abreise von York-Fort kam er zu der Station Norway-Haus am nördlichsten Ufer des über 100 Stunden langen und gegen 20 Stunden breiten Winipeg-See's. So fuhr er auf der glatten Fläche des See's dahin, an seiner Seite zwei schmutzige, halbangekleidete und ungeschliffene Indianer-Knaben, deren Einer ihm in York-Fort von seinem Vater anvertraut und der Andere in Norway-Haus übergeben worden war. Noch wußten sie nichts von Gott, aber West gab ihnen Anweisung, lehrte sie beten, und oft hörte man in gebrochener Aussprache von ihren Lippen das Gebet: „Großer Vater, segne mich durch Jesum Christum, unsern Herrn.“ Einer dieser Knaben ist hernach der erste eingeborne Missionar geworden. Am 13. Oktober lief die Schiffsgesellschaft in den rothen Fluß ein, und zwei Tage später, es war an einem Sonnabend, kam West nach einer sechswöchentlichen, beschwerlichen Reise von etwa 320 Stunden, die er zur Hälfte wenigstens in einem offenen Boote zugebracht, in der von römisch katholischen Kanadiern, 5—600 englischen

und schottischen Kolonisten, einer großen Zahl Halbindianern und einigen eingebornen Indianern bewohnten Kolonie am rothen Flusse an, wo er gleich am ersten Sonntag vor einer zahlreichen Versammlung predigte und fortan in Segen wirkte. Viele der Europäer vermochte er, ein geordnetes eheliches Leben anzufangen, und unter den Halbindianern taufte er die gar geringe Zahl, die dazu vorbereitet waren, unterrichtete diejenigen, welche danach Verlangen trugen, und begann eine Schule, in der die Kinder bald erfreuliche Fortschritte machten. Sein Herz aber zog West besonders zu den eingebornen Indianern, unter denen zwar die katholischen Priester von Kanada zu wirken versucht, sie aber dem Heidenthum nicht entrissen hatten. Aus den Wäldern seines eigenen Bezirkes, der sich bis an 160 Stunden in das Innere des Landes erstreckte, hatte er bereits eine beträchtliche Anzahl Kinder gesammelt, als er im Anfang des Jahres 1821 ersucht wurde, alle Posten der Compagnie, soweit das Klima und seine Umstände gestatteten, zu besuchen und auf eigene Beobachtung gegründete Vorschläge zur Anlegung von Schulen und christlichen Gotteshäusern in der kalten Wildniß des hohen Nordens zu machen. Auf einem von 3 Hunden, welche ein Treiber leitete, gezogenen Schlitten verließ er am 15. Januar bei einer Kälte von 40 Grad unter dem Gefrierpunkt seine Wohnung, um auf 300 Stunden die Eis- und Schneegefilde jener Gegenden als Bote Christi zu besuchen. Auf dieser beschwerlichen Reise besuchte er die zwei Posten Brandon-Haus und Biber-Bai, wo Europäer und Halbindianer seinem Worte Aufmerksamkeit schenkten, und hatte auch interessanten Verkehr mit einigen Indianern, und nachdem er fast 240 Stunden Weges zurückgelegt, kehrte er im Februar 1821 an den rothen Fluß zurück, wo er seine Arbeit wieder aufnahm. Sein Plan war, eine Anstalt für eingeborene Knaben zu errichten, wo sie nicht nur Unterricht im Christenthum und Bildung empfangen, sondern allmälig auch zum Ackerbau angeleitet werden und etwas von den Gewohnheiten des gesitteten Lebens lernen sollten. Von mehreren Seiten wurden ihm Indianerknaben dazu gebracht, und im Sommer 1822 nahm die Committee der englisch kirchlichen Missionsgesellschaft die Missionsstation am rothen Fluß als die ihrige an, und beschloß, Herrn West baldmöglichst einige Gehülfen zuzusenden. Ein hölzernes Kirchlein nebst einer Schule ward erbaut, und vier Indianerknaben, unter ihnen die beiden zuerst von West unterwiesenen, wurden darin getauft. Nachdem West so den ersten Grund zu einer Missionsstelle gelegt und in kaum 3 Jahren eine bedeutende Veränderung in dem geistlichen Zustande der Colonie zuwege gebracht, kehrte er nach England zurück, und Missionar Jones, der im Oktober 1823 ankam, setzte das begonnene Werk Gottes fort. Bald war die vorhandene Kirche zu klein, und mit Hülfe des Gouverneur Simson wurde zu Image-Plains, 4 Stunden stromabwärts, eine zweite, solide Kirche erbaut, im Januar 1825 eingeweiht und bald eben so eifrig besucht, als die weiter oben stehende. Manche Gemeindeglieder kamen allsonntäglich 4—5 Stunden weit zum Gottesdienst. Auch mit den Schulen nahm es einen guten Fortgang; 169 Knaben und Mädchen aller Stände besuchten die Sonntagsschule, und die Knaben-Anstalt enthielt 12 Zöglinge, welche gute Fortschritte machten; 1825 aber verlor Jones 2 die-

ser hoffnungsreichen Knaben, William Sharpe und Joseph Harbridge, durch den Tod. 160 Stunden weit kamen die Verwandten des Letzteren herbei, um an seinem Grabe zu klagen, und in wildem Schmerz sich selbst zu zerfleischen.

Jones Gesundheit hatte durch die Strenge des ersten Winters gar sehr gelitten, und ein Blutgefäß in der Lunge war in Folge seiner angestrengten Arbeit bei der großen Kälte, da er Sonntags in beiden Kirchen, und Abends noch mit seinen Indianerknaben Gottesdienst hielt, ihm gesprungen. Deßhalb war seine Freude um so größer, im Oktober 1825 den Missionar Cockran und dessen Frau am rothen Flusse zu bewillkommnen, und der weibliche Theil der Bevölkerung erkannte bald den Segen, eine Missionarin unter sich zu haben. In dem folgenden Winter aber schlug die Büffeljagd leider fehl, und entstand in Folge dessen in der Colonie eine für Viele sehr drückende Hungersnoth; noch trauriger war im Frühjahr 1826 eine furchtbare, gerade in der Saatzeit eingetretene Ueberschwemmung, die nur drei Häuser in der Colonie stehen ließ, und Ursach neuen Mangels wurde, dem erst durch die gesegnete Ernte des Jahres 1827 abgeholfen ward. Die Frucht dieser Trübsale zeigte sich besonders an den Europäern und Halbindianern, während die Indianer trotz allen diesen Nöthen bisher von dem Evangelium noch wenig angefaßt waren. Eine alte Frau vom Saskatschewan-Stamme, wegen ihrer früheren Schönheit Rosenknospe genannt, die nördlich von der Hudsonsbai hergekommen bei ihrer an einen entschieden christlichen Halbindianer verheiratheten Tochter wohnte, und lange nicht zu bewegen war, von ihrem Götzendienst zu lassen, ward um die elfte Stunde noch zu Christo gebracht und auf seinen Namen getauft. Als Jones einmal wünschte, ihren früheren Lieblingsgötzen, der immer sorgfältig in ein Stück rothes Tuch eingewickelt war, zu sehen, erwiederte sie: „Nein, mein Großsohn! Es thut meinen Ohren wehe, wenn ich nur davon höre, und thut meinem Herzen wehe, wenn ich daran denke. Ich bitte dich daher, davon zu schweigen!“ Ein anderer Indianer Namens „Helm,“ der von Norway-Haus an den rothen Fluß gekommen, um sich unterrichten zu lassen, und mit seiner Frau bereits liebliche Proben abgelegt, daß dieser Unterricht an ihnen nicht vergeblich gewesen, starb leider noch vor der Taufe.

Waren nun auch bei den bisherigen Missionsbestrebungen am rothen Flusse, die zunächst mehr auf die innere Mission unter den verkommenen Europäern gerichtet waren, die Indianer nicht aus dem Auge gelassen worden, so waren doch beide Missionare, Jones und Cockran, überzeugt, daß, um nachhaltig auf die Eingebornen zu wirken, für diese allein, wenn auch unter nicht zu verhehlenden Schwierigkeiten, eine besondere Niederlassung gegründet werden müsse, und nachdem die Committee in England hiezu die Erlaubniß ertheilt, schritt Missionar Cockran zum Werke. Sechs Stunden nördlich von der Colonie, am rothen Fluß weiter hinab gegen den Winipeg-See zu, vier Stunden von Image Plains, wählte er 1829 einen hiezu geeigneten Punkt, Grand-Rapids (große Stromschnellen) genannt, wozu ein Landstrich von mehr als vier Stunden längs des Stromes und von einigen Stunden landeinwärts gehörte.

Bei diesem ersten Versuch einer ausschließlichen Indianerniederlassung betheiligte sich allerdings zuerst nur eine ganz kleine Zahl von Indianern, eine bei weitem größere von Halbindianern und außerdem einige wenige Europäer. Unendlich schwer hielt es, die Indianer auch nur den Gebrauch der verschiedenen Geräthe zum Ackerbau zu lehren, und oft warfen sie Hacke und Spaten, Beil und Sichel weg. Doch nach 2 Jahren hatten sich die 30 Bewohner von Grand-Rapids bis auf 300 vermehrt, besonders durch Indianer aus dem Stamm der Swampy-Cree's (Sumpf-Krih's), die auf Einladungen ihrer Verwandten familienweise — einmal landeten 20 Kähne auf einmal — herbeigekommen waren. Eine Kirche war gebaut, die Schule unterrichtete Knaben und Mädchen zugleich in Handarbeiten, jene in Landwirthschaft und Zimmerarbeit, diese im Wollespinnen. „Im Lauf von sieben Jahren (1829—36) waren aus den Blockhäusern des christlichen Theils der Bevölkerung in Grand-Rapids nette gemüthliche Wohnungen geworden mit einem kleinen Garten und Meierhof. Die früher öden sumpfigen Ebenen waren jetzt mit Viehheerden bedeckt oder mit wallendem Korn geschmückt. Eine Kirche und ein Schulhaus waren erstanden; statt der sonst täglich zu hörenden Klapper des indianischen Beschwörers erschallten jetzt Lobgesänge zu dem wahrhaftigen Gott. Ueber 60 Kinder besuchten die Wochenschule; die Zahl der Abendmahlsgäste war gegen 70; und die Gemeinde, welche durch die Taufe von Erwachsenen aus der Zahl der in der Niederlassung vorhandenen Heiden immer zugenommen hatte, umfaßte jetzt 600 Seelen."

Schon ein Jahr aber nach seiner Niederlassung in Grand-Rapids, was doch vorzugsweise von Halbindianern bevölkert wurde, hatte Missionar Cockran 1830 fünf Stunden unterhalb Grand-Rapids, zwischen diesem und dem Winipeg-See, eine den Saulteaux-Indianern nahe gelegene Stelle, Indian Reserves, zu dem Behuf einer bloß für Indianer bestimmten Station ausgewählt, zwei Jahre jedoch in vergeblichen Unterhandlungen mit dem Häuptling der dortigen Indianer, Pigwys, hingebracht. Als Hauptgrund gegen sein Vorhaben hielt der alte Mann dem Missionar immer entgegen, daß, wenn sie die Sitten ihrer Vorfahren aufgeben, und ihre „Medizin", ihre Trommeln und Beschwörungen bei Seite legen würden, „der Herr des Lebens" über sie zornig werden und zu ihrer Jagd und Fischerei kein Glück geben würde.

„Ehe ihr weißen Leute zu uns kamet," rief Pigwys einmal aus, „und unsern Boden belästigtet, waren unsere Flüsse voll Fische und unsere Wälder voll Wild: unsere Buchten hatten Biber in Menge und unsere Ebenen waren mit Büffeln bedeckt. Aber jetzt sind wir arm gemacht; unsere Biber sind fort für immer, unsere Büffel sind in das Gebiet unserer Feinde geflohen, die Zahl unserer Fische ist klein geworden, unserer Katzen und Bisamratten sind es nur wenige mehr, die Gänse fürchten sich, über den Rauch euerer Kamine hinzufliegen, und wir sind von allen Seiten dem Hunger preisgegeben. Ihr weißen Leute dagegen werdet reich und immer reicher über dem Staub unserer Vorväter; ihr durchwühlt die Ebenen mit dem Pflug, bedeckt sie im Sommer mit Kühen und im Winter füttert ihr euer Vieh mit Heu von dem nämlichen Moorland, von dem ihr unsere Biber vertrieben habt!"

Nach einem strengen Winter erneuerte Cockran im Frühjahr 1831 seinen Versuch, und Pigwys selbst schien dießmal nicht abgeneigt, aber die einflußreichsten Glieder des Stammes waren entschieden gegen das

Vorhaben, und so ging der Sommer hin, ohne daß etwas geschehen konnte. Im April 1832 nach einem noch härteren Winter machte sich Cockran abermals nach Netley-Creek, einem Theil von Indian Reserves auf, wo im Frühling und Herbst jeden Jahres der Stamm sich versammelte, um seinen Hauptzauberer über Glück und Unglück zu befragen. Ende Mai kam dieser, und Gott gab, daß er Ja sagte zu dem Beginnen des Missionars. Doch von 200 Indianern, welche auf dem Lagerplatz von Netley-Creek für den Sommer sich niedergelassen, vermochte Cockran nur ihrer sieben dazu, einen Versuch mit dem Feldbau zu machen, und nicht einmal auf diese konnte er sich verlassen. So arbeitete der treue Glaubensbote vom Montag bis Samstag in Netley-Creek im Schweiße seines Angesichts, und stand Sonntags wieder unter seiner Gemeinde in Rapids mit der theuren Botschaft vom Heiland der Sünder. Leider war der Sommer des Jahres 1832 ein ungünstiger; der alte Pigwys ward wieder bedenklich, und der Zauberer suchte auf alle Weise die Leute von der Einsammlung der Ernte abzuhalten. Doch sah Cockran am 3. September 1832 seine Indianer zum erstenmal mit ihren Sicheln in der Gerstenernte stehen, die mit Ueberwindung ihrer Trägheit binnen einigen Tagen glücklich eingebracht ward. Allein nur drei von den sieben, unter ihnen Pigwys, hoben den Ertrag der Ernte für den Winter auf, während die andern Vier ihn alsbald verschmausten. Im folgenden Frühjahr aber wuchs die Zahl derer, die an den Feldbau gingen, auf 14 an.

Wegen mannigfacher Störungen jedoch, denen die Niederlassung zu Netley-Creek durch die zwischen den Saulteaux- und Krih-Indianern bestehende Feindschaft ausgesetzt war, fand sich Cockran im Frühjahr 1833 bewogen, dieselbe aufzugeben, und mit Bewilligung des Häuptlings eine neue in Sugar-Point (sogenannt wegen der vielen dort wachsenden Zuckerahornbäume), eine starke halbe Stunde näher von Grand-Rapids anzulegen. Der Häuptling selbst war einer der Ersten, die hierher zogen, den Acker zurichteten und Blockhütten sich erbauten. Alsbald ging der Missionar auch an die Erbauung eines Schulzimmers und wußte endlich die Eltern zu überreden, ihm ihre Kinder in Unterricht zu geben, die er, um ihnen den Schulbesuch annehmlicher zu machen, täglich einmal speiste und im Winter mit warmer Kleidung versah. Aber er hatte da im Anfange keine leichte Arbeit. „Hätten wir", schreibt er, „eine gleiche Zahl wilder Waldvögel in einem Zimmer losgelassen, so würde es für uns nicht schwerer sein, uns unter ihnen zu bewegen. Sie rennen herein und heraus, lernen oder spielen nach Belieben, streiten miteinander, und immer suchen sie ihren Hader mit dem Messer oder Bogen und Pfeil auszumachen. Mit Gewalt einschreiten hieße geradezu sie wegtreiben." Doch siegte endlich die Geduld und Ausdauer des Missionars nach und nach über diese ungebändigte Schaar. Die Gemeinde in Grand-Rapids aber freute sich des unter ihren Stammgenossen zu Sugar-Point erblühenden Werkes und half es treulich fördern, so daß eine Kirche daselbst erbaut und am 4. Januar 1837 eingeweiht werden konnte, als bereits 47 Christenfamilien mit 260 Seelen unter dem sie noch umgebenden heidnischen Volke stunden. Längs des Stromes dehnte sich ein

kleines freundliches Indianerdörfchen von 23 weißgetünchten Häusern, jedes mit seinem Getreideschober voll Weizen und Gerste, aus, und inmitten des von angebauten Feldern und Wiesen umgebenen Ortes stand das Schulhaus mit 60 fröhlichen Kindern. Das hatte das Evangelium binnen 3 Jahren zu Sugar-Point ausgerichtet. Der Häuptling Pigwys wurde unter seinem Stamme ein hell leuchtendes Zeichen der Gotteskraft des Evangeliums, und bewies das sowohl gegen seine Widersacher, als bei dem Tode seines jüngeren, in der Schule zu Sugar-Point herangebildeten christlichen Sohnes Georg. Auch die Trunkenheit überwand er mit Gottes Gnade und konnte so im Februar 1838 die Taufe erhalten. Als im August desselben Jahres der Missionar Jones nach 15jähriger Arbeit in Rupertsland in die Heimath zurückkehrte, sandte Pigwys durch ihn der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft ein Calumet und folgenden Brief:

„Meine Freunde! Es ist nie meine Gewohnheit gewesen, mein Werk in der Mitte aufzugeben; ich mußte es vollenden; ich denke, das werde auch bei Euch guten Leuten so sein; und was ich Euch in meinem früheren Briefe gesagt habe, dabei gedenke ich zu bleiben bis an's Ende meines Lebens; nur verwunderte es mich, meine Freunde, daß Ihr mir nie antworten solltet. — Meine Freunde, mein Herz ist betrübt, unsern betenden Lehrer (Cockran) wie einen Sklaven getrieben zu sehen, alle Leute in der Niederlassung zu unterrichten. Ihr kennet gewiß nicht die Entfernung, die er zu gehen hat. Ich kann nicht anders denken, als daß wir unsern Freund tödten. Ihr solltet wirklich aus Liebe uns Jemand senden, uns zu lehren. Freilich vergeht kein Sommer, an dem nicht einige der französischen (katholischen) betenden Lehrer kommen; aber es ist nicht mein Wunsch, sie zu suchen, und von ihnen mich im Wort des Lebens unterrichten zu lassen. Da Ihr bei uns angefangen habt, so wünsche ich, daß nur Ihr mich das Wort Gottes lehret. Ich bedaure, daß die Entfernung so groß ist, daß ich Euch nicht persönlich sehen kann, um Euch vollkommener meinen Sinn darzulegen. Ich hoffe indessen, Ihr werdet Euch meiner annehmen und meine Worte beantworten, so wenig deren ist. Mich dauert mein Freund Cockran. Es ist nicht leicht für ihn, hieherzukommen, uns zu lehren, wenn er oft fast bis zum Tod erfroren und von schweren Regengüssen durchnäßt ist. — Meine Freunde! Es ist nicht mein Wunsch, Eure Religion fahren zu lassen. Da ich mit ihr nun angefangen habe, so will ich auch bei ihr bleiben bis an's Ende; und ich habe meine Religion bei Seite gethan, und bin fest entschlossen, Eure Lehre festzuhalten und sie in mein Grab zu nehmen. Ich bin sehr betrübt, daß mein Freund Jones uns jetzt verläßt. Es ist Eure Freude gewesen, die gute Botschaft oder das Wort des Lebens allen Völkern in den verschiedenen Theilen der Welt zu bringen, — und zu uns, hoffe ich, werdet Ihr damit fortfahren; und ich habe keinen Zweifel, daß es an Euren Zuhörern nicht vergeblich sein werde im Laufe der Zeit. — Ich bin jetzt alt. Ich sorge jetzt nicht mehr so viel für meinen Leib, als ich für meine Seele zu sorgen wünsche. Ich halte daher Euren Unterricht fest. Meine Freunde, ich hoffe, Ihr werdet überlegen, was ich gesagt habe. Es war meine Absicht, daß mein Sohn, dessen Hand Euch im letzten Jahre geschrieben hat, im Laufe der Zeit Euch sollte nützlich werden; aber er ist nicht mehr; er hat mich für immer verlassen: ich hoffe daher, Ihr werdet noch aufmerksamer meine Lage überlegen. Ihr möchtet vielleicht entmuthigt sein, bei uns fortzufahren, da ihr höret, daß Viele unserer jungen Männer nicht wünschen, Eurer Lehre und Religion zu folgen; aber Ihr wisset wohl, Beharrlichkeit geht einen großen Weg, und wird gewiß bei Zeiten Viele gewinnen. Ich gebe Euch Allen jetzt einen freundlichen Wunsch, und hoffe, Ihr werdet dieselbe Freundlichkeit mir erzeigen, die ich Euch erzeigt habe, mir einen Brief zu senden und mich wissen zu lassen, was Ihr denkt. —

William King, Häuptling der Indianer am Rothen Fluß."

Einen ähnlichen Brief schrieben damals die Indianer insgesammt an die Committee, und trugen dem Ueberbringer auf: „Sage ihnen, sie sol-

len eilen! die Zeit ist kurz und der Tod rafft sehr schnell unsere Verwandte und Freunde hinweg. Sage ihnen, sie sollen eilen!" — Die Committee fand sich dadurch bewogen, alsbald Missionar Smithurst abzusenden, der im September 1839 ankam. Im Januar des folgenden Jahres wurde Pigwys Glaube ernstlich auf die Probe gestellt, da die Missionare ihm nicht gestatten konnten, seinen ältesten, in entschiedenem Heidenthum durch Selbstmord gestorbenen Sohn auf dem Kirchhofe unter den Gläubigen zu beerdigen. Als Zeuge und Bekenner des Herrn stand der trauernde Vater am Grabe seines Erstgeborenen und lud die ungläubigen Indianer zu dem Lebensfürsten ein. Trotz seines Vorganges und seiner späteren Bemühungen blieb aber die Zahl der bekehrten Indianer immer noch eine geringe, wozu das entschiedene Vorurtheil der rothen Heiden gegen den weißen Mann sicher nicht wenig beitrug. Die Liebe der wenigen Bekehrten zu ihren Verwandten sollte aber bald das Mittel für eine weitere Ausbreitung des Evangeliums werden.

Mehrere Familien aus der Nachbarschaft des Cumberland-See's, die bisher in Rapids sich angesiedelt hatten, wünschten sehnlich, ihre früheren Genossen in den dortigen Wildnissen christlich unterrichtet zu sehen, und die Antworten auf dorthin gekommene Botschaften waren so erfreulich, daß endlich der Beschluß gefaßt wurde, einen Arbeiter an den Cumberland-See zu schicken. Und wen sandte man? Einen von den beiden Knaben, welche Missionar West damals beten lehrte: „Segne mich, großer Vater; durch unsern Herrn Jesum Christum!" Henry Budd, vom Stamme der Krih-Indianer, war nach West's Heimkehr 1823 in die Pflege des Missionar Jones und von da in den Dienst der Hudsonsbai-Gesellschaft gekommen, welchen er 1837 wieder verließ, um in Rapids wohnend regelmäßig den Segen des christlichen Predigtamtes zu genießen. Jones vermochte ihn indeß, die Schule am rothen Fluß zu übernehmen, wo er als Mann von Festigkeit und Einsicht sich erwies. Er ward im Sommer 1840 nach Cumberland abgeordnet, wohin er nach einer Reise von etwa 200 Stunden über See'n und Flüsse in Begleitung seiner Frau und Mutter gelangte, anfangs mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, nach 2 Monaten aber schon eine Schaar von 24 Kindern im Unterricht hatte. Von dem ersten, für Sammlung einer Gemeinde wenig günstigen Niederlassungsorte wandte er sich schon im Laufe der beiden ersten Jahre nach Pas an den Ufern des Saskatschewan, wo Groß und Klein von seinem kräftigen, durchdringenden Zeugniß ergriffen ward und Viele die Taufe begehrten. Budd, als Katechist, konnte dieselbe nicht vollziehen, und kam deshalb Missionar Smithurst 1842 von Sugar-Point nach Cumberland-Haus, wie die neue Station genannt wurde, um die Tauf-Kandidaten zu prüfen und nach bestandener Prüfung, die aus mehrfachen Gründen nothwendig erschien, zu taufen.*)

„Das Resultat der Prüfung war sehr erfreulich. Alle bekannten, ein tiefes Gefühl von ihrem verderbten und verlorenen Zustande zu haben. Viele, wenn sie von ihrem vergangenen Leben und den elenden Täuschungen sprachen, unter welchen sie sich abquälten, waren sehr

*) Calwer Monatsblatt 1844, p. 166 f.

ergriffen, und bezeugten mit starken Ausdrücken ihre Betrübniß über ihre Sünden. Sie drückten sich u. a. aus, ihre Herzen seien so bekümmert, als wollten sie in Stücke zerspringen. — Sie hatten einen ziemlich klaren Begriff von dem Wesen der Versöhnung durch den Glauben an Jesum Christum, und versicherten ihren Entschluß, ganz auf Sein Verdienst sich zu verlassen, um Zugang zu Gott zu gewinnen. Sie waren vollkommen überzeugt von der Nothwendigkeit einer Sinnesänderung; und während sie auf Gnade durch das Verdienst Christi hofften, erwarteten sie zugleich, es werde ihnen so viel göttlicher Beistand gegeben werden, um sie in den Stand zu setzen, nach Seinem Willen zu leben. Schon seit längerer Zeit hatten sie alle ihre heidnischen Sitten abgelegt, pünktlich und treu die Anweisungen Budd's befolgt, auch Gelegenheit gehabt, einem bedeutenden Widerstand von Seiten ihrer heidnischen Nachbarn muthig entgegenzutreten. Ich (Smithurst) konnte mich in Allem nur von ihrer Aufrichtigkeit überzeugen." —

So wurden mit einem Male 85 bekehrte Heiden in den Schooß der christlichen Kirche aufgenommen, und am folgenden Tage auch 13 Ehepaare öffentlich und feierlich im Schulzimmer eingesegnet. Nach Smithurst's Abreise wirkte Budd in Segen fort und das Häuflein der Gläubigen mehrte sich trotz mancher Anfechtungen von Seiten römischer Priester, die auch hier bei den Indianern ihr Heil versuchten, bis endlich am 26. September 1844 in der Person J. Hunters, der mit seiner Frau von England kam, ein ordinirter Missionar auch für diese Station eintraf. Gleich am folgenden Sonntag hatte er nach einer sehr befriedigenden Prüfung wieder 31 Erwachsene und 37 Kinder zu taufen, Tags darauf aber 12 Paare aus der Zahl dieser Getauften zu trauen. Am 1. Oktober wurde auch das heilige Abendmahl gefeiert. Zum Weihnachtsfest kamen viele Indianer von der Jagd heim, um dem Gottesdienst und der Communion beizuwohnen, und Budd konnte ihnen bezeugen, daß sie auch während ihrer Abwesenheit von der Station den Sonntag heiligten und fleißig unter sich Gebetsversammlungen hielten.

Ehe wir nun die weitere Ausbreitung des Evangeliums von Cumberland-Haus aus verfolgen, erwähnen wir, daß im August 1844 Missionar Cowley, der schon seit 1842 vom rothen Flusse aus die Indianer an dem 50 Stunden entfernten Manitoba-See hin und wieder besucht hatte, sich bleibend daselbst niederließ und eine neue Station Manitoba*) gründete, wo er allerdings längere Zeit mit vielfachen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte.

Im Sommer desselben Jahres 1844 besuchte auch der englische Bischof von Montreal die Niederlassungen am rothen Flusse,**) und überreichten ihm bei seinem Abschied die christlichen Indianer folgende Adresse: „Unserm vorgesetzten betenden Vater von Montreal. — Wir, die Krih- und Ojibbeway-Indianer und Mitglieder der englischen Kirche, wünschen zu unserm vorgesetzten betenden Vater einige Worte zu reden. Wir danken Dir, Vater, daß Du den weiten Weg gekommen bist, uns zu besuchen. Unser betender Vater (Missionar Smithurst) sagte uns, daß Du schon seit zwei Jahren vorhattest, zu uns zu kommen, aber daß Du sehr krank geworden bist und nicht gekonnt hast. Unsere Herzen sind sehr erfreut, daß Du nun doch gekommen bist, und wir danken Gott, daß er Dich

*) Calwer Monatsblatt 1849, p. 165 ff.
**) Sondermann a. a. O. p. 22 ff.

gesandt hat. Wir werden unter dem Beistande des heiligen Geistes zu thun suchen, was Du uns sagst. Wir danken dem englischen Volke im englischen Lande jenseits des großen Wassers, daß es uns einen betenden Vater gesandt hat und einen Lehrer zum Unterrichte unserer Kinder bezahlt. Du siehst, Vater, daß fast alle unsere jungen Leute das Wort Gottes lesen können. Wir leben nun sehr glücklich, und wir verdanken dieß Alles den guten Leuten im englischen Lande. Hätten sie nicht Mitleid mit uns, so würden wir alle Heiden sein. Wir beten jeden Tag für unsere große Mutter, die Frau Häuptling Victoria, und für ihre Verwandten, und für unsere vorgesetzten betenden Väter und für unsere betenden Väter. — Wir hoffen, Gott wird Dich wieder gesund zurückgeleiten, und wir bitten ihn, daß er Dich segne um unseres Herrn Jesu Christi willen. — Unterzeichnet für die Indianer von mir Heinrich Prince, im Namen meines Vaters Pigwys, Häuptlings der Indianer am rothen Flusse." —

In Cumberland-Haus hatten Missionar Hunter und seine Frau den äußern Umständen nach freilich im Anfange mit großem Mangel zu kämpfen, aber das Wort des Herrn lief am Cumberland-See und wuchs nicht bloß dort, sondern verbreitete sich auch von hier aus in die Nähe und Ferne. Auf ihren mannigfachen Zügen trafen die Christen von Cumberland mit andern Indianern zusammen und ließen keine Gelegenheit vorbei, wo sie mit ihren heidnischen Landsleuten ein Wort zu seiner Zeit reden konnten. Und so entstand in weiten Kreisen ein Suchen und Fragen nach der Botschaft des Heils. Schon 1842 war auf solchen Anlaß ein Häuptling von Lac La Ronge, Namens Hetsche Hukimau, 160 Stunden weit nordwestlich von Cumberland, zu Budd gekommen, um sich weiter unterrichten zu lassen. Er wiederholte seine Besuche und theilte das Empfangene daheim seinen Stammesgenossen mit, die es begierig aufnahmen, bis er endlich 1846 nach einem längeren Aufenthalte in Pas und regelmäßigem Unterricht bei Budd und Hunter getauft werden konnte und den Namen Paul empfing. Ein förmlicher Heißhunger nach dem „Wort des großen Geistes" hatte die Indianer am Lac La Ronge*) ergriffen, und Missionar Hunter sandte deshalb 1845 einen Indianer, Beardy, 1846 gleichfalls einen Eingebornen, Setten, der auch einer der ersten Zöglinge des Missionar West gewesen, nach dieser Station, bis er 1847 selber nach Lac La Ronge aufbrach. Unterwegs begegnete er dem Häuptling vom Rattenfluß, Kinnakachpu, mit seinem Weibe, die sich in Cumberland wollten taufen lassen, und da er sie wohl unterrichtet fand, taufte er sie am Ufer des Flusses. In Lac La Ronge aber, wo der Katechet Setten arbeitete, war bald kein Indianer mehr, der sich nicht zur Taufe gedrängt hätte. Mittlerweile drang Beardy 160 bis 200 Stunden weiter ins Innere, bis zu dem Handelsort Isle de la Crosse vor, in dessen Nachbarschaft römische Priester ihre Gaukeleien trieben, die Indianer aber lieber einen „englischen" Lehrer haben wollten. Noch weiter aber, bis zum Chippewah-Fort in der Athobasca-Gegend, 400 Stunden über Isle de la Crosse, war der Schall des

*) Calwer Missionsblatt 1851, p. 81 f.

Evangeliums gedrungen, und ein Häuptling von dort, Tripe de Roche, hatte Botschaft an Missionar Hunter gesandt und um einen evangelischen Lehrer gebeten. — Viele suchende Seelen kamen auch von den näher gelegenen Nippewäern nach Cumberland, noch andere von Mose-Lake (Elennthier-See), nur zwei Tagereisen von Pas entfernt, wo der Postbeamte sich der Indianer annahm, später aber eine besondere Station gegründet wurde,*) dahin einer der frühesten Bekehrten von Cumberland, Humphible, als Lehrer gesandt ward. — Wie auf der Station Lac La Ronge, so finden sich jetzt auch auf andern Stationen jener öden Gegend verhältnißmäßig zahlreiche christliche Gemeinden, so in Carp-River, etwa 6 Stunden von Lac La Ronge, in Fairford bei Manitoba, von wo im Mai 1851 wieder ein Nationallehrer, Pratt, nach Fort Pelly**) gesandt worden ist.

Vor allen aber ist Cumberland***) zu einem in die Nähe und in die Ferne leuchtenden hellen Licht geworden. In dem kurzen Zeitraum von 1844—1853 wurden dort 600 Eingeborene getauft, und viele und merkwürdige Beweise liegen vor, daß ihr Bekenntniß lauter und wahrhaftig ist. Wie hoch sie das Wort Gottes und die Predigt halten, erhellt auch daraus, daß sie um Weihnachten und Ostern, wo sie gewöhnlich der Lebensmittel wegen auf der Jagd sind, aus einer Entfernung von 40 bis 80 Stunden nach der Station aufbrechen, um diese Feste daheim zu feiern. Die Missionare geben ihnen das Zeugniß, daß Viele, sehr Viele, aufrichtige und ernste Christen sind, die in einfältigem, kindlichem Geist die Gebote ihres Heilandes zu halten bemüht sind. Ihre Haltung ist geordnet und fromm. Bei dem Gebetsgottesdienst sprechen sie aus dem Gedächtniß, und beim Gesange schweigt kein Mund. Sie haben eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit, und können daheim ihren Freunden die leitenden Punkte einer gehörten Predigt wiederholen. Auf diese Weise bringen sie den größten Theil des Sonntags zu, theilen einander ihre christlichen Erkenntnisse mit, singen Lieder und beten. In jedem Hause ist Morgen- und Abendgottesdienst, und sogar auf ihren Jagdzügen wird diese Uebung aufrecht erhalten. Das heilige Abendmahl wird mit tiefer Bewegung der Herzen gefeiert. Die Bekehrung ihrer heidnischen Landsleute ist Allen ein großes Anliegen, und sie versäumen daher keine Gelegenheit, sie für Christum zu gewinnen. Mit dem innern Leben hat sich aber zugleich das äußere verändert. Auf beiden Seiten des Saskatschewan stehen gegenwärtig über 40 Häuser, deren Zahl noch immer wächst, während die älteren Ansiedler ihre Wohnungen mit Mörtel überziehen zum bessern Schutz gegen die strenge Winterkälte. Ein Schauspiel voller Leben ist es, wenn die Indianer über den Fluß setzen, um dem Abendgottesdienste beizuwohnen; 20 bis 30 Kähne rudern da zu gleicher Zeit mit einem Geräusch, das einer fernen Stromschnelle gleicht. Jedes Haus hat sein Stück angebauten Bodens, das sich jährlich erweitert, außerdem seine Kartoffelfelder, die auf

---

*) Calwer Monatsblatt 1853, p. 151. cf. Calwer Missionsblatt 1853, p. 41.
**) Calwer Monatsblatt 1853, p. 171.
***) Calwer Monatsblatt 1854, p. 156 ff.

einer Insel des Flusses liegen. Ebenso bauen sie Gerste, halten Vieh und Pferde. Vor Einbruch des Winters aber sieht man sie mit Herstellung ihrer Schlitten und ihres Arbeitsgeschirres fleißig beschäftigt, um Heu und Brennholz nach Hause zu schaffen, wie sie denn auch durch das Gehölz Wege bahnen, um mit ihren Pferden und Schlitten das Ergebniß ihres Fischfangs heimzubringen. Ein Geist der Ueberlegung, der Thatkraft, der Vorsorglichkeit ist an ihnen wahrnehmbar, — Eigenschaften, die dem Indianer in seinem wilden Zustande abgehen. Nicht eher machen sie zu ihren Jagdzügen sich auf, bis sie in ihrem Hause Alles wohl bestellt haben, und lassen mit sehr wenigen Ausnahmen Weib und Kinder daheim. Das ist aus Cumberland in 13 Jahren geworden hauptsächlich unter der Pflege des in sich selbst schwachen, aber im Herrn erstarkten Indianer-Katechisten Budd. Denken wir uns übrigens in die einsame und verleugnungsvolle Lage eines solchen Indianer-Missionars hinein, so werden wir verstehen, was derselbe am 11. Oktober 1852 schreibt: „Diesen Morgen ist es sehr kalt, der Boden ist in der letzten Nacht hart gefroren. Ich ging hinaus in den Wald, und fing an, den ersten Balken für mein Haus zuzuhauen, um doch einiges Brennholz vorräthig zu haben, wenn die einstweilige Hütte, welche zwei Indianer für mich errichten, fertig ist. Am Abend tönte die frohe Botschaft in meine Ohren: das Herbstboot! das Herbstboot! Ich bekam von Freunden in England ein Packet Briefe, die ich mit dem lebhaftesten Interesse und mit Thränen der Dankbarkeit durchlas. Der Gedanke, daß so viele gütige Freunde meiner auf diesem einsamen Platze gedenken, und so willig sind, mir und meinen armen Landsleuten Hülfe zu reichen, überwältigte mich ganz. Ich dachte: Was für gesegnete Früchte bringt doch das Christenthum hervor! Hier sind Herren und Damen, die ich nie gesehen habe, und die mich nur dem Namen nach kennen, und doch gedenken sie meiner als ihres Freundes und Bruders in dem Herrn Jesu Christo. Ich dankte Gott und gewann neuen Muth. Gern will ich die Hitze und Last des Tages und auch die Kälte meines Heimathslandes tragen für die Sache dessen, der unendlich mehr für mich gethan hat, wenn ich durch die Gebete und Wünsche so vieler gütigen Freunde und durch ihre großmüthigen Gaben unterstützt werde.“ — Wie wunderbar! Im September 1820 stammelt der unwissende Indianerknabe Henry Budd, vom Missionar West väterlich gelehrt, sein tägliches Gebet zum großen Vater um Segen. Zwanzig Jahre darauf ist dieser Knabe ein gesegneter und segnender Lehrer seines eigenen Volkes in Cumberland geworden, und nach dreizehnjähriger hingebungsvoller Arbeit wird derselbe 1853 zum Missionar ordinirt. — Im Oktober 1820 erschallt zum ersten Mal das Evangelium am rothen Fluß aus West's Munde. Ein Menschenalter darnach, im Jahr 1853, fließen von 10 verschiedenen Stationen eben so viele lebendige Quellbrunnen aus in die weiten Strecken und ungeheuern Wildnisse des Indianerlandes. Neben 7 europäischen arbeiten 2 eingeborene Missionare. Eine Schaar von ungefähr 1400 Gläubigen ist gesammelt und in 22 Schulen werden über 700 Kinder zum Heiland gewiesen!

Ein neues Arbeitsfeld aber ist seit August 1852 auf dem rechten Ufer des Saskatschewan, 15 Tagereisen flußaufwärts, westlich von Cumber-

land, in der Nähe der sogenannten „Ebenen", wo viele Tausende von Indianern zur Büffeljagd zusammenströmen, unter den Nippewäern (Nepowewin) durch denselben Henry Budd im Auftrag der kirchlichen Missionsgesellschaft in Angriff genommen. Bei einem kurzen Besuch im Jahre 1851 war Budd von den Nippewäern freundlich aufgenommen worden, als aber im Juni 1852 Missionar Hunt wegen Gründung einer bleibenden Niederlassung mit ihnen unterhandelte, war besonders der alte Häuptling Mahnsuk, ein verhärteter Sünder, anfangs entschieden dagegen. Alle seine Leute, erklärte er, hätten ihm gesagt, er solle dem Missionar Budd erklären, er möge ihnen drei Schritt vom Leibe bleiben, und wenn er nicht wolle, so möchte man's ihnen sagen, dann würden sie alle ihm dieselbe Erklärung geben, und wenn er nicht gutwillig gehe, so würden sie ihn binden und in sein Boot setzen und den Fluß hinunterschicken. Doch trennte sich Hunt schließlich von ihnen mit der Ueberzeugung, daß sie ihren Beschluß, keinen Missionar in ihrer Nähe dulden zu wollen, weiter überlegen würden, und daß Missionar Budd nichts von ihnen zu fürchten hätte. Budd ließ sich auch durch Mahnsuk's Drohungen in seinem Entschluß, nach Nepowewin zu gehen, nicht irre machen.

„Ich weiß nicht," sagte er, „wie mich die Indianer in Nepowewin aufnehmen werden. Was mir Mahnsuk sagen ließ, hat mein Verlangen, ihn zu sehen, nur noch verstärkt. Möge der Herr mit uns gehen und möge Sein Segen auf uns und unsern schwachen Bemühungen ruhen! Ich fühle meine eigene Nichtigkeit und Unzulänglichkeit für die große Aufgabe, die vor mir liegt. Welch' ein Abstand zwischen dem verwendeten Werkzeug und dem Werke, das zu Stande kommen soll! Wenn die Indianer in Nepowewin das Evangelium annehmen sollen, so muß in der That Gott Alles dabei thun. Zu Ihm flehe ich daher um Gnade und Beistand; zu dem Gott, der Sein Werk vorbereitet im Laufe der Jahre, und der es, wann Seine Zeit gekommen ist, vollführt durch die schwächsten Mittel und Werkzeuge. Große Erfolge durch die geringsten Mittel herbeizuführen, das ist die Weise Gottes, damit Ihm die Ehre zu Theil werde, und nicht den Menschen." —

Am 8. September 1852 traf Budd in Nepowewin ein, und die Indianer, deren Zelte alle um das Fort her aufgeschlagen waren, leisteten ihm selbst beim Landen hilfreiche Hand, Mahnsuk aber lag krank in seinem Zelte und sagte kein Wort vom Fortschicken. Als jedoch am folgenden Morgen der Missionar dem nach Cumberland zurückfahrenden Boote nachsah, trat ein Indianer zu ihm und suchte ihn vor den Ebenen-Indianern bange zu machen. „Das mag sein," sagte Budd „aber ich habe jetzt keine Wahl mehr, ich muß dableiben, ich mag wollen oder nicht, und muß sehen, wie ich durchkomme. Ich hoffe, die Ebenen-Indianer sind nicht so schlimm, daß sie mir ohne Ursache alles wegnehmen." — „Du wirst's bald sehen," erwiederte der Indianer; „es wird Dir nichts bleiben, weder Pferde noch Vieh, und wenn Du das Feld anpflanzest, so werden sie Dir die Frucht abschneiden und Dir nichts lassen." — „Das ist freilich sehr hart," entgegnete Budd, „aber ich kann nicht helfen. Ich bin nun einmal da, und bin entschlossen, mein Glück zu versuchen." — Schon zwei Tage nach Budd's Ankunft kam der alte Mahnsuk mit seinem Bruder Wulluk zu ihm, und Budd besprach sich mit ihnen über einen geeigneten Platz zur Errichtung seines Hauses, wo-

bei er Wulluk zu überzeugen suchte, daß Gott die Weißen wie die Indianer geschaffen und von beiden nach Seiner Weise verehrt sein wolle. Auf dem jenseitigen Flußufer, dem Fort gegenüber, schlug Budd auf einer lieblichen Stelle seine Wohnung auf, Sonntags aber hielt er regelmäßig Gottesdienst im Fort, wozu er auch Mahnsuk, dessen Frau nebst einigen andern Indianerinnen bald fleißig daran Theil nahm, öfters einlud, obschon vergeblich. „Mein Freund,“ sagte Mahnsuk auf gut heidnisch, „hättest Du einen großen Kessel mit Brod bereitet, so wären alle Indianer bereit gewesen, zu kommen, wenn Du sie verlangt hättest; aber weil Du von Nichts, als von der Gebets-Religion zu ihnen redest, so haben sie keine Lust zu kommen, ohne auch nur Etwas zu sehen, weßwegen sie kommen sollten.“ Und es ging freilich sehr langsam, ehe das Evangelium einen Eindruck auf den alten Mahnsuk machte und ihm nur klar wurde, daß er ein Sünder sei; der Missionar aber ließ den Muth nicht sinken, und trotz seines geschwollenen Fußes kam der Alte selber alle drei oder vier Tage über das Eis des Flusses herüber und verlangte nach Unterricht, obschon sein Bruder Wulluk, als er ihn im Herbst verließ, ihn davor gewarnt hatte. „Saget meinem Bruder,“ trug Mahnsuk einigen dorthin reisenden Indianern auf, „ich könne nicht von dem Platz der betenden Leute wegbleiben, ich sei fast alle Tage dort; ich nehme an ihren Versammlungen Theil und gehe alle Sonntage in den Gottesdienst; ich finde dort nichts Böses.“ Und als die Indianer nach den Ebenen auf die Büffeljagd zogen, der Alte aber wegen seines dickgeschwollenen Fußes nicht mit konnte, da sagte sein Stiefsohn zu der Mutter: „Mutter, Du hast in der ersten Hälfte dieses Winters das Haus der Betleute besucht, und bist regelmäßig in ihren Versammlungen gewesen, wie wenn Du dazu gehörtest; wir wollen Dir und dem Vater nicht im Wege stehen, zu thun, wie euch beliebt. Wenn ihr euch gern an sie anschließen wollt, so thut, wie es euch gefällt: ich werde euch darum nicht weniger lieb haben. Es ist augenscheinlich, daß die Religion, die der Missionar lehrt, die Oberhand gewinnen wird.“ — Am Abend vor Weihnachten traf eine Schaar Wulluk's, sogenannte Dickholz-Indianer, hungrig und erfroren im Fort ein, und die ganze Schaar, ja selbst der alte Wulluk, wohnten dem Gottesdienst am Weihnachtsfest bei. Ende Januar 1853 aber fing Budd mit fünf Kindern eine Schule an, da ihm aus Mißtrauen nicht mehr überwiesen wurden. Vom Charsamstag an, Ende März 1853, zwei Wochen hindurch, wogte und wallte es in Nepowewin von ganzen Massen Indianern aus der Ebene, Krih's und Dickicht-Krih's, Stein-Indianer und Saulteaux, so daß an eine Feier des christlichen Osterfestes nicht zu denken war. Im Mai brachen die anwohnenden Indianer in ihre Sommerquartiere auf, Mitte Juni 1853 aber hatte Budd die Freude, die Uebersetzung der Psalmen in die Krih-Sprache beendet zu sehen, und reiste darauf nach Cumberland, wo der Diacon*) Budd durch den Bischof M'Donald zum Geistlichen und Missionar ordinirt wurde. Ende August kehrte er nach Nepowewin zurück, wo er am 1. Januar 1854 die Freude erlebte, den al-

*) cf. Calwer Missionsblatt 1852, p. 41 f.

ten Mahnsuk nebst seinem Weibe und einer andern alten Indianerin nebst deren Enkel als die Erstlinge der Nippewäer zu taufen. Zwei Tage darauf wurde das neugetaufte alte Ehepaar kirchlich getraut und nach beendeter Feierlichkeit erklärte Mahnsuk dem Missionar: „Ich habe mein altes Weib vorher schon lieb gehabt, aber ich denke, nach dem, was Du uns von der gegenseitigen Liebe gesagt hast, werde ich mir Mühe geben, sie fortan noch mehr zu lieben.“ Und von da an war Maguis Twatt, so heißt der alte Mahnsuk jetzt, täglich im Hause des Missionars und zeigte sich überaus begierig, in der christlichen Erkenntniß weiter zu kommen. Budd aber hatte nicht mit ihm allein sich beschäftigt, sondern war gerade in diesem Winter 1853—54 fleißig bemüht, die des Pelzhandels wegen nach dem Fort kommenden rothen Männer zu unterrichten, machte auch im März 1854 einen Besuch bei einem Häuflein weit in der Ebene drinnen,*) das einen Halbindianer, Georg Sutherland, zum Häuptling hatte, wo er freundlich aufgenommen ward und gerne länger geblieben wäre. — So steht nun bis heute der Indianer Budd unter den Nippewäern, das Wort der Wahrheit auszubreiten unter den einherfluthenden Indianerschaaren, und wir können nur den Herrn von Herzen bitten, daß Er auch ferner das Wirken seines treuen Knechtes segnen möge unter dem rothen Volk des Nordens.

An den Ufern der Hudsonsbai**) selbst hat die englisch-kirchliche Gesellschaft jetzt drei Hauptstationen: York-Fort an der Westküste, Moose-Fort an der Südküste und Fort George an der Ostküste; aus keinem Theile der Welt aber bekommt sie, nach ihrer eigenen Versicherung erfreulichere Berichte, als von ihrem Missionar in Moose-Fort, J. Horden, der z. B. unterm 15. Juni 1855 schreibt: „Heute Nachmittag besuchte ich eine kranke Frau, der ich gestern Arznei gegeben hatte, und freute mich im Vorübergehen, die Bewohner mehrerer Zelte in ihren Büchern lesen zu hören. — Wenn mir aber das schon wohl that, wie viel mehr freute mich der Blick in einen Kessel, der in einem der Zelte über dem Feuer hing. Das Zelt war von einem alten Ehepaar bewohnt. Ich fragte, was in dem Kessel sei; sie sagten, es sei eine Art Reis, den sie hier kochten, und der ihre Nahrung bilde. Sie hätten seit einiger Zeit nichts Anderes gegessen, denn sie möchten gern so lange als möglich zu Hause bleiben, um den Unterricht genießen zu können. Welche Entbehrung diese Indianer, die sonst fast nur Fleisch essen, damit ihrem Leibe auflegten, um der Seele eine Wohlthat zu erzeigen, das kann nur der recht beurtheilen, der die Indianer kennt. Aber unser Heiland sagt: Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie sollen satt werden.“

Diesen Hunger zu erwecken haben im nördlicheren Hu onia auf ausdrückliche Aufforderung der Handelsgesellschaft seit 1840 auch die Methodisten in England sich angelegen sein lassen, nachdem schon Ende 1838 Missionar Evans mit dem bekehrten Chippewas Peter Jakobs eine Reise von etwa 2000 englischen Meilen gemacht und im Juni des

---

*) Calwer Monatsblatt 1855, p. 157 ff.

**) Calwer Monatsblatt 1856, p. 171 f. cf. Calwer Missionsblatt 1855, p. 69 f.

folgenden Jahres mit Hülfe der Hudsonsbai-Compagnie die erste Missionsniederlassung auf der Hudsonsbaistation gegründet,*) deren Schule bald 60 Kinder und Weiber besuchten. „Nun gehst du in die Schule den Tag über," sagte ein Indianer zu seinem Weibe, „während ich auf die Jagd gehe, und wenn ich auf den Abend nach Hause komme, kannst du mir sagen, was du gelernt hast." — Diese Mission der Methodisten in Hudsonia hat mancherlei Vortheilhaftes. Sie wird von der Handelsgesellschaft durch ansehnliche Summen unterstützt; und die drei ersten Missionare fanden die freundlichste Aufnahme nicht nur bei den Agenten, sondern auch bei den ansässigen Engländern. Dazu stehen mit den Letzteren die Indianer in freundlichem Verkehr: und nichts ist von dem Haß zu sehen, der die südlichen Indianer gegen die Europäer erfüllt hat. Haben daher auch die Missionare große Entbehrungen und Mühseligkeiten vor sich, indem sie nicht umhin können, durch die Eis- und Schneefelder hin lange und gefährliche Reisen zu machen, auf welchen es ihnen stets an allen gewohnten Bequemlichkeiten fehlen muß, so dürfen sie doch keine Feindseligkeiten fürchten, und weithin ist bereits einiges Verlangen nach dem Evangelium angeregt. Binnen wenigen Jahren wurden sechs Stationen, Hunderte von Stunden von einander, aufgerichtet, wo die Predigt fast überall mit freudiger Begierde aufgenommen ward und von denen aus die Missionare Reisen in die nähere und fernere Umgegend machten, den Indianern das Wort des Lebens zu verkündigen. Ein Versuch, die indianischen Sprachen zur Schrift zu erheben, ward gleichfalls gemacht, und mit eigens verfertigten Lettern zunächst Lieder gedruckt, deren freundlicher Klang und wohlthuende Musik Jung und Alt besonders freudig anregte, obschon der böse Feind sich auch ihrer zu bedienen wußte, durch falsche Propheten und Betrüger die armen heidnischen Indianer zu berücken und zu verwirren.**) Die erwähnten sechs Stationen sind: Moose-Faktorei im Süden der Hudsonsbai, 300 Stunden von Montreal in Ober-Kanada; Mitschipicoten, an den Ufern des Obern-See's; der Regen-See, 540 Stunden von Montreal; Fort Alexander am Winipegfluß, 625 Stunden von Montreal; Edmonton am Saskatschewan, 1160 Stunden von Montreal; Norway-Haus, im Norden des Winipegsees, 830 Stunden von Montreal, der wichtigste Mittelpunkt sämmtlicher Stationen. Dazu kommt noch eine weitere Niederlassung, Roßville, von der Missionar Evans im Juli 1844 schreibt: „Sie wird dieses Spätjahr aus 30 Wohnhäusern, einer unvollendeten Kirche, einem Schulhaus und einer Werkstätte bestehen. Das Bauholz wuchs am Dienstag, Morgens 9 Uhr, noch im Walde, und am Samstag, Nachmittags 4 Uhr, war Alles behauen, durch Hunde herbeigeschleppt und aufgerichtet. — Der Bau kostet uns nichts, da die Indianer Alles dabei thaten, und die Weiber die Rinde zum Dach lieferten. Gewerbsfleiß schreitet unter dem Einfluß des Christenthums vorwärts. Die von uns gebauten Felder versprechen eine reichliche Ernte, von Gerste, Rüben und Kartoffeln, das

*) Calwer Missionsblatt 1843, p. 82 ff.
**) Calwer Monatsblatt 1845, p. 148 ff.

Einzige, was dieses rauhe Klima uns zu bauen erlaubt." An diese Hauptstationen schlossen später noch andere sich an; schon im Jahre 1842 aber konnte Missionar Evans von Norway-Haus und Umgebung berichten: „Ich habe Ursache, es mit tiefer Demuth anzuerkennen, daß Gott diese Mission in hohem Grade gesegnet und die Arbeiten seiner Knechte mit sichtbarem Erfolge gekrönt hat. Die Summe derer, die in Norway-Haus und auf den Posten, die ich besucht habe, durch die Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden sind, beträgt 193, unter denen 77 Erwachsene sich befinden. Ehen wurden 27 geschlossen. Wir haben drei große Klassen auf dieser Station, die aus 73 Personen bestehen, von welchen ungefähr die Hälfte förmliche Mitglieder der Kirche sind. Die Uebrigen stehen in Probe und sind noch ungetauft. Wir können Gott nicht genug danken, daß wir von jener Geißel der armen Indianer in Kanada befreit sind, dem Feuerwasser, dessen Gebrauch die Handelsgesellschaft im ganzen Lande verboten hat, eine ebenso weise als wohlthätige Anordnung." — In seinem Tagebuche berichtet Evans von gar lieblichen Erfolgen des Evangeliums an den Herzen der Indianer. So sprach in einer Klassenversammlung am 4. October 1840 ein Mann sich auf folgende Weise aus: „Letzten Sommer besuchte ich den rothen Fluß, wo ich zum ersten Male die Botschaft dieser guten Worte hörte. Ich fühlte, daß ich ein großer Sünder sei und daß ich in Finsterniß und auf dem breiten Wege zur ewigen Verdammniß mich befände. Ich lernte sehr wenig. Ich hörte, daß ich zu dem großen Geiste durch Seinen Sohn beten müsse, auf dessen Namen ich mich nicht mehr besinnen konnte, so sehr ich mir auch Mühe gab. Ich kam nach Haus. Ich ging oft in die Einsamkeit und schrie sehr heftig. O, mein Herz war sehr, sehr schwer! Ich versuchte es oft zu dem großen Geiste zu beten, daß er sich meiner, eines armen Indianers, erbarmen möge. Ich sagte: Großer Geist, ich höre, daß Du die armen Sünder selig machen willst. Ich möchte beten, aber ich weiß nicht den Namen Deines Sohnes. O erbarme Dich meiner und vergieb alle meine Sünden und mein verkehrtes Leben!" — Er setzte hinzu: „Ich hatte zu der Zeit keinen Lehrer hier, der mich unterrichtete, wie wir es jetzt haben, und ich weinte oft sehr, wenn wir zu Bett gingen; und ich konnte nicht schlafen, weil ich Niemand hatte, mich zu unterrichten. Der große Geist erbarmte sich meiner; denn da wir noch keinen Lehrer hatten, sandte Er mir einen Traum, der mich gar sehr ermuthigte. Im letzten Winter träumte mir einmal, ich sehe zwei Straßen. Die Eine war sehr breit und voll von weißen Leuten und Indianern; sie waren sehr gottlos, fluchten und zankten. Der andere Weg war nur ein Fußpfad; und ich sah nur wenige Personen darauf, von denen immer eine der Spur der anderen folgte; Etliche sangen, und sie gingen sehr schnell und sahen sehr glücklich aus. Ich betete in meinem Schlaf, der große Geist möge mich mit diesen gehen lassen. Als ich erwachte, dankte ich Ihm für diesen Traum. O nun habe ich mehr als einen Traum, mich zu trösten! O ja. Mein armes Herz ist aufgeheitert von den guten Worten. Wenn ich bete, so bin ich so sehr glücklich! O ich kann nicht sagen, wie gesegnet ich bin! Ich liebe den Sohn Gottes Jesus Christus, ich werde nie mehr Seinen großen Namen ver-

gessen!“ Hier unterbrachen Freudenthränen seine einfache Geschichte, und sein volles Herz und glänzendes Angesicht sagten, was er nicht aussprechen konnte. — Ein alter Mann von achtzig Jahren sprach, „O ich bin der große Sünder gewesen! O wie viele Jahre habe ich auf der finstern Straße gewandelt! Mein Haupt ist (weiß) wie die Bergspitze im Winter; und ich werde bald unter der Erde sein. O, ich bin so dankbar, daß ich das gute Wort gehört habe! Ich höre mit weit geöffneten Ohren, und manchmal ist mein Herz sehr vergnügt, wenn ich von der Liebe des Sohnes Gottes höre. Ich denke, Er ist sehr barmherzig gegen mich gewesen, daß er mich Viele meiner armen Verwandten, die zur Erde gegangen sind, hat überleben lassen, damit ich diese gute Botschaft hören möchte. Wenn ich gestorben wäre, ehe sie kam, wäre ich sicherlich verloren gegangen; denn ich bin, wie ihr Alle wisset, ein großer Sünder gewesen. Aber jetzt bin ich begnadigt. O, nun habe ich Freude in meinem Herzen! Ich bin alt, ich kann nicht mehr jagen. Ich wünsche jetzt nichts mehr, als Jesum Christum zu sehen. Ich bin's gewiß, ich werde Ihn noch mehr lieben, wann ich Ihn sehe. Sein Geist sagt's meinem Herzen, daß ich Sein bin. Er segnet mich täglich, und mein ganzes Herz wünscht, Ihm zu dienen. Ich wünsche sehr, sehr, daß mein ganzes armes Volk überall die guten Worte des großen Geistes hören könnten, ehe sie sterben.“ — Ein Weib, das im Sommer 1841 mit ihrer Familie zu Norway-Haus getauft war, kam im folgenden Jahre auf Besuch zu Missionar Evans. Sie sagte: „Ich habe immer, seit ich getauft worden bin, zu dem großen Geiste gebetet. Mein kleines Kind wurde sehr krank, so daß wir alle meinten, es müsse sterben. Ich nahm es in meine Arme, kniete nieder und sprach zu dem großen Geist, was ich in meinem Herzen fühlte. Er war sehr gnädig; mein Kind ist wieder gesund geworden; Gott hat es mir zurückgegeben.“ Sie bemerkte ferner, der böse Geist habe ihr bisweilen gesagt, ihre Gebete seien thöricht, „aber,“ sagte sie, „mein Herz ist oft sehr glücklich geworden.“ Auf die Frage, wie sie bete, antwortete sie: „Ich sage: O großer Geist, erbarme Dich meiner, vergieb mir alle verkehrten Wege. Gieb mir einen guten Sinn. Bewahre mich vor Sünden. Segne meinen Mann und meine Kinder, und gib uns Allen gutes Leben (Gesundheit). Ich vertraue auf Jesum Christum. Amen.“ — „Und ich glaube,“ setzte sie hinzu, „daß er mit Nägeln an's Kreuz geheftet wurde, mich selig zu machen.“

Von ihren Stationen aus machten die Missionare oft weite Reisen. So Missionar Barnley 1842 von Moose-Faktorei zu den Indianern am Groß-Wallfischfluß,*) so tief gegen Norden, daß während seines dreiwöchentlichen Aufenthalts daselbst das Boot, auf dem er gekommen, am 23. August plötzlich fest einfror; ebenso besuchte er die Indianer am Albany, im Sommer 1843 aber Rupertshaus**) und Fort Georg. Ebenso machte Missionar Rundle 1843 von Edmonton einen Ausflug zu den Krih's und Assiniboinen am Flusse Red Deer. Der uns schon bekannte Peter Jakobs aber besuchte

*) Calwer Monatsblatt 1843, p. 174.
**) Calwer Monatsblatt 1845, p. 151.

vom Regensee aus, wo er über große Stumpfheit der Indianer zu klagen hatte, mit seinem Gehülfen Henry Steinham 1844 die Indianer bei Lac Seul, die er in großer Armuth fand, und in Osnabourghaus, wo sie mit Freuden das Wort hörten und ihre Kinder unterrichtet und getauft wünschten.

Anziehend ist der Bericht des Missionars Mason in Norway-Haus vom August 1844, worin er schreibt: „Es ist nun ein Jahr, seit wir hier angekommen sind. Viele Prüfungen hatten wir durchzumachen. Aber durch die Güte des Herrn sind wir bewahrt und gesegnet worden, und unsere schwachen Arbeiten wurden mit einigem Erfolg gekrönt, was uns laut zu Lob und Dank auffordert. Missionar Evans nahm am ersten dieses Monats Abschied auf seine lange Reise in den Norden. Das ganze Dorf erhob sich in der frühesten Morgenstunde, um ihren geliebten Hirten zu sehen und ihm guten Fortgang im Werke des Herrn zu wünschen. — Nichts kann den Eifer und die Ausdauer der Emissäre Rom's übertreffen, ihre Grundsätze zu verbreiten und Anhänger zu gewinnen; und nichts kann diese ausgedehnten Distrikte vor dem römischen Katholicismus schützen, als eine Vermehrung der Arbeiter, welche die reine Lehre der Schrift verbreiten. Von allen Seiten kommen jährlich Priester an, und obgleich der Herr große und wirksame Thüren, nützlich zu werden, vor uns aufgethan hat, so können wir doch aus Mangel an Missionaren nicht durch sie eingehen.“ — Ueber die äußern und innern Verhältnisse seiner Station schreibt Mason weiter: „Mein Garten, den ich in diesem Frühjahre anbaute, versieht uns beständig mit frischen Gemüsen; und wir hoffen, für den langen Winter Kartoffeln und Saatfrucht für den nächsten Frühling zu bekommen. Die Gärten der Schulkinder sehen gut aus, wie auch die Gärten und Felder in der ganzen Niederlassung, so daß in diesem verhältnißmäßig ungünstigen Klima der Fleiß sich belohnt. Aber was das Beste von Allem und unendlich wichtiger ist, das ist der Fortschritt der Leute in den göttlichen Dingen. Ihre regelmäßige Benutzung der Gnadenmittel, ihr beständiger Umgang mit Gott, und ihre brennende Begierde nach der Errettung ihrer Brüder, die noch in der heidnischen Finsterniß sind, zeigen, daß sie an den heiligen Grundsätzen derer festhalten, welche neue Kreaturen in Christo Jesu sind.“ — Bei einem Liebesmahle hörte man Aeußerungen, wie diese: „O, ich bin heute dankbar. Ich denke daran, wie ich zum ersten Male das gute Wort Gottes hörte. Es war damals nur Morgendämmerung, und es war ein gesegneter Tag. Aber jetzt scheint es helle in meine Seele.“ — Ein Anderer sagte: „Als die Prediger zuerst kamen, haßte ich sie, und wollte nicht zu ihnen hingehen, noch hören, was sie zu sagen hatten. Aber nach und nach dachte ich, ich wollte doch hören. Gott fand mein hartes Herz: ich meinte, es müßte brechen. Jetzt liebe ich Gott und Seine Diener. O wie sehr: das kann ich nicht sagen.“ — Benjamin Sinclair, auf Probe als Ermahner angestellt, sagte, „Ich bin unwürdig. Ich fühle, daß ich Gott liebe und liebe Sein Volk. Ich dachte, da ich kam: Wie kann ich in den Himmel kommen ohne Heiligung? Gottes Wort sagt: Ohne Heiligung wird Niemand den Herrn sehen. Ich denke an die Zeit, da Missionar Evans kam; wir waren alle hungernd

und hatten nichts zu essen, auch keine Speise für unsere Seelen; seitdem haben wir beides reichlich bekommen."

Und sie bekommen es noch auch durch diese Mission, die bis heute besteht und in Segen unter den Indianern in Hudsonia wirkt, wie wir auch aus der Ansprache ersehen, die Peter Jakobs*) vor etlichen Jahren bei der Jahresversammlung der wesleyanischen Missionsgesellschaft in London hielt, und aus der wir zum Schluß nur folgende Stelle ausheben: „Als ich fand, daß Christus für meine Seele so köstlich ist, bewog es mich, das Evangelium auch meinen Landsleuten zu predigen; und ich bin nun bereit, nachdem ich euch besucht, und meinen Geist bei euch mit neuer Liebe, neuem Eifer und mehr Glauben angefüllt habe, wiederum fröhlich an meine Arbeit zu gehen in jenem sehr harten Lande, in jenem kalten Lande, unter den Wilden, die mir immer wieder nach dem Leben stellen. Es ist ein kaltes Land, wo die Leute vor Kälte umkommen. Aber ist das ein Grund, daß ich nicht wieder hingehen sollte? Nein, Brüder; ich liebe jenes Land, denn es ist das Land, wo ich das Werk Gottes fortschreiten sehe, wenn gleich langsam: wir können ja nicht erwarten, daß eine ganze Welt an Einem Tage fertig werde. Ich wünsche daher, ihr möchtet meiner in euren Gebeten gedenken, wenn ich zurückgehe; und wenn ihr meinem Freunde, Missionar Griffith, zwei oder drei Missionare nach Ostindien mitgebt, so gebt mir Einen, und ich will zufrieden nach Hause gehen. — — Ich vereinige mich mit meinen Landsleuten in der Fürbitte für euch, daß Gott euch vergelten möge, was ihr uns gethan habt; Er wird's vergelten, ja Er thut's. Ich weiß, daß, was ihr Jahr für Jahr für diese gute Sache gegeben habt, euch nicht reuen wird in der Todesstunde. Im Gegentheil, es wird eine Quelle großer Freude für euch sein."

Anhang.

Die Mission auf der Moskitoküste.

Florey, Züge am Missionsnetze. H. 6. Leipzig 1855, p. 19 f.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt 1850, p. 359 f.
Basler Missionsmagazin 1822, II. 186; 1850, IV. 131; 1853, II. 50; 1856, I. 84.

Ehe wir uns zu den Indianern in Süd-Amerika selbst wenden, werfen wir noch einen Blick auf die sogenannte Moskitoküste in Central-Amerika. Auf der Landenge, welche Nord- und Südamerika verbindet, haben die Engländer im Staate Yukatan eine 160 Stunden lange und 60 Stunden breite Besitzung, Honduras, aus Landstrichen entstanden, die sie Anfangs bloß zum Holzfällen benutzten, mit der Hauptstadt Belize am Flusse gleiches Namens, deren 4000 Einwohner fast zu zwei Drittheilen aus Negern bestehen, unter welchen Methodisten- und Baptisten-Missionare wirken. Den übrigen Theil der Landenge, südlich von Mexiko, bilden fünf kleine Freistaaten mit etwa 2 Millionen Einwohnern, darunter der größere Theil katholische Indianer. Auf der östlichen Seite des Staates Honduras, von jenem englischen Honduras zu un-

*) Calwer Missionsblatt 1851, p. 87.

terscheiden, von dem Meer von Honduras und der Moskitobai bespült, liegt die etwa 100 Meilen lange *Moskitoküste*, meist von unabhängigen Indianerstämmen bewohnt, den *Mosko's* oder *Moskiten*, *Poyai's*, *Tauka's* u. a. Diese Indianer sind ein röthlich-brauner, kräftiger Menschenschlag, meist nur mit einer handbreiten Binde von Baumbast um die Lenden bekleidet, geschickt im Schwimmen, Bootführen, Fischen und Jagen, unwissend und abergläubisch, dabei aber ehrlich und weniger lasterhaft, als andere barbarische Nationen. Sie lieben die Engländer, welche eine Zeit lang an der Mündung des *Tinto* eine Niederlassung hatten und sie gegen die Eingriffe der Spanier und Centralamerikaner schützten. Um das Jahr 1820 gab der König der *Moskito's*, der auf Kosten der englischen Regierung erzogen worden war, seine Geneigtheit zur Einführung des Christenthums unter seinen Unterthanen zu erkennen, und auch die andern Häuptlinge sprachen den Wunsch aus, ihre Kinder unterrichten zu lassen. Im Hinblick darauf errichtete die englisch-kirchliche und die Methodisten-Missionsgesellschaft in der Stadt *Beliza* eine Station. Letztere namentlich, die Methodisten, gaben sich Mühe mit den benachbarten Ureinwohnern, und arbeiteten eifrig unter den *Kariben* in *Charibtown*, von wo Missionar *Stanton* 1841 meldete, daß nach mehrjährigen Anstrengungen das Wort Gottes Eindruck mache, und eine Gemeinde sich zu bilden anfange. Zu St. *Thomas* im Staate *Guatemala* begann der von Prediger *Goßner* in Berlin ausgesandte Missionar *Krause* unter den von den Spaniern früher zur Annahme von Priestern, Kreuzen und Heiligenbildern gezwungenen, im Grunde aber noch heidnischen Indianern eine Mission, von deren Fortgang nichts weiter berichtet worden. Im April 1845 aber wurde der junge König der *Moskito's* in *Beliza* getauft und gekrönt, eine Missionspresse ward errichtet und die Bibel in die Moskitosprache übersetzt. In Rücksicht darauf gedachte auch die Berliner Missionsgesellschaft eine Niederlassung an der *Moskitoküste* zu gründen, doch ist der Plan nicht zur Ausführung gekommen. Dagegen landeten am 14. März 1849 die ersten Missionare der Brüdergemeinde, *Pfeiffer*, *Lundberg* und *Kandler* in *Bluefield's* an der Moskitoküste, wo sie am 16. April den Bau einer Kirche begannen. Der König bezeigte darüber sein herzliches Wohlgefallen und schickte vier Indianer, um zu helfen. Seine drei Schwestern aber, Agnes, Viktoria und Mathilde, von 18, 9 und 8 Jahren, zogen für eine Zeitlang ganz in das Haus der Missionare.*) Nachdem das erste Kirchlein baufällig geworden, wurde am 21. Juni 1852 der erste Pfosten der neuen Kirche im Beisein des Königs und des englischen Konsuls eingeschlagen, am 10. Juni 1855 aber dieselbe feierlich eingeweiht und an demselben Tage die Prinzessin *Mathilde*, die bisher im Missionshause gewohnt und eines sorgfältigen Unterrichtes genossen hatte, als Erstling dieser Station durch Bruder *Pfeiffer* in Jesu Tod getauft. Von den 6—700 Einwohnern in *Bluefields*, dem Hauptort des Landes und Sitz der Regierung, sind ungefähr der sechste Theil Indianer, die Uebrigen theils

*) Missionsfreund 1850, p. 99.

spanischer Abkunft, theils Deutsche, Engländer und Nordamerikaner, daher die Missionsthätigkeit in Bluefields bisher größtentheils auf die schwarze und farbige Bevölkerung beschränkt gewesen ist, da die dort wohnenden Indianer, obwohl sie englisch genug verstehen, bisher immer noch von der Kirche sich fern gehalten haben. — Eine neue Station hat am 12. Juni 1855 Missionar Jürgensen unter den Indianern zu Pearl-Kay-Lagoon begonnen. Bald nach seiner Ankunft daselbst brach die Cholera unter den Eingebornen aus und ward in der Hand Gottes ein Mittel, der Verkündigung des Evangeliums unter den sonst so todten und gleichgültigen Indianern die Bahn zu brechen. „Die Noth und Todesfurcht," schreibt Jürgensen selbst, „hat die Leute willig gemacht, mich zu hören, und ich darf sagen, daß meine Worte nicht ohne Eindruck blieben. Zur sonntäglichen Predigt, so wie zu den Bibellectionen und andern Versammlungen in den Abendstunden der Wochentage findet sich eine so große Zahl von Zuhörern ein, daß Viele draußen stehen müssen, und es wird mir geschenkt, daß ich sie bitten und ermahnen kann, sich zum Herrn zu wenden, damit sie selig werden."

B. Die Indianer Südamerika's.

Florey, Züge am Missionsnetz. VI., p. 24 ff.
Brauer, das Missionswesen der evangelischen Kirche I., p. 200 ff.
Die Wege Gottes unter den Indianern. 2. A. Basel 1849.
Missionsfreund, herausgegeben von Lange. 1857, Nro 11 ff.
Calwer Monatsblätter 1839, p. 166 ff.; 1842, p. 164 ff.; 1845, p. 163 ff.; 1854, p. 162 ff.
Reisen der Brüder Schomburgk in Britisch-Guiana, bearbeitet von Dr. W. Stricker. Frankfurt 1852.

§. 1. Land und Leute in Guiana.

Wenn man von dem großen nordamerikanischen Festlande gegen Mittag herabsegelt, so kommt man zuerst an dem schönen Kranze der westindischen Inseln vorüber, und stößt endlich auf das südliche Amerika. Dieß hat zum Theil das nämliche Schicksal gehabt, wie die neue Welt überhaupt. Da, wo Europäer sich niederließen, wurden die Eingebornen entweder ausgerottet, oder zu Sklaven gemacht, oder in die tiefen Urwälder zurückgedrängt. Hauptsächlich waren es hier die Spanier, deren Grausamkeit im weitesten Umfange sich kund that. Durch sie und die Portugiesen ist auch an vielen Orten das katholische Christenthum herrschend geworden, was fast überall den Zutritt evangelischer Missionare zu den noch übrigen Heiden unmöglich macht, wenn gleich in etlichen Freistaaten, die in den letzten Jahrzehnten sich gebildet haben, wenigstens die heilige Schrift eines bescheidenen Einganges sich erfreuen darf. Das ungeheure Land, das etwa 2000 Stunden, wenn man es sich in gerader Richtung denkt, gegen Süden sich ausstreckt, ist, wenn man das wilde Patagonien im äußersten Süden ausnimmt, nur an einer kleinen Uferstrecke, mit einer Länge von kaum 200 Stunden, für protestantische Missionare zugänglich. Nicht ferne von dem Punkte nämlich, wo der Gürtel der westindischen Inseln mit dem südlichen Festlande

zusammenstößt, ist die eine Gränze des großen Staates Guiana, (wie man ursprünglich das ganze Land zwischen dem Orinoco und Amazonenstrom nannte, deren beide Quellen tief im Innern nicht weit von einander liegen,) während seine andere Gränze sich an das ungeheuere Reich von Brasilien anlehnt. Guiana wird von dem atlantischen Ocean bespült, dessen Gewässer in den Zeiten der Fluth mehrere Stunden weit landeinwärts die flachen Küsten bedecken, während von der Landseite her die hohe Mauer eines halbkreisförmigen Gebirgskranzes von den umliegenden Ländern es abschließt und zahlreiche herrliche Ströme, die das Land fruchtbar machen, zum Meere entsendet. Nur an dem Ufer ist Guiana bekannt und von Europäern besetzt, da die vielen Wälder und Moräste einem tiefern Eindringen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legen, und wäre das Land nicht von unzähligen Bächen durchflossen, auf denen fahrend man allein landeinwärts kommen kann, so würde man durchaus genöthigt sein, an der äußersten Küste zu bleiben. Darum sind auch die Wohnungen der Menschen überall nur an Bächen oder Flüssen aufgeschlagen. Das Klima ist, da das Land in dem heißesten Erdstrich liegt, unter diesen Umständen natürlich eins der ungesundesten in der Welt, aber der Reichthum der Natur hat von jeher die Europäer troß aller Gefahren hergelockt. Spanier, Engländer, Holländer, Franzosen und Portugiesen haben die Küste unter sich getheilt, weil aber der Antheil der Spanier und Portugiesen in der Folge zu den angränzenden größeren Ländern in Norden und Süden geschlagen wurde, spricht man nur noch von einem britischen (englischen), holländischen und französischen Guiana. Die Ansiedler sind Besitzer großer Ländereien oder Plantagen, auf denen in großer Menge Zucker, Kaffee, Indigo, Baumwolle u. s. w. erzeugt werden. Dazu bediente man sich bisher der vom jenseitigen westafrikanischen Ufer herbeigeschleppten Negersklaven, die hier auf's härteste und grausamste behandelt wurden, so daß viele von ihnen in die Wälder entflohen und hier als sogenannte Maron- oder Buschneger förmliche Räuberkolonien bildeten.

Die ursprünglichen Einwohner des Landes, die Indianer, deren man etwa 30 verschiedene Stämme zählt, sind in die Wälder und Sümpfe verstoßen, und durften sich früher, so friedlicher Natur sie auch zum Theil waren, kaum ohne Furcht und Zittern in den europäischen Gebieten blicken lassen. Am bekanntesten sind bis jetzt die Stämme der Arawakken, Warauen, Aquaien oder Akoway, eigentlich Waquaien, und die von den westindischen Inseln eingewanderten Karaiben (Carabisen) geworden.*) Ihre Hautfarbe ist braunroth oder zimmetfarben, das Haupthaar schwarz, lang, straff und glänzend, der Bart bei den Männern dünn und regellos in Büscheln, meist aber ganz ausgezogen. Gewöhnlich gehen sie bis auf eine kurze Schürze um die Lenden ganz nackt. In ihren Hängematten liegend pflegen die Männer am liebsten des Müssigganges, wenn sie nicht zum Krieg ausziehen oder jagen und fischen. Außerdem liegt ihnen der Bau ihrer Hütten und die Herrichtung der sogenannten Kostgründe, das heißt das Umhauen und Abbrennen der Büsche zur

---

*) cf. Basler Heidenbote 1839, p. 51.

Düngung des Bodens ob; ebenso machen sie ihre Jagdgeräthschaften (früher Bogen und Pfeile, jetzt auch Gewehre, die sie von den Europäern erhalten), Fischangeln und allerlei Flechtwerk von Rohr, Körbe, Siebe, Kästchen und dergleichen zurecht, und verfertigen mit Hülfe des Feuers nicht ohne Geschick ihre Fahrzeuge, Korjare oder Kanoes genannt. Die meiste Arbeit aber liegt, wie bei den Indianern Nordamerika's, den Frauen ob, deren Sklavenloos so elend ist, daß viele Mütter ihre neugeborenen Töchter ermorden, um sie vor gleichem Jammer zu bewahren.*) Das Weib muß den Boden bauen, Brod und Trank bereiten, Brennholz zum Backen und Wärmen herbeischaffen, Schnüre zu den Hängematten machen, Töpfe fabriciren, Baumwolle spinnen, selbst mit den kleinen Kindern auf dem Rücken und unterwegs. Auch auf Reisen geht eine Frau mit, um für den Mann zu kochen und die anderen Geschäfte zu verrichten. Heirathen werden schnell und frühzeitig in Richtigkeit gebracht, sonderbar ist dabei, daß ein Schwiegersohn nie das Gesicht seiner Schwiegermutter sehen darf. Bei der Niederkunft ihrer Weiber sind die Männer meist ziemlich gleichgiltig, die Kinder aber werden gewöhnlich so lange gesäugt, bis das nächste bald wieder da ist. Gebrechliche Kinder läßt man in der Regel bald umkommen. Wird eine Frau zur Wittwe, so scheeren die Verwandten des Mannes ihr Haar, und sie darf nicht eher wieder heirathen, bis dasselbe eine gewisse Länge erreicht hat. Auch darf sie nicht heirathen, wen sie will, sondern der nächste Verwandte des verstorbenen Mannes hat das Recht, sie zur Frau zu nehmen, und wenn ein Anderer sie zur Ehe begehrt, so muß er sie dem Berechtigten abkaufen.

Die Indianer sind sehr reinlich und baden sich deshalb schon am Morgen und auch des Tages öfter im Flusse. Vor ihren Hütten haben sie einen von allem Grase gereinigten Platz, den sie sehr sauber halten und wo sie gern sitzen und essen. Ueberhaupt wohnen sie gern auf Sand, und wenn der Boden lehmig ist, tragen sie Sand herzu. Auf den Schmuck ihres Leibes sind auch diese Kinder der Wildniß bedacht; rothe Farbe, die sie von dem Rokubaum gewinnen, vermischen sie mit Kraböl und schminken damit den ganzen Leib, bisweilen auch nur Hände und Füße, so daß man meint, sie hätten rothe Schuhe und Handschuhe an. Durch diesen rothen Anstrich meinen sie sich zugleich wider den Geist der Europäer, das ist den Teufel, zu wappnen. Nur auf dem Kopfe leiden sie Haare, die Männer tragen es kurz, die Weiber legen es oben auf dem Kopf in Zöpfen zusammen, die Barthaare rupfen sie aus, und auch die Augenbraunen rasiren sie ab und machen dafür einen schwarzen Strich hin. Bei vorhabenden Tänzen und Lustbarkeiten färben sie die Kopfhaare roth, den ganzen Körper aber bemalen sie mit allerlei schwarzen Figuren, ein Geschäft, das die Weiber besorgen und oft Tage lang dabei zubringen. Das Gesicht wird noch besonders mit dunkelrothen, gelben und weißen Strichen verziert. Dazu hängen sie noch blaugefärbten ostindischen Kattun vier bis sechs Ellen lang hinter sich her; eine Art Schellen an den Füßen und bisweilen noch ein über den Rücken hängender buntbemalter Rohrmantel vollenden den Anputz. Bei ihren Tänzen, welche meist Jag-

*) Calwer Missionsblatt 1847, p. 116.

den vorstellen, ahmen sie die Bewegungen und Sprünge der Thiere sehr geschickt nach; zwischen hinein bringen die Weiber den Männern Baiwar, ein berauschendes Getränk, nehmen aber auch selbst, mit Korallenschnüren und von Korallen durchflochtenen Schürzen geschmückt, am Tanze Theil, wobei das Stampfen mit den Füßen und das dadurch hervorgebrachte Schellengetön natürlich nicht fehlen darf. Manche Weiber machen sich auch so ausgeweitete Löcher in die Ohrläppchen, daß sie Korkstöpsel hineinstecken und darin ihre Näh- und Stecknadeln verwahren; manche Männer tragen an einem durch den mittleren Nasenknorpel gezogenen Faden ein zierlich ausgearbeitetes silbernes Blech als ganz besonderen Schmuck. — Nach dem Tode eines heidnischen Indianers, oft Monate, ja selbst Jahre nachher, veranstalten sie ein Saufgelage mit Baiwar, wobei jeder der Geladenen mit Peitschenhieben*) um die Waden empfangen wird. Hat er sein Theil, so stellt er sich unter die Reihe der Peitschenden und bewillkommnet auf gleiche Art die neuen Ankömmlinge. Nach solchem Peitschenfest haben sie oft lange an ihren verwundeten Beinen zu heilen, ja, mancher ist schon in Folge dessen gestorben. Am Schlusse des Festes werden des Verstorbenen Bogen, Pfeile, Fischangel und dergleichen in ein Loch vergraben, und nun ist sein Andenken vergessen. So geschieht es wenigstens bei den Arawakken; andere Stämme haben andere Todtengebräuche.

Unter einander sind die Arawakken höflich und bescheiden; jüngere Personen erweisen den Alten Ehre und selten trifft man bei ihnen heftige Zänkereien, außer wenn sie von Baiwar berauscht sind. Eigenthümlich ist, daß die Indianer sich den Rücken zudrehen, wenn sie mit einander reden; die Hunde, sagen sie, sehen einander an, wenn sie zusammenkämen, deshalb schickte es sich nicht für die Indianer. Ihre Besuche sind sehr ceremoniös und die Unterhaltung, welche meist um Jagd und Fischfang und um ihre Reisen sich dreht, geschieht in einem singenden, fast kläglichen Tone. Jeder Indianerstamm hat seine eigene Sprache; die der Arawakken hat zwar nicht in den Worten, wohl aber in den Wendungen Aehnlichkeit mit dem Hebräischen, und ist schwer zu erlernen.**) Bei der Unterhaltung hören die jüngeren Indianer bloß zu, und selbst wenn sie etwas schon öfter gehört haben, thun sie doch, als ob sie es jetzt zum ersten Mal hörten. Die Hausfrau bringt jedem Besucher, sobald er sich gesetzt hat, ein Körbchen mit Cassabibrod oder was sie sonst gerade hat. Die Cassabiwurzel, welche ein ganzes Jahr zum Wachsthum braucht, liefert außer anderen Erdgewächsen und Baumfrüchten eine Lieblingsnahrung. Bei der Zubereitung wird die Rinde abgeschält und die Wurzel zerrieben, der giftartige Saft, welchen sie in frischem Zustande hat, ausgepreßt, und das Mehl auf einer thönernen oder eisernen Platte zu fingersdicken, süßlich schmeckenden Kuchen gebacken. Die Weiber essen stets allein und zwar meist in der Küche, die durch eine Blätterwand von dem übrigen Theil der Wohnung geschieden ist. Sie wohnen aber in den ungeheuren Waldungen zerstreut in einzelnen Hütten,

*) Calwer Missionsblatt f. K. 1853, p. 73 ff.
**) cf. Basler Missions Magazin 1856, I., p. 145.

in denen eine Familie oder auch eine kleine Gesellschaft von Verwandten campirt, und zwar unter der Oberaufsicht des Altvaters, der von den Uebrigen als Befehlshaber geachtet wird. Die Arawakken haben gleich den Buschnegern eine Art König oder Oberhäuptling, der immer einen Haufen Leute um sich hat und von ihnen respektirt wird. Er bestellt die Fischer und Jäger für die Kolonie nach einem alten Vertrage, hat aber trotz seines spanischen Rohres mit silbernem Knopfe, das er als Scepter trägt, dem Volke, das gern ungebunden, nicht viel zu befehlen. Ebenso ergeht es seinen Unterhäuptlingen, denn die Arawakken lassen sich einmal nicht gern viel sagen. Sonst hat ihr Leben, wie schon erwähnt, etwas Patriarchalisches. Uebrigens sind die Indianer nicht an den Boden gefesselt; denn sobald sie ihn nicht mehr fruchtbar finden, oder irgend eine abergläubische Ursache sie forttreibt, ziehen sie ohne Umstände weiter, was ihnen eben keine große Mühe macht, da ihr Hausrath außer den Hängematten und einigen hölzernen und thönernen Gefäßen fast aus Nichts besteht, und Holz, Baumrinde und Blätter zum Aufbau einer neuen Hütte überall im Busche sich finden.

Auch die Indianer Südamerika's, mit denen wir es hier zu thun haben, sind voller Sinnenlust, Herzenshärtigkeit und Rachsucht, falsch und heuchlerisch*) in hohem Grade, und dem Hang zu starken Getränken durchaus unterworfen; unfähig, Widerspruch zu ertragen, sehen sie jede Erinnerung von Seiten eines Andern als eine Grobheit an. — Eine eigentliche Gottesverehrung haben sie nicht, obwohl sie von allerlei Göttern erzählen. Den Schöpfer der Männer nennen sie Kururuman, den der Weiber Kulimina. Der Erstere, sagen sie, ist ein gutes Wesen, der den Menschen weder Böses noch Gutes zu Theil werden läßt. Einmal kam er auf Erden, erzählen sie, um nach den Menschen zu sehen, aber sie wollten ihn umbringen. Da nahm er ihnen die Unsterblichkeit und schenkte sie den Thieren, die sich häuten, z. B. den Schlangen. Aehnlicher Abgeschmacktheiten berichten sie noch mehr. Alle Krankheiten aber schreiben sie dem Teufel, den sie Jawahi nennen, und andern bösen Geistern zu. Denn sie glauben, Alles um sie her wimmle von bösen Geistern, deren größte Lust es sei, den Menschen allerlei Schaden und Uebel zuzufügen. Wenn Einer krank wird, so meinen sie, das habe der böse Geist gemacht, und darum bringen sie demselben sogleich ein Stück Fleisch zum Opfer. Wird's darauf mit dem Kranken besser, so meinen sie, der böse Geist habe das Opfer gnädig angesehen und ihn wieder gesund gemacht. Wird's aber schlimmer, so wenden sie sich an einen Teufelsbeschwörer oder Zauberer, damit dieser den bösen Geist bewege, von dem Kranken abzulassen. Diese Zauberer, Bogaier genannt, stehen in großem Ansehen. Will Jemand ein Bogaier werden, so muß er eine Zeit lang eine aus Tabaksblättern gekochte widerliche Brühe trinken, darf nur sehr wenig essen und während seiner Lehrlingschaft keinem Europäer nahe kommen. Auch muß er längere Zeit hinter seinem Lehrmeister mit niedergeschlagenen Augen einhergehen, und sich roth bemalen, wenn er zu einem Europäer gehen will. Die armen Lehrlinge sehen ganz ausge-

*) Wullschlägel Lebensbilder III. p. 172.

mergelt aus, und weil sie viel zahlen müssen, namentlich für die Marakka oder Zauberklapper, die sie nur von ihrem Lehrmeister erhalten können, so kommen sie ganz verarmt aus der Lehre. Ihre Kunst besteht nun darin, den Teufel oder bösen Geist aus dem Kranken, der zu ihnen gebracht wird, hinauszutreiben. Der Zauberer,*) dem man große Geschenke bringen muß, läßt sich endlich bewegen und kommt zu dem Kranken. Nachdem er ihn lange betrachtet, nimmt er denselben und trägt ihn in finsterer Nacht entweder in eine kleine Hütte von Palmblättern, wo er unter Klappern und Schreien seine Beschwörungen vornimmt, oder in den nächsten Wald. Da befestigt er die Hängematte des Patienten an zwei Bäume, so daß sie quer über den Fußpfad hängt, und beginnt dann seine Beschwörungen. Dabei darf aber Niemand anwesend sein, und der Kranke selbst muß die Augen zumachen, bis Alles vorüber ist. Der Zauberer nimmt seine Marakka, eine Art ausgehöhlten Kürbis, mit zerschlagenem Kristall und kleinen Kieselsteinen angefüllt, mittendurch mit einem Stocke, der oben und unten mit grünen, gelben und rothen Federn geschmückt ist, und macht ein schreckliches Geklapper. Dann fordert er den bösen Geist auf, vor ihm zu erscheinen; er murmelt, heult, knurrt, brummt, zischt — kurz, er ahmt alle möglichen Töne in der Welt nach, was in der tiefen Stille der Nacht wahrhaft schauerlich tönt und den armen Kranken mit einem unbeschreiblichen Grausen erfüllt. Ein Missionar (Bernau), der einmal zufällig und unabsichtlich bei den Akoway Zeuge einer solche Scene ward, sagte: „Ich habe in meinem Leben nichts so Schauerliches gesehen oder gehört, und es ist mir gewesen, als sei ich wie in der Hölle." Wenn nun dieser Höllenlärm eine Zeit lang gewährt hat, so macht der Zauberer mit seinem Stabe einen Kreis um den Kranken, fragt den bösen Geist, warum er mit dem Opfer, das man ihm dargebracht habe, nicht zufrieden sei, und befiehlt ihm, sogleich dem Kranken zu helfen. Dann wird der Leidende wieder in seine Hütte getragen, und wenn er wieder genest, so denkt man, der Zauberer habe geholfen. Wird er aber noch kränker und stirbt, so sagt der Zauberer entweder: der Teufel habe ihn getödtet, oder: er sei von einem Menschen vergiftet worden. Im ersteren Falle giebt man sich zufrieden, wickelt den Todten in seine Hängematte und begräbt ihn in die Erde. Darauf zündet man die Hütte an, in der er starb, und seine Verwandten ziehen von dem Orte weg auf Nimmerwiederkehr; denn sie meinen, die Seele des Verstorbenen halte sich da auf, und wenn man sie störe, so füge sie den Leuten allerlei Böses zu. Sagt aber der Zauberer, ein Mensch habe den Todten vergiftet, so füllt man einen Kessel mit Wasser, thut die Blätter von einer gewissen Pflanze hinein und setzt ihn über das Feuer. Von der Seite, wo der Kessel schäumend überläuft, muß dann der Mörder gekommen sein, und der Zauberer bezeichnet in Folge dessen genau den Wohnort und sogar die Person desselben. Nun erhält der nächste Anverwandte des Verstorbenen den schrecklichen Auftrag, Blutrache an dem vermeintlichen Thäter zu nehmen, setzt sofort eine seltsame Mütze auf, nimmt seinen Speer, Pfeil und Bogen zur Hand und geht aus, um sein Schlachtopfer zu suchen. Von diesem Augen-

*) Calwer Missionsblatt 1846, p. 66 ff.

blicke an, bis er wieder heimkehrt, darf er kein Fleisch essen, sondern muß von den Früchten des Waldes leben; auch darf er mit Niemand reden, der ihm auf dem Wege begegnet. Kommt er nun an den vom Zauberer bezeichneten Ort und findet den Mann, den er sucht, so mag er wohl Tage und Wochen lang lauern auf eine günstige Gelegenheit, um seine Rache zu vollziehen. Endlich trifft er den Mann allein; er schleicht hinter ihm her und schießt ihm einen vergifteten Pfeil durch den Rücken. Wenn der Unglückliche dann todt zu Boden fällt, schleppt er seine Leiche in's Gebüsch und verscharrt sie in eine Grube. Dahin kehrt er in der dritten Nacht darauf zurück und stößt mit einem spitzigen Stock so hinein, daß er den unter der Erde liegenden Leichnam durchbohrt. Dann zieht er den Stock wieder heraus, leckt etwas von dem daran befindlichen Blute ab und geht nun ruhig und zufrieden nach Hause. Anders verfährt der Bluträcher, wenn der vom Zauberer angegebene Thäter eine Frau oder gar ein Kind ist. In diesem Falle beschleicht er die unglückliche Person an einem einsamen Ort, wirft sie zu Boden, öffnet ihr mit Gewalt den Mund, drückt ihr die Zähne von einer giftigen Schlange in die Zunge, und läßt sie dann laufen. Ehe nun die bejammernswerthe Person ihre Hütte wieder erreichen kann, wird ihre Zunge entzündet und geschwollen, daß sie nicht mehr zu sagen vermag, wer es gethan hat, und nach einigen Stunden tritt unfehlbar der Tod ein. Demnach ist bei diesen Indianern eigentlich Niemand seines Lebens sicher, und der Haß eines Zauberers kann auch den Unschuldigsten verderben. Wie weit sie aber gehen können in der Bosheit ihres Herzens, zeigt das Beispiel einer Indianerin, die aus Unwillen darüber, daß ihr Mann ihre ältere Tochter einem Missionar in die Schule gab, ihr eignes jüngstes Kind lebendig in die Erde verscharrte und so elendiglich sterben ließ, nur um an ihrem Mann sich zu rächen.*) Was konnte nun von solchen Leuten ein Missionar, ein Fremder, erwarten? Trotz aller Gefahren aber, welche sowohl von Seiten der Indianer als des mörderischen Klima's, von Schlangen und allerlei Ungeziefer drohten, trotz aller Schwierigkeiten, welche das umherwandernde Leben der in der Wildniß zerstreuten Indianer, ihre schwer zu erlernende Sprache und so manches Andere entgegenstellte, hat die Liebe Christi schon vor mehr als hundert Jahren auch zu diesen verlornen Kindern der Wildniß sich einen Weg gebahnt, und auch hier war es zuerst die Brüdergemeinde, welche die Boten des Friedens mit dem Evangelio zu den friedlosen Heiden sandte.

§. 2. Die Brüdermission unter den Arawakken.

Uebersicht der Missionsgeschichte der evangelischen Brüderkirche in ihrem ersten Jahrhundert. Gnadau 1832 und 1833, I. p. 36. 71 ff.; II. p. 65 ff.; III. p. 50 f.
Basler Missionsmagazin 1856, I. p. 97 ff.

Schon im Jahre 1734 erhielt der nach England reisende Bischof Spangenberg den Auftrag, mit den Direktoren der surinamischen Han-

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 165 f.

delsgesellschaft in Amsterdam wegen Gründung einer Mission zunächst unter den armen Negersklaven Surinams, aber auch unter den in den Urwäldern herumstreifenden Indianern, vornemlich den Arawakken, in Unterhandlung zu treten. Nach Erlangung günstiger Bedingungen wurden im Jahr 1735 drei Brüder abgesandt, um an Ort und Stelle nähere Untersuchungen behufs eines zu errichtenden Missionspostens anzustellen. Ein Bruder fand dort sein Grab, die zwei andern kehrten 1736 zurück und erstatteten Bericht, und da ein Herr in Amsterdam Brüder für seine Neger in Berbice verlangte und für deren Unterhalt in der ersten Zeit zu sorgen versprach, wurden die ledigen Brüder Johann Güttner und Ludwig Christoph Dähne nach Rio de Berbice bestimmt.

L. C. Dähne war im Jahre 1713 in Wernigerode geboren. Sein Vater wurde zu Kriegsdiensten gezwungen, seine Mutter verlor er schon im achten Jahre und hatte bei seiner Stiefmutter eine schlechte Erziehung. Trotzdem spürte er schon in seiner Kindheit mächtige Züge der Gnade an seinem Herzen. Er wäre gern ein rechtes Kind Gottes geworden, und vergoß in sehnlichem Verlangen danach manche Thräne. Später war diese Sehnsucht des Knaben zwar nicht mehr so innig, doch wurde die Unruhe und Bekümmerniß um seine Seligkeit nie ganz ausgelöscht. Der erste Genuß des heiligen Abendmahls ergriff seine Seele mit neuer Gewalt. Beim Anhören einer Predigt kam er einst in solche innere Noth, daß er zum Hofdiakonus ging und ihm sein Elend klagte. Dieser rieth ihm, Gott um Vergebung der Sünden anzuflehen und sich vor Zerstreuungen zu hüten, auch betete er auf den Knieen herzbeweglich über den Jüngling. Aber die Unruhe seines Herzens wurde immer größer; er fürchtete sich vor der Sünde und konnte ihr doch nicht widerstehen, weil ihm ein versöhntes Herz fehlte. Damals, als er in seiner Angst nach Trost seufzte, war es, als ob ihm Jemand das Trostwort zugerufen hätte: „Sei zufrieden, der Herr Jesus hat Alles für dich gethan!" Von da an empfand er eine unaussprechliche Freude, mußte aber auch alsbald den Kreuzweg gehen. Seine nächsten Anverwandten wurden seine bittersten Feinde: seine Stiefmutter spie ihm in's Gesicht, und sein Vater stieß ihn zum Hause hinaus. So zog der junge Dähne, welcher die Schneiderei erlernt hatte, nach Jena. Hier lernte er Spangenberg kennen und erfuhr zuerst etwas von Herrnhut. Seinem Meister aber behagten die Bußpredigten des jungen Mannes so wenig, daß er ihn schon nach drei Monaten sein Bündel schnüren hieß. In Weimar wohin er nun kam, erging es ihm noch schlimmer. Sein Meister hatte ihn zwar wegen seines entschiedenen Wesens lieb, die Frau desselben aber haßte ihn, und als einmal der Mann nicht zu Hause war, erregte sie die andern Gesellen, Dähne zu schlagen, und gab ihnen selbst den Stock dazu. Dieser Auftritt wurde bald in der ganzen Stadt bekannt, und der Hauptprediger verlangte die Bestrafung der Uebelthäter; der Gemißhandelte aber bat für sie, mit dem Bemerken, daß sie genug gestraft seien, weil sie unbekehrte Menschen wären. Im Jahre 1735 kam Dähne nach Herrnhut. Oben auf dem Hutberge fiel er auf seine Kniee mit dem Seufzer, der Herr Jesus möchte ihn doch hier finden lassen, was er an so vielen Orten vergeblich gesucht habe. Graf Zinzendorf nahm den jungen Mann sehr freundlich auf; doch kam ihm Manches in Herrnhut wunderlich vor, bis einmal der bekannte Töpfer Leonh. Dober ihm auseinandersetzte, was es sei, in der rechten Gnade zu stehen, und was für selige Wirkungen sie hervorbringe. „Da wurde mir," erzählt er, „auf einmal klar, was mir fehle, und ich fing an, mein ganzes Herz und die Noth, die ich fühlte, unter vielen Thränen herauszusagen zu meinem bleibenden Segen." Im Jahre 1736 wurde er in die Brüdergemeinde aufgenommen und durfte in Berthelsdorf das heilige Abendmahl empfangen. „Es wurde mir dabei unaussprechlich wohl und ich genoß die langgesuchte und nun gefundene Seelenruhe," sagt er. — Jene Zeit war eine in der Brüdergemeinde reich gesegnete Missionszeit; auch der junge Dähne spürte einen Trieb zur Missionslaufbahn in seinem Herzen. Da erhielt er von Zinzendorf, der sich gerade in Berlin aufhielt, die Anweisung, bei ihm sich zur Mission zu stellen.

Mit Freudigkeit nahm er diesen Ruf an, obwohl es ihm schwer wurde, sein geliebtes Herrnhut zu verlassen. Einige Tage nach seiner Ankunft in Berlin sagte der Graf im Vorbeigehn zu ihm: „Du bist wohl schon ganz in Berbice?" — Dähne hatte in seinem ganzen Leben nichts von Berbice gehört, und nun sollte er dorthin mit dem ledigen Zimmermann Joh. Güttner. Mit dem Grafen und seiner Gesellschaft mußte er aber zunächst nach der Wetterau, wo Zinzendorf ausführlich mit den beiden Brüdern redete und ihnen unter Andern vorstellte, sie möchten sich ja hüten, Plantagen anzunehmen, und nie aus den Augen lassen, daß sie allein um des Heilandes und Seiner Sache willen im Lande wären.

Von Leonhard Dober eingesegnet reisten die beiden Brüder am 7. Juni 1738 ab, und kamen am 12. September in der Provinz Berbice im holländischen Guiana an. Da ihre Sendung sich zunächst auf die Negersklaven bezog, machten sie bald in allen zur Plantage gehörigen Negerhäusern Besuche. Aber die Weißen standen ihnen hindernd im Wege: der Gouverneur war ihnen nicht hold, und die Uebrigen meinten, die Brüder seien eigentlich nur zur Aufsicht von Holland hergeschickt. Die guten Empfehlungen, welche sie aus Holland mitbrachten, wirkten darum gerade das Gegentheil. Doch die Brüder wußten, wohin sie ihre Zuflucht zu nehmen hatten. „Der Heiland half bei allem Druck gnädig durch, und das Gefühl Seiner Nähe erleichterte uns alles Schwere." Gott segnete ihre Arbeit im Leiblichen so, daß sie von den widrig gesinnten Verwaltern der Plantage nicht abhängig waren. Allein sie waren nicht nach Berbice gekommen, um sich kümmerlich ihren Lebensunterhalt zu erwerben, sondern den armen Heiden das Evangelium zu bringen. Ein Haupthinderniß dabei war für sie, daß sie die Sprache ihrer Pfleglinge nicht verstanden und, weil sie vom Morgen bis zum Abend arbeiten mußten, auch keine Zeit zu deren Erlernung hatten. Während sie ernstlich auf Wege dachten, dem abzuhelfen, sandte der Herr selbst Hülfe, indem ein Herr von der Plantage der Handelsgesellschaft ihnen einen ruhigen Wohnsitz anbot, wo nicht blos viele Neger wohnten, sondern auch die Indianer leicht zugänglich waren, die ja nach ihrer Instruktion von den Brüdern keineswegs vergessen werden sollten. Bald k[illegible]ten sie sich nun am Wironjeflusse, etliche Stunden von seiner Mündung in den Rio de Berbice, in abgelegener Gegend an, nachdem ihnen dieser Winkel nebst einem Stück Feld durch eine schriftliche Urkunde zugesichert war. Auch wirkte ihnen derselbe Herr, der sie dahin gebracht, von Holland ein so günstiges Empfehlungsschreiben aus, daß der Gouverneur ihnen nichts mehr in den Weg legen durfte. Nun befaßten sich die Brüder mehr mit ihrem eigentlichen Berufe, und machten sich ernstlich an die Indianer, von denen die Arawakken ihnen am nächsten wohnten. Merkwürdigerweise faßten diese Waldbewohner bald Liebe zu den weißen Fremdlingen, weil sie hier eine Liebe spürten, deren Quell wir schon kennen. Durch ihren häufigen Verkehr mit den Holländern hatten manche Indianer etwas Holländisch gelernt, so daß die Brüder sich ihnen verständlich machen konnten, und bald merkten sie mit Freuden, daß die Wilden gern zuhörten, wenn ihnen etwas von ihrem Schöpfer und Erlöser erzählt wurde. Wollten die Brüder aber nachhaltig an den Arawakken wirken, so mußten sie die schwere Sprache derselben erlernen, wozu die Besorgung ihrer ärmlichen Wirthschaft ihnen

nicht die genügende Zeit ließ. Damals schrieben sie nach Hause: „Der Heiland wird uns nicht vergeblich hierher gebracht haben und wird zu seiner Zeit eine Thüre aufthun und dem armen Volke helfen. Wir glauben auf Hoffnung und denken, wenn nur eine Seele gerettet wird, so ist schon alle unsere Mühe und Arbeit bezahlt, weil eine jede Seele Sein Blut gekostet hat. Es sieht wohl sehr finster bei ihnen aus, wir wollen aber zeugen von der Gnade des Heilandes, bis Er das Licht läßt aufgehen hier in dieser dunkeln Wüste. Er gebe uns auf's Neue Muth, nicht müde zu werden, bis Er uns mit Seelen erfreut." — Dringend baten sie die Gemeinde in Europa um einen verheiratheten Bruder zur Unterstützung ihres Werkes unter den Indianern, und schon im Jahre 1740 kamen die Geschwister Heinrich Beutel ihnen zu Hülfe, nachdem es der Gemeinde klar geworden, daß die Mission unter den Indianern von der unter den Negern (die wir später weiter verfolgen werden) getrennt werden müsse. Beutel, der auch ein Zimmermann war, machte sich mit Güttner alsbald an die Erbauung eines neuen, geräumigeren Hauses, und noch vor Ablauf des Jahres war es fertig. Pilgerhut aber nannten die Brüder den Platz, wo sie ja stets als Pilger auf der Hut standen, mit den durchziehenden Indianern „Worte des Lebens zu wechseln."

Leider war die Armuth der Brüder noch immer ein Hinderniß, sich ihrem Evangelistenberufe ganz hinzugeben. Ihre Vorsteher in Deutschland waren nicht im Stande, ihnen Geld zu schicken; nicht einmal die Reisekosten konnten sie bestreiten, und Beutel mußte dieselben abverdienen durch seiner Hände Arbeit, ebenso der Bruder Johann Gräbenstein, der im folgenden Jahre (1741) in Berbice zur Verstärkung eintraf. „Armuth, Schmach und Freude daran," wie es in jenem alten Liede heißt, das war der Brüder Loosung; doch gab Gott ihnen die Gnade, daß sie in dem mörderischen Klima gesund und bei aller Armuth in herzlicher Bruderliebe mit einander verbunden blieben. Da Gräbenstein ein ordinirter Bruder war, konnten sie nun in ihrer Hütte mit dem heiligen Abendmahl sich stärken, und als den Geschwistern Beutel ein Kind geboren wurde, taufte er es. In Folge dessen mußte er dem reformirten Kirchenrath in Berbice seinen Ordinationsschein vorlegen; aber von da an konnten die Brüder in Frieden ihrem Berufe obliegen. Leider ward in dieser Zeit Güttner, als er in Geschäften nach Paramaribo gereist, von einer Krankheit überfallen und starb schnell hinweg. Neben Bruder Hadwig, dem ersten Samenkorn von 1735, ward er in der Nähe der Stadt beerdigt. — In Pilgerhut aber ging fast kein Tag vorbei, wo die Brüder nicht von Einzelnen oder von ganzen Haufen der Indianer Besuche erhalten hätten. Dazu schenkte ihnen der Herr einen Mulattenknaben, welchen Dähne zur Schneiderei recht brauchbar fand. Von ihm lernten sie Etwas von der Indianersprache, er selbst aber erhielt durch Gottes Gnade einen tiefen Eindruck von dem Heil in Christo, so daß er hernach als Dolmetscher bei der Verkündigung des Evangeliums gebraucht werden konnte. Weitere Hülfe brachten die Brüder Zander und Meiser, welche 1745, und Kaske und Enter, welche 1746 mit ihren Frauen in Pilgerhut ankamen. Nun konnte das Hauswesen

besser eingerichtet und häufigere Besuche in den abgelegnen Indianerhütten gemacht werden, wobei die Brüder oft mit halbem Leibe durch das Wasser waten mußten. Kamen sie dahin, und waren die Männer etwa gerade auf der Jagd oder Fischerei, so flohen die Weiber und Kinder mit lautem Geschrei in den Busch, und nur durch große Freundlichkeit vermochten die Brüder nach und nach das Zutrauen dieser Wilden zu gewinnen. Mit Hülfe ihres Mulattenknaben übersetzten sie Stücke aus der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu, welche sie bei ihren Besuchen im Busch den Indianern vorlasen, sangen und beteten. Mit Verwunderung und stiller Aufmerksamkeit hörten dann diese wohl zu, doch von einer Heilsbegierde war noch nichts wahrzunehmen, obschon die Indianer im Busch immerhin besser waren, als diejenigen in der Nähe der Kolonien, welche zwar von der holländischen Sprache Etwas, von den holländischen Sünden aber Vieles sich angeeignet hatten. — In dieser Zeit machten Dähne und Meiser, so wie die Geschwister Beutel, welche ihre drei Kinder zur Erziehung nach Europa brachten, eine Reise in die Heimath, wohin sie auch ein von einer Indianerin ihnen geschenktes Indianerkind mitnahmen, das später in der Anstalt zu Lindheim die Taufe erhielt und auch dort gestorben ist. Niels Klarup und Daniel Kamm aber füllten die Posten der abgegangenen Brüder in Berbice aus.

In den letzten Monaten des Jahres 1747 ward endlich das Flehen der Brüder erhört und ein Hunger nach dem Worte des Lebens unter den Arawakken rege. Fleißig kamen sie zu den Brüdern, um noch mehr von dem Gekreuzigten zu hören, und die Weiber, welche sonst vor ihnen flohen, wurden jetzt im Busche ihre Wegweiserinnen von Hütte zu Hütte. Im März 1748 aber kam eine alte Indianerin, die kaum noch gehen konnte, in die Missionshütte und bat unter den rührendsten Worten und Geberden um die heilige Taufe, die ihr denn auch am 31. März im Beisein von 40 Indianern auf feierliche Weise durch Bruder Kaske im Namen des dreieinigen Gottes ertheilt wurde. Sie empfing den Namen Hanna, und schon am folgenden Tage baten einige Männer dringend um die Gnade der Taufe. Bis Ende Juni aber waren schon 39 Indianer in die Kirche Christi aufgenommen, von denen mehrere sich bei den Brüdern niederließen und etwas Feld von ihnen erhielten. So war denn hier das erste Arawakken-Gemeinlein beisammen voller Gnade, Einfalt und Liebe, und besonders der Mulattenjüngling, Jonathan genannt, und eine verheirathete Indianerin, Sara, erwiesen sich als ein wahres Licht und Salz unter ihren Landsleuten. Die Zahl der Hörer und Bekenner wuchs von Woche zu Woche, der Gouverneur wies die Feinde der Brüder unter den Weißen zur Ruhe, daß sie getrost und furchtlos ihre Arbeit fortsetzen konnten. Eine unvergleichliche Hülfe aber erhielten sie am 27. Oktober 1748 durch die Ankunft des Bruders Theophilus Salomo Schumann, welcher so recht eigentlich der Apostel der Arawakken genannt zu werden verdient.

Th. S. Schumann war den 1. Juli 1719 zu Grabow im Brandenburgischen geboren, wo sein Vater Prediger war. Frühe liebte der Knabe die Einsamkeit, und ein tiefer Hang zur Schwermuth ging durch sein ganzes Wesen. Die Mutter war traurig darüber, der er-

fahrene Vater aber hielt es für ein gutes Zeichen und ahnte, Gott werde seinen Sohn noch zu etwas Großem brauchen. Damals war in Brandenburg ein sehr wackerer Conrektor Wockeroth, dem das Seelenheil seiner Schüler so am Herzen lag, daß er keine Gelegenheit vorüberließ, sie zu einer herzlichen Bekehrung zu ermahnen. In dessen Schule that Vater Schumann seinen Theophilus, und die Funken, die von des Conrektors Lehrstuhl ausgingen, fingen bald Feuer in dem wohl bereiteten Herzen des Knaben. Er ließ Alles fahren, woran sein Herz bisher gehangen; Tag und Nacht lag er über seiner Bibel mit Gebet und Thränen. Dadurch fiel er endlich in eine schwere Krankheit, die ihm öfter das Bewußtsein raubte, aber selbst in der Fieberhitze zeugte er von göttlichen Dingen. Und der Herr, der ihn zu seinem Dienste noch gebrauchen wollte, schenkte ihm die Gesundheit wieder; sein Sinn aber blieb stets auf Jesum gerichtet. Im Jahre 1738 bezog Schumann die Universität Halle, wo er so eifrig studirte, daß man ihn schon nach 2 Jahren zum Lehrer am königlichen Pädagogium machte. Kollegen und Schüler gewannen ihn bei seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit, musterhaften Treue und ungemeinem Lehrgeschick gleich lieb; dennoch nahm er aus Angst um sein Seelenheil ganz unerwartet seine Entlassung. Umsonst suchte er Trost für seine bange Seele bei seiner inzwischen verwittweten Mutter; Tag und Nacht lag er seufzend auf den Knieen. Da sandte der Herr ihm einen treuen Knecht Gottes, den berühmten Abt Steinmetz von Klosterbergen zu Hülfe, der ihn zum Lehrer in seine Erziehungsanstalt berief. Bei diesem durchweg evangelischen Mann fand der Jüngling denn auch Erleichterung, obschon seine vorige Aengstlichkeit noch nicht ganz verschwand. Um jene Zeit besuchte er die Brüdergemeinden in der Wetterau, und bald war es ihm ausgemacht, daß er zu diesem Volk gehöre. Seine Gewissenhaftigkeit machte es ihm indeß schwer, sein bisheriges Amt aufzugeben, bis ein inbrünstiges Gebet im Freien an der Elbe ihm Gewißheit gab. Nun bat er um seine Entlassung, die er, wiewohl ungern, erhielt, und zog mit seinem trauten Freund und bisherigen Kollegen Cammerhof, später Bischof der Brüdergemeinde, 1743 in das Seminar der Brüder zu Marienborn. Hier wurde es nach und nach licht in seinem Wesen, und die frühere Aengstlichkeit gab einem freien, seligen Gnadenleben Raum. Doch blieb seine gewissenhafte Pünktlichkeit in allen Geschäften, sein hoher Ernst und seine seltne Treue; sein Lehrgeschick aber kam dem Seminar sehr zu Statten. Cammerhof hatte die Aufgabe, die Vorträge des Grafen Zinzendorf nachzuschreiben; Schumann ward sein Gehülfe und Sekretair des Grafen. Als Cammerhof nach Pennsylvanien berufen wurde, trat Schumann mit einem andern Freunde, Friedrich Franke, an seine Stelle; schon im folgenden Jahre aber erhielt er selbst den Ruf als Missionar unter den Indianern am Rio de Berbice in Südamerika, den er mit großer Freudigkeit annahm. Vor seiner Abreise verheirathete er sich noch mit einer theuren und gediegenen Schwester, Anna Maria Sonntag. Dieselbe war am 30. Mai 1717 zu Schenkwitz bei Landskrone in Böhmen geboren. Ihr Vater, Johann Michael Sonntag, ein ächter Abkömmling der alten Brüder, erzählte ihr nach einem Besuch in Herrnhut von dem, was er dort gesehen und gehört, und erweckte dadurch in ihr den Wunsch, zu dieser Gemeinde zu kommen, wo sie in ungestörter Freiheit des Gewissens leben könnte, während sie zu Hause von ihrer Mutter zur römischen Beichte und Messe, wogegen ihr Herz sich sträubte, gezwungen wurde. Im Jahre 1734 schleppte man ihren Vater um des Evangelium's willen in's Gefängniß, wo er 17 Jahre lang schmachten mußte und als Bekenner starb. Noch im Fortgehen segnete er seine Anna Maria, die ihren Vater auf Erden nicht wieder sehen sollte. Auch sie sollte gefangen werden, entkam aber, und nachdem sie einige Tage bei ihres Vaters Bruder sich verborgen gehalten, langte sie am 22. Juni 1734 in Herrnhut an, wo man bald diese Perle erkannte. Sie ward Schumann's Gehülfin, die beste, die er bekommen konnte. Im Herbst 1747 reiste er mit ihr nach Holland, von wo ihr Schiff nach langer Wartezeit im Juli 1748 absegelte, und im Oktober desselben Jahres in Guiana landete.

Mit Schumann und seiner Gattin trafen die Geschwister Schirmer und zwei ledige Brüder in Pilgerhut ein. Seine Ankunft aber erregte große Freude, denn ein Mann wie er hatte bisher den Brüdern

gefehlt. Mit apostolischem Eifer und Gaben griff er denn auch alsbald sein Werk an, und in wenigen Monaten konnte er zu Aller Verwunderung schon Arawakkisch sprechen. Von den getauften Arawakken zu Pilgerhut hatten die Meisten schon einen tiefen Eindruck von Christo, den sie zärtlich liebten, weil er sein Blut für sie vergossen. Besonders gefördert war ein Arawakken-Arzt, der in der Taufe den Namen Jephtha erhalten hatte, und bei seinen Stammesgenossen in großem Ansehen stand. Im Lande Berbice fanden sich damals etwa 2000 Seelen, in Essequebo und um den Corentynfluß noch bei weitem mehr. Einige Arawakkenbrüder hatten dort Verwandte, und so drang der Schall des Evangeliums weit in die Urwälder hinein; die Missionare aber besuchten bis auf 100 Stunden im Umkreise das Volk. Pilgerhut selbst war ein schönes Heidendörflein geworden, wo mit den Getauften etwa 80 Seelen lebten, wo man aus den Hütten arawakkische und deutsche Verse von Christi Wunden und seiner durchstochenen Seite (aruma attiadahüssia) hörte. „Wir möchten," sagt Schumann, „unserm Heiland anbetend zu Füßen niedersinken, so oft wir unser Heidendörflein ansehen."

Wenn man von Norden her in dasselbe kam, sah man fünf große Häuser, von denen jedes etwa 50 bis 60 Fuß lang und 25 Fuß breit war, und ungefähr 14 kleinere Häuser und Hütten. Auf der linken Seite lagen etwa vier Häuser, in denen Ungetaufte wohnten, und Fremde bei ihren Besuchen einkehrten. Den Tag hindurch waren sie im Busche, dagegen Morgens und Abends hielten ihnen die Missionare Versammlung. Da lasen sie ihnen Etwas vor; der junge Jonathan diente als Dolmetscher. Vier ledige Arawakkenjünglinge, die das Evangelium angenommen hatten, bauten sich auf Veranlassung der Missionare ein Häuschen ganz nahe an das Missionshaus, um den üblen Einflüssen entnommen zu sein. Sie standen, so viel sich solche freie Leute binden ließen, unter der Aufsicht der Missionare, und sollten einmal Verkündiger des Worts vom Kreuze unter ihrem Volke werden.

In der Nähe von Pilgerhut hatten die Besseren der Arawakken ihre Cassabigründe, doch geschah es aber auch öfters, daß die Missionare, welche selbst nicht selten bittern Mangel litten, ihnen mit Cassabibrod aushelfen mußten; auch für die Bekleidung der Bekehrten hatten sie zu sorgen. Aber woher nehmen? „Wir hoffen," sagt Schumann, „Gott werde uns das Nöthige dazu bescheeren." In der Missionshaushaltung herrschte übrigens große Rührigkeit. Schumann's Frau machte sich an die bekehrten Arawakinnen, Bruder Kaske mit seiner Frau und Gräbenstein suchten die Indianer im Busche auf, während die ledigen Brüder vergnügt auf ihrer Profession arbeiteten, einige Brüder aber stets zu Hause blieben, weil beständig Indianer kamen, denen sie Rede und Antwort stehen mußten. Schumann leitete das Ganze, und nachdem gerade in der ersten Zeit seines Wirkens kein Arawakke wieder zur Taufe sich eingefunden, konnten doch im December 1748 mehrere getauft werden, und im Frühjahr 1749 zählte Schumann bereits 72 Getaufte, darunter 6 Kinder. Am 2. März desselben Jahres sah er durch Abwesenheit des Dolmetschers sich genöthigt, zum ersten Male selber in arawakkischer Sprache den Tod des Herrn zu verkündigen, und es ging gut. Merkwürdiger Weise hieß gerade an diesem Tage die Loosung: „Er wird predigen lassen in allerlei Sprachen." — Mit den weißen Leuten in der Kolonie, obschon der Gou-

verneur Lößner es wünschte, ließen die Brüder sich nicht ein. — Bald sollten auch bekehrte Arawakken in die siegende Kirche eingehen, und die Ersten, welche der Herr in sein Himmelreich aufnahm, waren der Altvater Simeon und die alte Mutter Nanni. Sie starben als gläubige Christen und wurden auch christlich, mit Leichengefolge, Liturgie und Predigt, in stiller Andacht zu ihrer Ruhe gebracht. Eine andere Indianerin, Mirjam, die ihr Ende nahe fühlte, ließ ihre Kinder noch vor ihre Hängematte kommen und sprach zu ihnen: „Ich gehe nun von euch zum Heiland!" und zu ihrer getauften Tochter: „Du wirst mir nachkommen und mich da wiederfinden. Aber ihr," sprach sie zu ihren beiden der Bekehrung abgeneigten Söhnen, „ihr werdet nicht zu mir kommen, wenn ihr ungehorsam seid."

Das Werk Gottes schritt nun rasch vorwärts, und die Zahl der Arawakken, welche in der Pflege der Brüder standen, stieg bald auf 140, während Schumann schon im Juni 1749 alle Versammlungen ohne Dolmetscher halten konnte. Er übersetzte auch eine ziemliche Anzahl von Liederversen, das Evangelium und den ersten Brief des Johannes, die Leidens- und Auferstehungsgeschichte und andere wichtige Stücke in's Arawakkische. Dabei vergaß er auch das Werk in den Wäldern nicht, wohin er mit Jephtha im Mai 1749 eine Missionsreise machte. Durch ein Gewitter kamen sie da vom Wege ab und auf einen ganz unbekannten Indianerplatz, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden und bis tief in die Nacht hinein aufmerksame Zuhörer fanden. Einer von diesen wollte gerade zu den Indianern an der Corentyn, denen er nun das Gehörte verkündete, worauf auch von der Corentyn welche nach Pilgerhut kamen, die aber, welche nicht dablieben, das Wort Gottes zu ihren Landsleute zwischen dem Orinoko und Essequebo trugen, denen sie wenigstens die Hauptsumma des Evangeliums erzählen konnten. Da gab's denn Bewegung unter den Heiden; einige spotteten darüber, andere, und darunter ganze Familien, beschlossen sich auf den Weg zu machen, um selbst zu sehen und zu hören. Dazwischen hatten die Brüder neue Anfechtungen von Seiten der Weißen in der Kolonie; „der Herr aber," sagt Schumann, „hielt seine Hand über uns," und auch die Verläumdungen, wodurch man die Indianer gegen sie einzunehmen suchte, hatten keinen Erfolg, also daß die Gemeinde zu Pilgerhut im Frieden sich bauen und ihr Licht in den dunklen Urwald leuchten lassen konnte. Schon Anfangs 1750 kamen eilf Indianer vom Orinoko nach Pilgerhut, wo sie zwei Tage blieben und sich Alles ansahen, nach einigen Monaten aber mit ihrem Häuptling wiederkamen, wo ihnen denn Schumann einfältig die seligsten Geheimnisse des Evangeliums erzählte. Zwei Arawakken, die vom Tode Jesu und der ihnen widerfahrenen Gnade zeugten, weckten die Indianer am Korentynfluß aus ihrem Sündenschlafe auf. Um dieselbe Zeit lagen die Brüder in der Gemeindeversammlung zu Pilgerhut auf den Knieen und beteten zum Herrn, er wolle sie doch wieder einmal etwas von der apostolischen Gnadenzeit sehen lassen. Und kaum war das geschehen, so kamen 7 Indianer von der Corentyn als Abgesandte her, um zu erkunden, was die Brüder ihnen von ihrem Schöpfer und Erlöser zu sagen hätten. Die Brüder aber malten

ihnen Christum vor Augen, als ob Er unter ihnen gekreuzigt wäre. Mit Freuden eilten die Kinder der Wälder zu den Ihrigen zurück, und ganze Gesellschaften von 15, 20 und mehr Personen kamen noch in demselben Jahre nach Pilgerhut. Es war rührend anzusehen, wie dieses Volk eine Gegend verlassen hatte, wo sie Wild und Fische im Ueberfluß fanden, und mit Freuden Hunger litten, um sich nur von Jesu satt hören zu können, ja wie einige alte Leute selbst auf Krücken herzukrochen. Ohne die Ab- und Zugehenden gehörten am 1. September über 300 Seelen zur Gemeinde und über 200 wohnten beständig zu Pilgerhut. Unter den Ankömmlingen, deren Zahl sich beständig mehrte, war auch einer von den Paletijus, die von den Wilden selbst „die Wilden" genannt werden und tief im Lande wohnen, ebenso fanden sich auch die ersten Aquaien ein. An der Corentyn aber machte Bruder Kaske in Begleitung des Indianerbruders Aquila, der mit ihm den Strom durchschwamm, einen erfreulichen und gesegneten Besuch.

Im Frühling dieses Jahres schrieb Schumann an seinen ehemaligen Kollegen Franke: „Der Heiland trägt es hier auf etwas Ganzes an, das ist gewiß. Der Schall des Evangeliums breitet sich immer weiter aus. Du kannst wohl denken, daß dieß alle Beschwerlichkeiten süß und zur Gnade macht, und mir klingt für die Zeit keine Sprache so schön, als die arawakkische, und wenn ich ein neues Wort finde, Etwas vom Heiland und Seinem Verdienst auszudrücken, so freue ich mich ungleich mehr, als wenn ich in unsern Bergen einen Klumpen Gold fände. Es gibt aber auch Bitterkeiten, und recht empfindliche, mit darunter. Denn unter einem Häuflein aus den Heiden kommen manchmal Sachen vor, darüber man roth und blaß wird. Aber weil ich weiß, daß wohl Niemand dem treuen Heiland mehr Mühe gemacht hat, als ich, so kann ich mich drein finden und sie dennoch recht herzlich lieb haben". — Und Ende Juli schrieb er wieder an denselben und rühmte die außerordentliche Macht der Gnade an den Indianern: „Die werden auf einmal lichte und selig, und gehen wenige Tage nachher so vergnügt zu ihm in die ewige Heimath, als wären sie 60 Jahre lang Christen gewesen. Und das mit anzusehen, ist etwas unaussprechlich Seliges".

Am 14. März 1751, da Schumann sich eben nach Geschwistern sehnte, „die recht warm aus dem Schooß der Gemeinde kämen," langte Bruder Dähne mit den Geschwistern Beutel wieder in Pilgerhut an. In Europa war es ihm eigen ergangen. Nach 35 Jahren hatte er seinen alten Vater in Wernigerode zum ersten Mal wiedergesehen. Kaum war er aber eine Stunde bei ihm gewesen, als ein Stadtdiener kam und ihm einen herrschaftlichen Befehl vorlas, schon des andern Morgens frühe aus dem Lande zu gehen. So verhaßt war damals die Arbeit der Leute, welche von Herrnhut ausgingen. Desto mehr hatte er dann sammt Beutel in Herrnhut sich gestärkt, und nun kehrten sie wieder nach Pilgerhut zurück. Mit Verwunderung sahen sie da, wie das Wort vom Kreuze sich trotz aller Feindschaft Bahn gebrochen hatte, und freuten sich, daß sie nach der Thränensaat der ersten Zeit nun Zeugen und Gehülfen der Freudenernte sein durften. Leider wurde ihnen gleich im Anfange ein lieber Bruder, Enter, nach sechsjähriger Arbeit von der Seite genommen. Auch an anderweitigen Anfechtungen fehlte es nicht. Die Direktoren in Amsterdam wurden durch Pflanzer und den holländischen Prediger wiederholt mit falschen Anklagen gegen die Brüder behelligt. Um diese zum Abzug zu bewegen, suchte man sie zur Eidesleistung und zu Waffenübungen zu nöthigen. Man verlangte, daß sie

ihre freien, aus der Ferne herbeigekommenen Getauften zur Fischerei und zu andern Diensten für die Kolonie anhalten und ihre Zerstreuung bewirken sollten. Schumann's gründliche Verantwortung vor dem Gouverneur und dem Rathe, und der Besuch einiger Herren von der Regierung in Pilgerhut verschafften der Mission wieder Ruhe.

Als in jener Zeit Bruder Schirmer, welcher Gewissensbedenken hatte, einen Eid zu leisten, nach Europa abreisen wollte, ersuchten ihn mehrere Indianer, Briefe, welche sie, des Schreibens unkundig, dictirten, „an ihre Brüder und Schwestern über der großen See" mitzunehmen. Der uns bereits bekannte Jephtha z. B. ließ schreiben: „Nachdem ich erwachsen war, hatte ich in so vielen Jahren meinen Seligmacher nicht gekannt. Hernach hörte ich von Ihm, und bekam auch ein Verlangen, das zu erfahren, was ich hörte. Hernach hat Er mich mit Seinem Blut gewaschen, und das hat mich frei gemacht von meinem Ungehorsam. Das hat mein Herz hingenommen, daß Er für mich gestorben ist, und Sein Blut für mich vergossen hat. Das habe ich hernach nicht vergessen, und darum werde ich Ihn in meinem Herzen lieb haben; darum gebe ich Ihm täglich mein ganzes Herz hin. Ich bitte Ihn herzlich, daß ich nicht ein einzig Mal von Seiner durchstochenen Seite wegkommen möge. Er hat mich erstaunlich lieb, darum hat Er mich zu sich gebracht". — Thomas, ein anderer Bruder ließ schreiben: „Wenn ich's doch so haben möchte, wie unsere Brüder, die lange, lange vor uns den Heiland gekannt haben, ich meine, wie Thomas, da er des Heilands Hände und durchstochene Seite küßte. So wie er möchte ich's gerne haben". — Seine Frau Esther dictirte: „Als ich in der Savanne wohnte, kam Enter in mein Haus und fragte mich: Kennst du deinen Schöpfer? Ich antwortete: Wer ist mein Schöpfer? Denn ich kannte Ihn nicht. Hernach war der Bruder mit seiner Frau über eine Woche bei uns. Da fragte ich ihn mehrmals: Wer ist denn der Kururuman? Da sagte er mir von Ihm. Hernach hat mich aber der Jewahu erstaunlich geplagt, und auch meine Kinder. Da sagte ich zu ihnen: Wir wollen zu den Leuten hingehen. Und da ich hierher kam, so hörte ich deutlich von meinem Schöpfer. Darauf ging ich hin und nahm hurtig einen Haufen Cassabi aus meinem Felde, um gleich wieder hieher zu kommen, denn ich hatte ein großes Verlangen, von meinem Schöpfer zu hören. Da war aber Thomas widrig und Gideon (ihr Schwiegersohn) auch und sagte. Hole deine Kinder wieder von ihnen weg. Ich antwortete: Ich muß zu meinem Schöpfer, daß ich ihn erkennen möge. Hier würde ich sammt meinen Kindern des Teufels sein. So verlasse ich dich, sagte Thomas. Ich sagte: Niapái (gleichviel); und kam mit allen meinen sechs Kindern hieher. Thomas war vier Nächte weg, kam aber doch endlich auch uns nach. Nun jetzt kenne ich meinen Schöpfer und habe Ihn in meinem Herzen, auf Ihn gehet all mein Verlangen. Er ist mir gnädig, und es ist mir wohl bei Ihm. Ich sage zu Ihm: Du kannst mich nicht von Dir werfen, ich fasse Dich mit meiner Hand. Seit meine Tochter zu Ihm gegangen, habe ich auch ein Verlangen, zu Ihm zu gehen. Ueber Eins bin ich betrübt, wenn mein Herz nicht brennet gegen Ihn. Ich möchte Ihn gern recht lieb haben, weil Er für mich am Holze gestorben ist. Ich kann vor Freude darüber nicht mehr fest schlafen. Wenn die Hähne krähen des Morgens, so singe ich vor Freuden über Ihn. Da ich meinen Schöpfer noch nicht kannte, schlief ich wie ein Stück Holz, jetzt kann ich nicht mehr so hart schlafen. Wenn ich des Morgens aufwache, so weine ich auch manchmal vor Ihm und sage: Ich will gern zu Dir gehen, lieber Heiland, denn Du hast mich erlöset mit Deinem Blute". — Aquila endlich, der damals den Bruder Kaske über den Fluß Kanjen brachte, ließ schreiben: „Ich habe meinen Schöpfer von ganzem Herzen lieb, und ich freue mich, zu Ihm zu kommen und Seine Wunden zu küssen, wenn ich werde von der Erde gehen, denn Er giebt mir das ewige Leben. Er kennt mein Herz. Ich war von meinem Schöpfer verloren, da kam Er und nahm das unreine, kalte und steinharte Herz von mir weg, und machte es weich durch Sein Blut".

Im August 1753 hielt der Helfer Jephtha einen Vortrag in der Gemeinde, das erste Zeugniß von Jesu Tod, das ein Arawakke in öffentlicher Versammlung ablegte, und bald konnten und durften auch andere

begabte Indianerbrüder Vorträge halten, nachdem bereits im Februar eine Gesellschaft von 8 bewährten Brüdern und 11 Schwestern zu einer Konferenz gebildet und mit ihnen wöchentlich über den Stand des Reiches Gottes inner- und außerhalb der Gemeinde geredet, auch der zu ihrem Gehülfendienste nöthige Unterricht ihnen ertheilt worden war. Es wehete damals „eine besondere Gnadenluft" durch das Indianergemeinlein, davon 261 bereits getauft und 71 zum Abendmahlsgenuß zugelassen waren. Auch auf die Kinder, denen täglich eine Kinderstunde gehalten wurde, machte die Liebe des Heilandes einen tiefen Eindruck. „Das erbarmende Herz Jesu," schreibt Schumann in dieser Zeit, „ist auf sein hiesiges Häuflein gerichtet: das sieht und fühlt man, und darum kann man in kindlicher Zuversicht thun, was Er befiehlt." Nur ein Beispiel dafür:

Ein neunjähriger Knabe wurde von einer giftigen Schlange gebissen, was seinen Tod herbeiführte. Dieser liebe Knabe war wirklich eine auserwählte Seele. Als seine Mutter einen andern Sohn verlor und sehr weinte, sagte er: „Weine nicht, er ist ja beim Heilande, zu dem werden wir auch bald kommen, da finden wir ihn ja wieder. Den Tag vor dem Bisse fragte ihn sein Helfer: „Was machst du?" Er erwiederte: „Wenn ich zum Heilande komme, kann ich nichts vor Ihn bringen, als Sein Blut". Beim Fischen geschah es, daß eine Schlange ihn biß. „Ich werde nicht bei euch bleiben, ich gehe zum Heiland", sagte er sogleich zu seinen Eltern. Man brachte ihn alsbald nach Hause. Auf verschiedene Fragen seiner Mutter antwortete er wenig, nur das sagte er: „Ich habe keine sonderlichen Schmerzen, aber es ist mir nicht so, Vieles zu reden". Und bald darauf: „Nun ist's vorbei, ich fühle keine Schmerzen mehr". Als er das gesagt hatte, nur eine Stunde nach dem Bisse, verschied er.

Seit dem Jahre 1754 entstand in Pilgerhut ein Mangel an Lebensmitteln, namentlich an Cassabi, wodurch die gläubigen Indianer genöthigt waren, oft mehrere Meilen weit in den Busch zu gehen. Hier waren denn die Helfergeschwister recht am Platz und thaten ihre Pflicht mit aller Treue; der Segen aber floß auf sie selbst zurück. Das zeigte sich recht deutlich, als Nathanael Seidel auf seinen Visitationsreisen auch nach Pilgerhut kam und mit nachhaltiger Wirkung für Weiße und Braune vier Wochen sich aufhielt. Da gab es denn manche köstliche Herzensergüsse von Seiten der Arawakken.

So äußerte Nathanael, ein Urenkel der alten Hanna, in der Konferenz: „Ich habe zum Heiland gesagt: Du bist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Beweise dieß auch an mir, der ich mich als einen sehr elenden Menschen kenne". — Ein anderer Helfer sagte: „Ich habe viel in diesen Tagen an die Erstlinge aus den Heiden gedacht, und es ist mir dabei so gewesen: Lieber Heiland, diese kamen zu Dir mit Gold, Weihrauch und Myrrhen; ich bin von Murrika — einem fernen Wohnort wilder Indianer — zu Dir gekommen, und habe Dir nichts zu bringen, als ein armes, verderbtes und unreines Herz, aber das sollst Du auch ganz haben und ewiglich behalten und damit machen, was Du willst. Mache es nur hier auf Erden ganz fertig, wie Du es gern hättest, wenn ich zu Dir kommen werde. Jene gingen wieder in ihr Land, nachdem sie Dich gesehen; ich will bei Deinen Kindern bleiben, bis Du mich zu Deiner Familie droben rufen wirst". — Jephtha sprach sich so aus: „Mir hat angelegen und ich habe es dem Heiland gesagt, daß Er mein Herz ganz heilen und mit Seinem Blute entzünden möge, damit ich den armen Leuten von meiner Nation, die Ihn noch nicht kennen, mit einem seligen und warmen Herzen bezeugen könne, was ihr Schöpfer an sie gewendet hat".

Während die Bedrückungen der Weißen immer mehr aufhörten und der Gouverneur Ryswyk selbst sich den Brüdern sehr geneigt bezeigte, wuchs die Gemeinde um Pilgerhut fortwährend, so daß sie endlich 300 Seelen und darüber umfaßte. So viel konnten sich am Wironje-Fluß in die Länge nicht halten, und deshalb war es Schumann's Herzenswunsch, tiefer in's Innere des Landes einzudringen, und er betrachtete es als seine größte Freude, wenn er es noch erlebte, daß an der Saramakka und Corentyn Plätze für die Indianer errichtet würden. Zur Gründung dieser neuen Missionsstationen, Saron an der Saramakka und Ephrem an der Corentyn, wurde unser treuer Arbeiter Dähne, der Gründer von Pilgerhut, wieder ausersehen mit Schumann's Beihülfe. Letzterer wollte gerade zurückreisen, als er die Nachricht von dem Tode seiner lieben Ehefrau erhielt, welche am 20. August 1757 nach der Entbindung von Zwillingen gestorben und Tags darauf mit denselben begraben worden war. Als er nach Hause kam, traf er nur einen Leichenhügel.

„Die Wehmuth und den Schmerz über diesen Verlust", schrieb er nach Europa, „kann ich nicht ausdrücken, ob ich wohl dem Heiland nicht genug danken kann, daß Er mir ein so treues Herz zehn Jahre lang geschenkt hat. Um so mehr thut es mir weh, daß ich ihr die letzte Liebespflicht nicht habe erweisen können. Ich könnte mir's nicht vergeben, wenn die Reise nicht unumgänglich nothwendig gewesen wäre. Sie willigte auch darein und übergab sich ganz dem Heilande, der es dann so gefügt hat, wie es für sie freilich am Seligsten ist, aber ich habe meinen Verlust schmerzlich zu beklagen, sie fehlt mir überall. Ihr Herz hing am Martermann, und sie war seine Sünderin. — In diesem Jahre hatte sie oft Ahnungen vom Heimgehen und manchmal die lieblichsten Träume davon, daß man es ihrem Blick des Morgens ansah, daß es ihr beim Heiland und bei der Gesellschaft um Ihn herum sehr wohl gewesen war. Unter den Indianergeschwistern war sie als eine Mutter geliebt und geehrt".

Auf der Rückreise nach Pilgerhut war auch der liebe, theure Jephtha durch den Tod von Schumann's Seite gerissen worden, und kaum war er heimgekehrt, so entschlief auch der Indianerbruder Cornelius, Jephtha's Freund, unter dem Gesange der Brüder. Jetzt vermochte Schumann seinen Dienst nicht länger fortzusetzen; er ordnete Alles mit den Brüdern und reiste im September 1758 mit zwei Töchtern und dem ledigen Bruder Peter Schmidt nach Europa ab. Hier sah er seinen Sohn Christian Ludwig im Pädagogium der Brüdergemeinde wieder, wohin er ihn schon früher geschickt hatte, und stärkte sich in der Gemeinde. —

Es sind jetzt aber 100 Jahre, daß Dähne mit seinen Mitarbeitern zu dem großen und gefahrvollen Werke der Gründung von Saron und Ephrem auszog, Anfangs 1757. Eine Reihe von Brüdern, besonders ein ehemaliger Schiffscapitän Nicolaus Garrison, waren bei Anlegung der neuen Station sehr thätig, wobei es freilich durch viel Ungemach, Noth und Gefahr hindurchging. Gräbenstein, der plötzlich erkrankte, verlor dabei sein Leben; oft aber schwebten die Brüder in der Mündung unbekannter Flüsse in der größten Gefahr, Kahn und Leben zu verlieren, oft waren Alle, außer Dähne und Garrison, krank. Ein paar Mal saßen diese Beiden auf der Saramakka in einem kleinen Kahn 48 Stunden lang im Regen, dessen sie zuletzt so gewohnt wurden, daß sie sein gar nicht mehr achteten. Saron nannten sie nach Jes. 65, 10. diese

neue, hoffnungsvolle Station, bei deren Aufrichtung die Brüder Nyberg, Bräuer, Zander, Dähne und Mente sich gar rührig erwiesen.

Nyberg, ein sehr wackerer Bruder, ein Zimmermann, war bei Vorso in Finnland geboren. Voll Bekümmerniß über seine Seligkeit kam er 1742 nach Kopenhagen und wurde a mit den Brüdern bekannt, die ihm viel von Herrnhut sprachen. Er ging dahin und entschied sich, dem Herrn zu leben und Ihm zu dienen, wo Er ihn brauchen wollte. Im Jahre 1756 träumte ihm einmal, er solle hurtig einpacken, denn er wäre berufen, unter die Heiden zu gehen. Eben wollte er Morgens an die Arbeit gehen, als sein Traum sich schon erfüllte, indem er den Antrag nach Surinam erhielt. Er war es, welcher an der Saramakka den ersten Busch umgehauen hat, und als der erste Versammlungsr' in Saron eingeweiht wurde, wohnte er dieser Feier noch bei. Da erging an den thätigen und unverdrossenen Arbeiter der Ruf zur himmlischen Ruhe. Es war die erste Leiche, die zu Saron niedergelegt wurde, auf einem schönen, mit Aloebäumen umschlossenen Platze.

Die Brüder hatten überhaupt in Saron einen schweren Anfang, denn so gut der Boden auch war, kostete doch seine Urbarmachung viele Mühe. Zwar sammelte sich bald eine kleine Schaar von Indianern um die Brüder, doch zum Jagen und Fischen waren es ihrer zu wenige, und von ihren Kostgründen konnten sie unter einem halben Jahre keinen Ertrag hoffen. Viele Lebensmittel mußten weit her von Paramaribo unter großen Anstrengungen der gemietheten schwarzen Träger geholt werden, die in der Regenzeit bis an den Leib durch's Wasser zu gehen hatten. Später bekamen die Brüder zwar von Pilgerhut ein Fahrzeug, aber als sie einmal damit am Seeufer landeten, kam ein spanischer Kreuzer und wollte es wegnehmen. Doch der Indianer Stephan, welcher spanisch reden konnte, sagte freimüthig zu den Leuten: „Ihr müßt uns nichts nehmen, es gehört den Brüdern an der Saramakka, die uns den Weg zur Seligkeit lehren, die brauchen es, und unser Schöpfer sieht Alles, was ihr thut.“ Da ließen die Räuber Alles stehen und zogen sich auf ihr Schiff zurück. Saron aber, wo es noch mehr solcher Leute gab, wie Stephan, blühte lieblich empor, und am Schlusse des Jahrs 1757 waren bereits über 30 Indianer daselbst. Unter Leitung des Missionars Zander ließ sich Alles auf's Lieblichste an, und besonders unter den Kindern war das Wirken des heil. Geistes zu spüren.

So war ein liebes Mädchen mit seinen Eltern vom Orinoko nach Pilgerhut gekommen und wurde 1757 in Saron getauft. Jedermann hatte eine Freude an dem siebenjährigen Kinde. Wenn es sang, mußte man sich freuen. Im November d. J. war Zander nach Paramaribo gegangen; da war das Kind noch munter, aber bald nachher erkrankte es. Vor seinem Verscheiden sagte es: „Nun gehe ich, meines lieben Heilandes Wunden zu küssen. Gern hätte ich's dem Bruder Zander gesagt, daß ich zum Heiland gehe, aber er holt die Brüder und Schwestern ab, die über die See zu uns kommen. Die werde ich mit diesen Augen wohl nicht sehen. Liebe Mutter, sage ihnen doch, ich sei zum Heiland gegangen. Da werde ich sie schon einmal sehen und mich mit ihnen bei Seinen Wunden freuen“. —

Nachdem er bei der Stiftung von Saron mit thätig gewesen, führte Dähne noch im Frühjahr 1757 den Entschluß aus, das Land an der Corentyn in Besitz zu nehmen, einige Indianer begleiteten ihn und halfen ihm eine Hütte bauen. Das war der Anfang von Ephrem. Bald aber machten sich alle Indianer wieder fort bis auf einen, Namens Christoph. Nach einigen Monaten wurde der krank, und durchziehende In-

dianer, besonders Zauberer, sagten ihm: „Du wirst bei diesem Blanken nimmer gesund, denn der Teufel hat zu viel Gewalt bei ihm, und du wirst sehen, daß der Blenke auch noch krank werden wird.“ Als es darum mit Christoph etwas besser wurde, ging er auch davon, und Dähne war nun ganz allein in der Wildniß. „Ich habe dann,“ schreibt er, „die meiste Zeit mit meinem liebsten Heiland allein Haus gehalten, und mit einem vergnügten, seligen Herzen gethan, was ich konnte.“ Und: „Der Heiland tröstete mich durch Seine liebe Nähe in dieser Wüste so kräftig, daß ich recht selige Zeiten hatte.“ Doch mußte er hier so schwere Arbeit thun, wie noch nie in seinem Leben, und dazu bekam er das Fieber. In dieser Noth half ihm Gott durch Schumann, der ihn besuchte und Arzenei mitbrachte. Oefter kamen auch Indianer, meist Kalepina und Waranen, die gar nicht begreifen mochten, warum Dähne sich hier ein Haus gebaut, und ihm mittheilten, daß ihre Landsleute ihn umbringen wollten. Er aber „redete darüber mit dem Heiland, der ihm den Trost Seiner Durchhülfe gab, und so hielt er im Glauben aus. Längere Zeit beunruhigte ihn auch ein Tiger, der des Abends brüllend seine Hütte umschlich. Zur Vorsicht machte er wohl ein Feuer in seiner Hütte, welches indessen des Nachts oft ausging, „aber ich fürchtete mich nicht,“ sagt er, „vor diesem sonst so grimmigen Thiere, und es hat mir nie etwas gethan.“ — Eines Abends, als er sich zur Ruhe legen wollte, fiel eine ziemlich große Schlange *) von einer Latte des Daches auf ihn, schlang sich zwei bis dreimal um seinen Hals und Kopf herum, und zog immer fester zusammen. „Ich dachte,“ erzählt er selbst, „das könne mein Ende sein, und schrieb daher die Veranlassung desselben mit Kreide auf den Tisch zur Nachricht für meine Brüder, damit sie nicht glauben möchten, die Indianer seien Schuld an meinem Ende. Indem aber fiel mir ein, die Schlange im Vertrauen auf das Wort des Herrn (Marc. 16, 18) von mir abzustreifen; und ich that es mit solcher Geschwindigkeit, daß etwas von meiner Haut im Gesicht mit abging.“ Es war finster um ihn her, er wußte nicht recht, wohin er die Schlange geworfen hatte; doch legte er sich ruhig in seine Hängematte nieder, und der Herr half abermal, daß ihm nichts geschah. Die größte Gefahr aber drohte ihn von den wilden und grausamen Karaiben, welche ihn im November 1757 zu ermorden beabsichtigten. Was dabei geschehen und wie er durch Gottes Gnade auch dießmal gerettet worden, wollen wir uns von ihm selbst erzählen lassen:

Als ich Mittags beim Essen war, kamen 50 Mann in ihren Canoes angerudert und umringten meine Hütte. Das war ein grausamer Anblick. Einige hatten eiserne Hacken oder Hauer, andere hölzerne Schwerter und dergleichen Instrumente mehr. Ich ging zu ihnen hinaus und bewillkommnete sie arawakkisch auf's Freundlichste; sie antworteten mir hart, ich sollte karaibisch reden. Indeß gab ich wohl Acht, wer das Commando führte. Als sie unter einander karaibisch redeten und merkten, daß ich's nicht verstand, mußte ihr Dolmetscher hervortreten und mich arawakkisch fragen: „Wer hat dir erlaubt, hierher zu bauen und zu wohnen?“ Antwort: „Der Gouverneur.“ — „Warum bist du auf unser Land gekommen?“ Nun trat ich zum Oberhaupt dieser Leute und sagte ihm mit Freimüthigkeit: „Ich habe Brüder jenseits

*) Bußschlägel Lebensbilder II, p. 56 f.

der See, die haben gehört, daß in diesem Lande Indianer wohnen, die ihren Schöpfer nicht kennen; mich haben sie aus Liebe zu euch hergeschickt, damit ich erst eure Sprache lerne und euch dann das Weitere sage. Auch werden künftig noch mehrere zu dem Zwecke herkommen".

„Du bist wohl ein Spanier?" Nein. „Oder ein Franzose?" Nein. „Bist du denn ein Holländer?" Ich komme wohl von Holland, aber noch weiter her. Genug, ich bin einer von den Brüdern, die euch lieb haben, und jenseits der See wohnen. „Hast du denn nicht gehört, daß dich die Indianer haben todtschlagen wollen?" Ja, aber ich habe es nicht geglaubt, und du hast selbst unter deinen Indianern Leute, die bei mir gewesen sind und wissen, daß ich euch lieb habe. „Das ist wahr, und sie haben mir auch gesagt, du seist ein anderer Weiß, als andere Blanke." Nun, wenn du weißt, daß ich dich lieb habe, wie wolltest du mich todtschlagen können? Er sagte mit Lachen: „Das ist auch wahr!" Nun änderten alle ihre Mienen, und der Kreis ging auseinander. Nur der Anführer blieb noch bei mir, fragte mich um mancherlei, worüber ich ihm Erklärung gab, und da er hörte, daß keine andern, als Brüder, hier wohnen würden, wurde er freundlich, und beim Weggehen gab er mir auf mein Ansuchen von seinen Lebensmitteln, versprach auch, mich mehr zu besuchen. So half mir der Heiland von Tag zu Tag gnädig durch, daß ich beim Schluß des Jahres gar viele Ursache fand, Ihn zu loben und Ihm zu danken". —

So führte Dähne unter mancherlei Noth und Ungemach in dieser Wildniß sein Leben getrost in der Hoffnung fort, daß bald Brüder aus Europa zu seiner Unterstützung kommen würden, was jedoch erst im Jahre 1759 geschah. Mittlerweile that er in seiner Einsamkeit, was er konnte, pries den ihn besuchenden Indianern die Sünderliebe Jesu an, bekam von den durchreisenden bisweilen Cassabi, war bei aller Dürftigkeit fröhlich und selig im Umgang mit seinem Heiland und hatte endlich die Freude, daß einige Indianer in der Nähe seiner Hütte sich anbauten, und auch für Ephrem, nachdem zwei Brüder zur Hülfe gekommen, eine Gnadenzeit anbrach.

An der Berbice ging es indessen traurig. Die dortigen Brüder waren nicht ordinirt, und getrauten sich daher nicht, das heilige Abendmahl zu halten und die neugebornen Kinder der Indianer zu taufen. Die Noth an Lebensmitteln nahm zu und eine Seuche raffte im Jahre 1759 in Pilgerhut allein 40 Leute hinweg. Da richteten sich Aller Blicke wieder auf den theuren Schumann, und auch dieser hatte eine große Sehnsucht nach seinen Arawakken. In Deutschland hatte er die Herzen für seine Pfleglinge mächtig erregt, besonders auch seine jüngste Schwester durch seine Zeugnisse aufgeweckt. Am 31. October 1759 verheirathete er sich wieder zu Zeist in Holland mit der Schwester Anna Catharine Leder, und reiste mit ihr und mehrern neuen Missionsgehülfen nach Berbice ab. Am 23. Januar 1760 langte er in Surinam an, wo der Gouverneur ihn sehr liebreich empfing und noch viele Andere seiner Ankunft sich freuten, von welcher man sich neuen Segen für die Mission versprach. Br. Dähne holte die Ankömmlinge auf dem Fahrzeuge der Brüder am 4. März von Paramaribo ab, zunächst nach Saron, an dessen aus 43 Seelen bestehender Gemeinde Schumann als an einer lieblichen Blume in der Wildniß sich erfreute, dann nach Ephrem, wo gerade ein Wohn- und Versammlungshaus erbaut ward, in welchem sie mit 12 indianischen Geschwistern ein gesegnetes Abendmahl feierten. Am 8. April kamen sie in Pilgerhut an, zur Freude der dortigen Brüder, die nun wieder Hoffnung hatten. Denn viele gläubige Arawakken hatte der Tod

dahingerafft, unter ihnen auch die alte Hanna, jene Erstgetaufte in Pilgerhut, deren letzte Worte waren: „Nun freue ich mich, meinen Heiland zu sehen." — Ernst und thätig griff Schumann das Werk wieder an, aber leider sollte es nicht lange währen. Am Sonntag den 28. September 1760 predigte er zum letzten Male seiner Gemeinde vom Schlaf und der Auferstehung des Lazarus mit großer Innigkeit. Am folgenden Morgen erkältete er sich stark bei der Arbeit, bekam Fieber und war außer Stande, seinen Indianern zu Michaelis von den Engeln zu erzählen, wie er ihnen versprochen. Am Dienstag hielt er über seine Kräfte wieder eine Stunde mit den Kindern. Es folgte ein heftiger Fieberanfall die ganze Nacht durch. Am folgenden Tage bereitete er seine Ehefrau auf seinen Abschied vor und bestellte ihr Alles, was er noch auf Erden auszurichten hatte. Schon im Frühjahr, als er in Paramaribo am Fieber krank lag, war es ihm ausgemacht gewesen, daß er bald heimgehen würde, doch hatte er damals den Heiland gebeten, ihn nur noch so lange hienieden zu lassen, bis er seine Aufträge ausgerichtet hätte. Nun war dieß geschehen. Am 4. October, da die Tagesloosung war: „Für uns zur Sünde gemacht, damit wir heilig seien um und um," hielt das Hausgemeinlein auf seinen Wunsch ein Liebesmahl. Am 5. October, wieder einem Sonntag, freute er sich wenigstens, das Singen und Lesen von seinem Bette aus zu hören; am folgenden Tage war die Fieberhitze sehr stark und er redete darin meist arawakkisch, zuweilen lateinisch und griechisch, selten deutsch. Seine gleichfalls kranke Frau rief im höchsten Schmerze aus: „Ach du lieber Heiland, was will das noch werden?" Schumann erwiederte: „Jetzt gleich gehen wir zu Ihm!" Immer wollte er fort, endlich aber ward er still und schien zu schlummern. So lag er anderthalb Stunden mit gefalteten Händen da, wollte sich noch zum Gebet erheben, konnte aber nicht; sein letztes Stündlein war nahe. Es war eine ernste Stunde — seine liebe Frau im tiefsten Schmerze, die weißen und braunen Geschwister in Thränen um das Sterbelager. Sie hielten ihm eine Sterbeliturgie. Als sie den Vers anstimmten: „Wenn mein Mund wird erblassen in Jesu Arm und Schooß, will ich Sein Blut auffassen, das Er für mich vergoß; das wird auch mein Gebeine mit Lebenskraft durchgehen, dann fahr' ich zur Gemeine, mein Leib wird auferstehen;" — da schlug er seine Augen auf und sah mit Herzlichkeit die Anwesenden an. Es war sein letzter Blick; um halb 7 Uhr verschied er still und sanft, den 6. Oktober 1760. Nur 41 Jahre hatte seine Pilgerfahrt gewährt, aber er hat viel gearbeitet und Vielen zum Leben geholfen.

Schumann's Tod war ein harter Schlag für die ganze Mission; für Pilgerhut aber nahte das Ende. Die äußere Noth stieg daselbst so hoch, daß die armen Indianer mit Pflanzen und Baumfrüchten, die man sonst nicht aß, ihr Leben zu fristen genöthigt waren. Da brach die Seuche auf's Neue aus und ergriff auch die Missionare, so daß die Versammlungen ganz ausgesetzt wurden. Alles floh von Pilgerhut, und Ende 1762 waren nur noch 22 Arawakken da. Bald sollte es ganz aufhören. Es war in der Nacht des 28. Februar 1763, als man in der Ferne Gewehrfeuer vernahm, einige Tage nachher auch das dumpfe Brüllen der Kanonen. Die Neger waren in blutigem Aufstande begriffen und hatten

schon mehrere Weiße umgebracht. Am 2. März erfuhren die Brüder, daß die Rebellen nur noch eine Stunde von Pilgerhut stünden. Nun war es Zeit zur Flucht, und in zwei Fahrzeugen machten sich die Brüder Meiser, Vögtle, Nitschmann und Vester mit den wichtigsten Sachen auf den Weg nach Demerary, während die Geschwister Beutel, Climan und die Wittwe Bambey noch einige Tage im Busch in der Nähe blieben, um wo möglich Pilgerhut im Besitz zu behalten, wenn es von den Negern verschont würde. Aber es blieb nicht verschont, und so verließen sie es denn tief betrübt, um nimmer wieder dahin zurückzukehren. Auf der Flucht ging noch die arawakkische Grammatik und das Wörterbuch, die Schumann beide mit dem größten Fleiße ausgearbeitet hatte, verloren. Am 14. April 1763 langte die Missionsfamilie in Demerary an und ward nebst den sie begleitenden Indianergeschwistern von einem Herrn Finnet auf dessen Plantage freundlich aufgenommen. —

Die Gemeinde zu Saron, welche Schumann im Jahre 1760 im schönsten Gange traf, wurde besonders von Karaiben aufgesucht, die in ganzen Gesellschaften, 10—20 Mann hoch sich einfanden, ja im August d. J. kamen ihrer über 100, um sich in Saron anzubauen. So ging das Werk Gottes hier bald erfreulich vorwärts, als mit einem Male ein höchst betrübendes Ereigniß eintrat. Die Karaiben fingen oft entflohene Negersklaven wieder ein, und brachten sie ihren Herren um 60 Gulden Fanggeld zurück. Da faßten die Buschneger den Entschluß, Saron zu zerstören, damit die Indianer genöthigt wären, diese Gegend zu verlassen. Als im Jahre 1761 die Karaiben auf ihre alten Wohnplätze gegangen waren, Lebensmittel zu holen, und Saron so bloß war, führten sie ihren Entschluß aus. Sonntag den 25. Januar, als die Gemeinde grade in der Predigt war, rückten die Buschneger an, schossen mit Gewehren und Pfeilen, und steckten das Missionshaus in Brand. [illegible] mußte fliehen, und Saron wurde zerstört, worauf die schwarze Bande entfloh. Einige Brüder, Schirmer und Cleve, kehrten darnach mit einer Anzahl Indianer wieder zurück und beschlossen die kleine schüchterne Heerde in Saron wieder zu sammeln und zu weiden. Dabei gab's aber Hunger und Krankheit vollauf, und der weniger Kranke mußte dem Kränkeren dienen bei Cassabi und Wasser. Auch die Entflohenen befanden sich im größten Elend. Doch hatten die Brüder bei allem Schmerz die Freude, daß die Indianer in allem Unglück an ihrem Heiland hielten und noch sterbend sich zu ihm bekannten. Bald kam auch die erbetene Hülfe aus Europa, unter andern Br. Millins mit seiner Frau, der bei der Nachricht von der Zerstörung Saron's geschrieben hatte: „Ich gehe in des Heilandes Namen getrost, und wäre es auch in den Tod hinein." Bald machte er sich an das Karaibische, aber binnen Jahresfrist starben mehrere Missionare, und auch Millins ward todtkrank und verschied, jener Erklärung gedenkend, unter dem Gebet und den Thränen der Geschwister. Nun waren Schirmer und Cleve wieder allein, erholten sich aber völlig von den ausgestandenen Leiden und brachten Saron 1762 wieder in Blüthe. Doch waren die Indianer stets in Furcht und Besorgniß wegen der rebellischen Neger, von denen öfter Schaaren

durch Saron zogen und sich sehr unverschämt zeigten, und manche verliefen sich wieder.

Dähne, der von Ephrem 1760 nach Saron sich begeben, mußte 1761 mit von da fliehen, hielt aber noch 3 Jahre im Lande aus und half Saron wiederherstellen. Nachdem er sich darauf in Europa gestärkt hatte, kehrte er 1765 als Missionar der Buschneger nach Surinam zurück. Matt von den vielen Strapazen, die er hier und früher unter den Indianern als Gründer aller Stationen durchzumachen gehabt hatte, zog er sich endlich 1768 nach Zeist in Holland zurück. Er behielt aber ein Herz voll Liebe zu den Heiden und ließ nicht ab, für sie brünstig zu beten, bis der Herr am 6. Februar 1769 den treuen Knecht zur ewigen Ruhe eingehen hieß. Was aber sein Mitarbeiter Garrison von ihm zeugte: „Dähne ist gar sehr treu für die Sache des Heilandes," das ist volle Wahrheit.

Der kleinen Gemeinde zu Ephrem brachte 1762 das Fieber eine schwere Heimsuchung, eine größere der Negeraufruhr 1763, in welchem schon Pilgerhut erlegen war. Auch in Ephrem mußten die Brüder weichen, und als der Aufruhr 1764 gedämpft war und die Missionare auf ihre Stationen zurückkehrten, fanden sie ihr Haus so verderbt, daß es nur mit Mühe wieder bewohnbar gemacht werden konnte. Doch fanden sich getaufte und ungetaufte Indianer wieder ein. Weil aber Ephrem in mancher Beziehung nicht günstig lag, und die Indianer doch wieder zu einer Gemeinde versammelt werden sollten, zogen es die Brüder vor, vier Stunden weiter hinauf an der Corentyn ihr Standquartier aufzuschlagen. Ephrem war also auch verlassen.

Hoop (Hoffnung) ward die neue Station an der Corentyn genannt, weil die Brüder, als sie sich 1764 hier niederließen, die Hoffnung hatten, Pilgerhut an dieser Stelle wieder aufleben zu sehen. Und in der That schien es auch, als ob das Werk des Herrn hier wie in Saron noch recht lange fortgeführt werden könnte. Nach vier Jahren standen in Hoop 10 Indianerhütten, und Schirmer und Cleve predigten 80 bis 100 Seelen das Wort von der Versöhnung. Aber Saron, diese einst so liebliche Blume, wo die Brüder 1766 noch ein neues Versammlungshaus gebaut hatten, fing an zu welken, und statt zuzunehmen, verringerte sich das Gemeinlein. Dazu starb am 6. Juli 1768 der liebe treue Schirmer, welcher die Sprache und Lebensart der Leute zu Saron so gut kannte. Endlich starb nach 16 Jahren treuen Wirkens auch Br. Johann Conrad Cleve, der auf den drei Missionsplätzen mit großer Treue gearbeitet hatte, und nach vielen Strapazen und mehreren Krankheitsanfällen auf einer Reise zu seiner kranken Frau am 17. Mai 1775 heimging. Dieser Verlust war schwer zu ersetzen, da die Gehülfen aus Europa erst lange Zeit brauchten, die schwere arawakkische Sprache zu erlernen. Deßhalb mußte auch Saron, wo ohnehin die Zahl der Indianer immer mehr abnahm, 1779 gänzlich aufgegeben werden, um alle Kraft auf Hoop zu verwenden.

In Hoop war jetzt eigentlich auch nur ein Arbeiter, Jacob Erdmann Burkhardt; denn einer mußte Krankheits halber nach Europa zurück, der andere, Vögtle, konnte wegen Altersschwäche wenig mehr

leisten. Der im Jahre 1784 ankommende Bruder Samuel Wagner, der das Ganze der Surinamischen Mission unter seine Leitung bekam, brachte Burkhardt eine Gattin und noch einen ledigen Bruder zum Gehülfen für Hoop. Doch wollte diese Gemeinde wegen des herumziehenden Lebens der Indianer und weil sie von den Nationalhelfern sich wenig sagen ließen, nicht recht zunehmen. Christian Ludwig Schumann beschäftigte sich lange Zeit mit der Sprache der Karaiben, verfertigte auch eine Sprachlehre derselben und ein Wörterbuch. Hin und wieder kamen auch Karaiben nach Hoop, aber zu einer eigentlichen Mission unter ihnen kam es nicht. Um diese Zeit besuchten auch Arawakken, die früher in Pilgerhut die Segnungen des Evangeliums genossen, vorübergehend Hoop, und manche legten herzliche Bekenntnisse ab, doch wenige blieben. Im Jahre 1788 zählte man nur 80 wirkliche Gemeindeglieder, welche die Lehrer und ihre Versammlungen ordentlich besuchten; 40 andere Getaufte wohnten doch so nahe, daß die Brüder zuweilen bei ihnen einsprechen konnten; aber noch eine gute Anzahl ihrer Getauften wohnten weiter weg und waren außer aller Verbindung. Da starb Burkhardt, und Niemand war da, der seine Stelle ausfüllen konnte, denn Felix Gutherz, welcher seine Wittwe ehelichte, hatte so viel mit der arawakkischen Sprache zu thun, daß er erst 1789 die Bedienung des Gemeinleins übernehmen konnte. Vögtle, der allein die Sprache verstand, that noch, was sein vorgerücktes Alter erlaubte. Aber bei Vielen der Arawakken riß Gleichgültigkeit ein, und wollte man ihnen das Evangelium verkünden, so pflegten sie wohl zu sagen: „Das ist ja eben das, was ich von dem alten und jungen Schumann, Quandt, Vögtle, Burkhardt so oft gehört habe; wir haben es ja nicht vergessen.“ Selbst solche, die noch die Versammlungen besuchten, konnten ihre Verwunderung zu erkennen geben, daß man ihnen immer wieder dasselbe vorsage. Bestrafte man sie über ihre Abweichungen, so wurden sie böse und sagten: „Wir wollen lieber von der Kirche wegbleiben.“ Blattern, Ruhr und Fieber rafften viele Arawakken weg, und man fand viele verlassene und zerfallene Hütten.

So standen die Sachen, als im März 1789 Joh. Jak. Gottlob Fischer aus Würtemberg in Hoop angestellt wurde, ein Mann von ausgezeichneter Thatkraft und Beharrlichkeit, mit dem noch einmal eine bessere Zeit für die arawakkische Mission anzubrechen schien. Von den Kindern, die er in der Schule um sich sammelte, lernte er bald die Sprache, und konnte bereits am 1. September zum ersten Mal arawakkisch predigen. Schon im April hatte er 30 lehrbegierige Schulkinder um sich, und der Eifer, womit er sich bemühte, die getauften Arawakken zu einer steteren und thätigeren Lebensart zu gewöhnen, belebte den sehr gesunkenen Muth seiner Mitarbeiter aufs Neue. Da er den Boden in Hoop zum Cassabibau nicht geeignet fand, suchte er 2 Stunden davon in Aulibissi taugliches Land, welches das dortige Oberhaupt den christlichen Indianern zum Anbau überließ. Ende 1790 wurde ein großes Schulhaus gebaut, und 11 Hausväter errichteten neue Häuser in geordneter Reihe hinter Apfelsinen- und Fruchtbäumen. Den Hausvätern wurden über ihre häusliche Einrichtung nützliche Belehrungen ertheilt. Man suchte sie von Müs-

ßiggang und Betteln zu entwöhnen, und Kinder und Erwachsene wurden zu allerlei Arbeiten angeleitet. Im Juli 1791 arbeiteten die Indianer in die Wette, ihr Cassabiland am Aulibissi zu klären, und eben so thätig zeigten sie sich in Hoop, ihre Felder mit Welschkorn und Bananen zu bepflanzen. Ende Oktober d. J. wurden den 108 ständigen Bewohnern von Hoop Ordnungen vorgelesen, wodurch dem heidnischen Wesen der Eingang abgeschnitten und ihnen zu einer gesitteten Lebensart Anweisung gegeben werden sollte, und sie versprachen, dieselben zu halten. Eine solche geordnete Gemeinde erweckte die Aufmerksamkeit der Wilden in der Umgegend, und veranlaßte Manche, auch dahin zu ziehen. Warauen und Karaiben fanden sich zum Besuch ein, denen man erklärte, daß man ihnen gern nützlich sein wolle. Doch wollte die neue Ordnung in Hoop den Indianern auf die Länge nicht behagen, und sie hatten 1792 schon im Sinne, sich wieder zu zerstreuen, wurden jedoch durch das standhafte Betragen und die liebreichen Vorstellungen der Missionare davon abgehalten. Im Jahre 1795 zogen 109 Personen nach Hoop, unter ihnen 36 Warauen, die sonst durch Aberglauben, Leichtsinn, Arbeitsscheu und Hang zum Stehlen vor andern Wilden sich auszeichnen. Die Eroberung von Berbice aber durch die Engländer, 1796, hinderte allen Verkehr mit Surinam, so daß die Indianer ihre Balken, Bretter, Schindeln u. dgl. nicht mehr absetzen konnten. Dazu kam eine Mißernte und die Verhinderung der Zufuhr von andern Lebensmitteln durch englische Schiffe. Bruder Kluge mit 6 Indianern gerieth einmal (1797) in Gefangenschaft der Engländer, aber auf Vorstellung der dortigen Regierung bekamen sie ihre Freiheit und das Schiff nebst Ladung für 700 Gulden zurück. Im folgenden Jahre ertheilte der Gouverneur in Surinam den Brüdern sogar Erlaubniß, in ihren besondern Geschäften nach Berbice zu gehen. Der ruhige Verkehr mit der englischen Nachbarkolonie, selbst während des Krieges, wurde jedoch durch Fischer's Unvorsichtigkeit unterbrochen, indem er mit Genehmigung des holländischen Posthalters die Mannschaft eines gestrandeten Schiffes, welche sich für Nord-Amerikaner ausgaben, aber Engländer waren, nach Berbice beförderte. Auf Befehl der Regierung in Paramaribo mußte er deßhalb mit seiner Familie unverzüglich den Missionsposten an der Corentyn verlassen, zu großem Schmerz der Indianergemeinde, und begab sich nach Nord-Amerika. Doch wurde im Februar 1799 den Missionaren der Verkehr mit Berbice wieder gestattet. Nach Fischer's Abreise setzte Bruder Kluge mit seinen Gehülfen das Werk in Hoop eifrig fort, und im Jahre 1800 trat Theodor Schulz in den Dienst der arawakkischen Mission, der die Sprache mit dem besten Erfolg erlernte. Die Gemeinde in Hoop zählte 1801 im Ganzen 208 Einwohner, darunter 169 Getaufte, gerieth aber durch den berhandnehümenden Hang der Arawakken zur Trunkenheit und zum Herumschweifen immer mehr in Verfall, bis am 18. August 1808 durch einige übelgesinnte junge Leute sämmtliche zur Mission gehörige Gebäude in Asche gelegt wurden. Dennoch hielten Geschwister Lösche und Bruder Berg noch auf dem Posten aus; aber als Bruder Büchner im Auftrag der Helferconferenz in Paramaribo 1808 Hoop besuchte, fand er Alles im kläglichsten Zustande, von Innen und Außen.

Die in's Heidenthum zurückgefallenen Getauften verspotteten muthwillig die Bemühungen der Brüder, sie zur Rückkehr zu bewegen. Der größte Theil der Nation hatte sich von der Corentyn weggezogen, und die Helferconferenz wurde nach Erwägung aller Umstände durch's Loos angewiesen, den Missionsposten an der Corentyn aufzuheben. So endete die Mission der Brüder unter den süd-amerikanischen Indianern, nachdem sie im Ganzen 70 Jahre bestanden. Spätere Versuche, durch Bitten einzelner Indianer veranlaßt, dieselbe zu erneuern, hatten keinen bleibenden Erfolg, und die Brüder Wilhelm Christian Genth und Johannes Hafa, die 1812 am linken Ufer der Corentyn in Berbice sich niederließen, sammelten zwar eine kleine Schaar Indianer um sich, sahen sich aber durch die Gleichgültigkeit derselben genöthigt, 1815 dieses Werk aufzugeben und ihre Thätigkeit den Negersklaven auf den benachbarten Pflanzungen an der Neukeer, wohin sie durch englische Pflanzer eingeladen waren, zuzuwenden.

So hörte die Mission der Brüder unter den Arawakken gänzlich auf, und die gesegneten Wohn- und Erbauungsplätze, die einst so oft vom Lobe Gottes ertönten, sie sind wieder mit hohem dichten Gebüsch überwachsen, darin man nur das Geschrei der Papageien und anderer Waldbewohner hört. In Pilgerhut ist kein Pilger mehr, Saron ist kein Garten mehr, Ephrem trägt keine Früchte mehr und Hoop gibt keine Hoffnung meht. Aber wenn einst die Stimme des Lebensfürsten die Todten zum Leben ruft und der Schall der letzten Posaune auch in diese Urwälder tönt, da werden auch hier sich Gräber aufthun, aus denen selige, herrliche Indianer mit ihren Lehrern und Lehrerinnen hervorgehen und Den rühmen und preisen in Ewigkeit, der auch ihrer Seelen sich erbarmet und ihnen geholfen hat zum ewigen Leben.

§. 3. Neuere Missionen.

Bernau, Missionary Labours in British Guiana, London 1848.
Brett, Indian Missions in Guiana, London 1851.

Auch nach dem Untergange der Brüdermission unter den Arawakken hat die christliche Liebe die Indianer in Guiana nicht vergessen oder gar aufgegeben. Mit Wehmuth sahen die andern evangelischen Missionsgesellschaften auf die alten Missionsblüthen hin, und hie und da wurde der Wunsch rege, die alte mühevolle Arbeit in Segen zu erneuern. Vorzüglich hat seit 1827 die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft ihr Augenmerk auf die Indianer gerichtet, und im Jahr 1831 wurde am Mazamnifluß, einem Arme des Essequibo, etwa 30 Stunden landeinwärts, ein Platz zu einer Mission angekauft, der den Namen Bartica Point erhielt. Weil aber dieser Punkt der Gesundheit weniger zuträglich ist, so wurde im Jahr 1837 von Missionar Bernau (aus der Missionsschule zu Basel) der Sitz der Mission eine Meile weiter östlich nach Bartica Cove oder Grove verlegt, wo eine ganz neue Niederlassung gegründet werden mußte. Bernau machte Anfang 1837 am Corentynflusse, wo besonders die ehemaligen Missionen blühten, eine Untersuchungsreise, und schreibt von den Indianern daselbst folgendes:

„Was soll ich von ihnen sagen? Wenn ich sie recht schildern soll, so muß ich ein Gemälde mit den schwärzesten Farben hinstellen. Nicht nur ihre Wohnungen sind ganz mit Gebüsch umgeben und für den Fremdling beinahe unzugänglich, sondern auch ihr Geist ist von Aberglauben und Unempfindlichkeit so überwachsen, daß jede Spur eines Gewissens und der Erkenntniß Gottes bei ihnen verwischt scheint. So weit sind sie vornemlich durch die geistigen Getränke herabgesunken, die von den Europäern ihnen gereicht werden. — Kalt und frostig ist Alles umher, — kein Freund, keine Frucht, keine Blüthe, wie man es etwa noch unter Namenchristen finden kann, erquickt den einsamen Wanderer. Aber der Herr ist nahe, und Er kann Alles ersetzen“.

Mit wehmüthigem Gefühl stand der Missionar vor dem Platze, auf dem einst das Bethaus stand, und sich erinnernd, daß hier einst wahre Gläubige gewesen seien, fragte er nach etwaigen Ueberbleibseln. Man zeigte ihm eine Frau, die in ihrer Kindheit von frommen Eltern dem Herrn geweiht worden war, aber sich selbst überlassen, fern von den Gnadenmitteln, hatte sie nichts Unterscheidendes an sich, als den Christennamen, und da sie weder englisch noch holländisch verstand, konnte Bernau mit ihr nicht einmal reden. Die Leute indessen hörten, daß er ein Prediger sei, und einer derselben, anscheinend ein Häuptling, setzte sich vor ihm nieder und sagte: „Domine (Prediger), kommst du, uns zu lehren? O, das freut mich, Gutes zu lernen!“ Von der Stumpfheit der Indianer zeugt aber folgendes Gespräch Bernau's mit einem derselben:

„Diesen Morgen“, schreibt er, „kamen Etliche zu mir und forderten Branntwein. Ich sagte ihnen durch einen Dolmetscher, daß ich ein Prediger sei und ihnen gerne den Weg zur Seligkeit zeigte. — Wer hat dich gemacht? fragte ich Einen. Er antwortete: Der große Geist; und wenn ich sterbe, muß meine Seele zu ihm gehen, mein Leib in's Grab. — Ich sagte ihm, daß sein Leib am jüngsten Tage wieder hervorgehen werde, um den Lohn der Werke bei Leibesleben zu empfangen. Er lachte und sagte spöttisch: Niemand kommt und sagt uns, daß das wahr sei. Woher weißt du es? — Ich sagte, das Buch, in dem ich sie zu unterrichten wünsche, lehre das. Domine, erwiderte er, ich bin zu alt, um zu lernen; da sind meine Kinder. — Da er zwei Weiber hatte, so zeigte ich ihm, wie das dem großen Geiste mißfalle. O, entgegnete er, ich werde sie alle verlassen, wenn ich sterbe. Damit ging er weg; er schien ein Oberhaupt von Allen, und obgleich es erst 8 Uhr Morgens war, bereits betrunken zu sein. — Wann wird die Sonne der Gerechtigkeit mit ihren heilenden Strahlen in dieser Wildniß aufgehen? Der Herr erbarme sich ihrer!“

Dennoch wagte es Bernau noch in demselben Jahre (1837) im Vertrauen auf den Herrn, die Niederlassung in Bartica Cove anzulegen. Er wandte sich zunächst an die neun von ihm bereits Getauften und sagte ihnen, wie sehr er bedauern müsse, so weit von ihnen entfernt zu sein und nicht einmal in jeder Woche mit ihnen sprechen zu können; auch stellte er ihnen vor, wie viel sie gewinnen würden, wenn sie ihre elenden Wohnplätze verließen. Nach einigem Zögern sagten sie endlich in ihrer Sprache: „Wenn du glaubst, daß es für uns und unsere Kinder besser sei, so wollen wir kommen und bei Dir wohnen.“ Nachdem er dann zunächst eine Musterwohnung für eine Wittwe fertig gebracht hatte, die gedielt und mit Thüren und Fenstern versehen war, so waren sie alle mit Freuden einverstanden, sich eben solche Häuser zu bauen. Auch ein Bethaus wurde gebaut, und die Indianer selbst sagten: „Es macht uns Freude, in der Nähe eines anständigen Gotteshauses zu wohnen, und den Do-

mine in unsrer Mitte zu haben.“ So konnte denn Bernau unterm 21. Juli 1838 mit Freuden berichten:

„Fremde, die ab- und zugehen, schütteln den Kopf zu dem, was sie sehen; und sie erstaunen, wie ein solcher Hungerort, wie sie sich ausdrücken, sollte so verbessert werden können. Nächst der Predigt wirkt nichts so mächtig auf die Gemüther der Eingeborenen, als ein musterhaftes Beispiel von Thätigkeit, Ordnung und Pünktlichkeit. Es ist ein lieblicher Anblick, vor jedem ihrer Häuser einen Garten zu sehen, bepflanzt mit allen Arten nützlicher Gewächse, während hinter den Wohnungen die Felder sich erstrecken, auf denen sie ihre Lebensmittel bauen. Wenn ich bedenke, daß dieser Platz vor 18 Monaten noch Wald gewesen ist, so muß mein Herz dem Herrn danken für diesen überraschenden Erfolg. Ich darf nicht vergessen, zu bemerken, daß viele Indianer mit willigem Herzen zu der neuen Kirche beigesteuert und ihre Scherflein bis zum Betrag von 12 Gulden dargebracht haben. Dieß ist bei Indianern etwas Großes, und sicherlich ein Beweis, daß die Gnade an ihnen arbeitet, um so mehr, da sie so große Neigung haben, ihr Geld selbst zu behalten.“

Allmälig siedelten sich in Bartica Cove 120 Personen an. Dem schnellen Fortschritt dieser Mission in Betreff der Ansiedlung der Indianer stand aber vornämlich der Mangel an Lebensbedürfnissen aller Art entgegen, indem die farbigen Leute zu stumpf und die Indianer zu nachlässig waren, auf den Fall eines Mißwachses etwas zurückzulegen, weshalb auch Bernau genöthigt war, um alle Lebensbedürfnisse nach der Stadt zu schicken und dort einen hohen Preis zu bezahlen, was ihm manchmal Unruhe machte.

In demselben Jahre 1838 begab sich Missionar Youd noch tiefer landeinwärts, und ließ sich in Warraporta, am Essequibofluß, wo die zweite Reihe der Wasserfälle beginnt, 80 Stunden von Bartica, nieder. Als er hier ankam, wohnten wenige Indianer in der Nähe, aber bald vergrößerte sich ihre Zahl durch das Hinzukommen mehrerer von den Urafällen und einiger von Cartawo, wo Missionar Doyce, der Katechist des H. Youd, vormals gearbeitet hatte. Im Jahre 1841 hatten sich bereits gegen 100 Indianer um Missionar Youd versammelt, als einmal zwei junge Indianer zu ihm kamen und um christlichen Unterricht baten. Er nahm sie auf, und besonders einer von ihnen machte ihm große Freude. Nachdem beide Knaben etwa 10 Monate bei dem Missionar gewesen, kam eines Tages ihr Vater und verlangte, sie sollten mit ihm gehen zu einem heidnischen Tanz. Der Missionar erklärte ganz ruhig, wenn die Knaben gerne mitgehen, so könne und wolle er sie nicht davon abhalten. Die Knaben aber wollten nicht gehen und sagten ihrem Vater, daß solche heidnischen Tänze eine große Sünde seien. Da ging der Vater anscheinend ruhig hinweg, aber in seinem Herzen hatte er dem Missionar den Tod geschworen. Am folgenden Tage sandte er ihm ein Stück von einem erlegten Reh zum Geschenk, und Youd und seine Frau, welche keine Gefahr ahnten, ließen es zurichten und aßen davon. Alsbald aber fühlten sich beide sehr unwohl, und schon in der Nacht darauf starb die Gattin des Missionars, dieser aber, der eine stärkere Natur hatte, nahm ein Brechmittel und rettete dadurch sein Leben; denn der Rehbraten war vergiftet gewesen. Wenige Tage darauf bekam Youd zum zweiten Mal Gift, er wußte selbst nicht, wie. Auch dießmal wurde sein Leben durch das nämliche Mittel gerettet, aber er wurde

doch so krank, daß er genöthigt war, zu seiner Erholung näher an die Meeresküste zu gehen. Hier kam er bald wieder zu Kräften und konnte nach einiger Zeit wieder zu den Indianern zurückkehren. Bald aber zeigte auch jener Mann sich wieder, wie er verdächtig um die Wohnung des Missionars herumschlich, der deshalb sehr besorgt war und sich beim Essen sorgfältig in Acht nahm. Dennoch erreichte der Indianer auf irgend eine Weise seine schändliche Absicht. Eines Tages fühlte Youd gleich nach dem Essen eine große Schläfrigkeit und legte sich für eine Stunde zur Ruhe nieder, aber ein heftiger, stechender Schmerz weckte ihn vom Schlafe auf, und er merkte, daß er Gift bekommen habe. Sogleich griff er wieder nach einem Brechmittel, doch zu spät; das Gift hatte dießmal schon zu mächtig gewirkt, und er starb nach einigen Tagen. Als der rachsüchtige Indianer aber vernahm, daß es ihm endlich gelungen sei, den Missionar zu tödten, rief er voll Freuden: „Jetzt ist alles gut!“ — nahm seine Flinte und that einen Freudenschuß in die Luft. Doch als er zum zweiten Mal geladen und nochmals losschießen wollte, zersprang das Gewehr und verletzte ihn so, daß er in wenigen Minuten eine Leiche war. — Missionar Pollitt, Youd's Nachfolger, mußte wegen Kränklichkeit die Station bald wieder verlassen, was uns nicht Wunder nehmen darf, wenn wir die Mühseligkeiten und Gefahren erwägen, mit denen die Knechte Gottes dort in ihrem Berufe zu kämpfen haben.

So machte Pollitt einst eine Reise auf dem Essequibo, mit 4 — 10 Indianern, welche ruderten. Alles ging gut, aber eines Tages, als die Sonne sehr heiß brannte, beschloß er lieber in der Nacht bei hellem Mondschein weiter zu fahren. Nachdem sie daher am Tage unter dem Schatten eines Baumes ausgeruht, stiegen sie nach Aufgang des Vollmondes wieder in's Schifflein und fuhren getrost weiter. Pollitt befahl sich und seine Ruderer dem Herrn, legte sich in dem Boote nieder und schlief ein. Jetzt kam eine den Indianern wohlbekannte Stromschnelle. Vorsichtig, aber ganz getrost, fuhren sie vorwärts zwischen den Felsen hindurch, während das Wasser so laut rauschte, daß Pollitt davon erwachte. In dem Augenblick stieß das Schifflein an einen von den Indianern in der Dämmrung nicht bemerkten Felsen und schlug plötzlich um, so daß Alle, die darin waren, in's Wasser fielen. Die gute Hand Gottes aber fügte es, daß Pollitt im Umstürzen einen aus dem Felsen hervorwachsenden Strauch erfassen konnte, an welchem er sich festhielt und, während die Indianer von dem rasch dahinfließenden Wasser schnell fortgerissen wurden, durch die brausenden Wellen immer von einer Seite auf die andere geworfen wurde und in beständiger Gefahr war, von der heulenden Tiefe verschlungen zu werden. Die Gewalt der Strömung hinderte ihn, sich auf den Felsen hinaufzuziehen, und von dem beständigen Hinundherbewegen ward er so erschöpft, daß er endlich lieber den Strauch loslassen und sich dem Flusse überlassen wollte. Als er aber die Hand, mit der er sich festhielt, aufmachen wollte, konnte er es nicht; denn sie war krampfhaft festgeschlossen. Auf dem Felsen befand sich obendrein ein großer Ameisenhaufen von jener schwarzen Art, deren Bisse äußerst schmerzhaft sind. Die fingen nun an, den armen Pollitt über und über zu bedecken, so weit sein Leib aus dem Wasser hervorragte, und er litt von ihren Stichen so schrecklich, daß er den Herrn flehentlich bat, doch seinen Leiden durch den Tod ein gnädiges Ende zu machen. Denn schon mehrere Stunden lang hatte er in dieser schrecklichen Lage dagehangen. Endlich ward er erlöst. Die Indianer, welche mit ihm in dem Boote gewesen waren, konnten gut schwimmen, hielten sich auch an dem umgeschlagenen Boote fest und brachten es endlich wieder nach oben. Dann schwangen sie sich wieder hinein und ruderten mit der größten Anstrengung nach dem Felsen hin, wo sie zu ihrer innigen Freude ihren lieben Lehrer noch hängen sahen, ihn an den Armen faßten und in das Boot hineinzogen. So war Pollitt durch Gottes Gnade gerettet, aber freilich war er noch lange nachher so krank und leidend, daß er nur langsam sich erholte.

Mit größerem Glück und festerer Gesundheit arbeitete dagegen Bernau auf seiner Station Bartica Grove, von wo er unterm 13. Mai 1840 also schreiben konnte:

„Unter manchen Prüfungen haben wir doch auch Spuren, daß der Herr unter uns wirksam ist, und daß Einige vorhanden sind, die den Heiland lieb haben und angefangen haben, Ihm ihr Herz zu geben. Die Zahl derer, die sich bei uns anbauen, wächst, und sie sehen und fühlen nun, daß der Herr sie gnädig heimgesucht hat. Obwohl ich weiß, daß der Satan nicht säumen wird, so vertraue ich doch auf Den, der gesagt hat: Niemand soll meine Schafe aus meiner Hand reißen. Unsere Schule zählt nun im Durchschnitt 50 Kinder, und ich freue mich, sagen zu können, daß ihr Benehmen und ihre Fortschritte im Ganzen befriedigend sind. Unter den ältern Leuten sind jedoch Einige, die nicht hören wollen; aber mag es sein — das Evangelium wird ihnen wenigstens gepredigt. Auf meinen Reisen, welche häufiger und ausgedehnter sind, als vordem, erfahre ich manches Ermunternde, und das Einzige, was mir entgegengehalten wird, ist: „Wir wissen's nicht besser, und Niemand bekümmert sich um uns." Indessen schicken sie nun ihre Kinder aus großer Entfernung in die Schule, und nicht Wenige haben ihre alten, lieben Wohnungen verlassen und sich bei uns angesiedelt".

Im Juni 1841 aber bestand die kleine Gemeine, welche sich um die Missionare Bernau und Edmund Christian versammelt hatte,*) aus 150 Indianern verschiedener Stämme und ihren Abkömmlingen von Weißen und Schwarzen. Von diesen waren etliche 40 Communikanten und 10 Taufkandidaten, die Uebrigen Heiden und Kinder. Für die älteren Knaben war eine Normalschule in lieblichem Gedeihen; auch für das weibliche Geschlecht war eine Erziehungsanstalt eben eröffnet, hauptsächlich aber für Waisen, deren schon 12 in die Anstalt aufgenommen waren. Die Kirche war im Bau begriffen. Die Kolonie hatte 500 Pfund Sterling dazu beigetragen, die Indianer aber waren keineswegs zurückgeblieben und Manche von ihnen hatten mit der That bewiesen, daß sie sich des Tages ihrer Heimsuchung erfreuten. Der Mangel an Lebensbedürfnissen erschien indeß immer noch als ein großes Hinderniß für das Fortschreiten der Mission, da die im Walde aufgewachsenen Indianer sich zum Anbau des Landes gar nicht recht bequemen konnten. Deshalb mußte auch alle Aufmerksamkeit auf das heranwachsende Geschlecht gerichtet werden, und wirklich sproßte die Saat auch lieblich empor. „Wir haben etwa 60 Kinder," schreibt Bernau, „und mein Herz ist voll Lobes und Dankes gegen den treuen Herrn, wenn sie in sanften Melodien ihre Stimmen zum Preise ihres Erlösers erheben."

Eine weitere Missionsniederlassung unter den Indianern in Guiana wurde im Jahre 1840 am Pomeroonfluß gegründet. An den Ufern des Aragiaco, oberhalb seiner Vereinigung mit dem Pomeroon, ist ein kleiner Landstreifen, vormals von einer Anzahl Neger bewohnt, die beim Holzhauen beschäftigt waren, und zur Zeit der Negerbefreiung den Platz verließen. Anfangs 1840, als Missionar Brett hinkam, standen noch drei von den Hütten, welche sie bewohnt hatten, und ein hölzernes Gebäude, das den Kolonisten des Distrikts früher als Kirche gedient hatte und zwar in einem jämmerlichen Zustande sich befand, aber, da das Balkenwerk desselben noch gesund war, zur künftigen Missionskapelle bestimmt ward. Eine der drei Hütten war von einem fieberkranken weißen

*) Basler Heidenbote 1841, p. 89.

Segelmacher bewohnt, der den Platz bald verließ, in der zweiten hielt eine alte Negerin mit mehreren schwarzen Kindern sich auf, die dritte stand zur Verfügung des Missionars.

„Es war", berichtet dieser, „eine sonderbare, nicht sehr einladende Wohnstätte; die Vorderseite war mit Brettern und Schindeln verkleidet, die beiden Enden bloß mit Schindeln, auf Latten genagelt, und die Rückwand bestand aus den gespaltenen Stämmen der Manicolepalme überkleidet mit Brettern der Buschpalme. Das Haus hatte ein Strohdach, aber dasselbe war voll Löcher. Inwendig war es durch Scheidewände von ungehobelten Brettern in drei Gemächer eingetheilt. Zwei davon hatten gedielte, aber sehr zerfallene Fußböden auf der bloßen Erde; das dritte war augenscheinlich zu einer Art von Schmiede benutzt worden, und der Holzblock, der als Ambos gedient hatte, stand noch darin. Wegen der niedrigen Lage des Hauses drang das Wasser, so oft der Fluß zur Fluthzeit anschwoll, durch die Spalten des alten Fußbodens hervor, und bei feuchter Witterung kam gewöhnlich auch eine Anzahl kleiner Frösche, die an den grünfeuchten Wänden hin und herspazierten. Durch die Oeffnungen des Daches fielen beständig Flocken von alten rustigen Spinnweben u. dergl. herunter, woran die zahlreichen Insekten arbeiteten; auch fehlte es nicht an einem großen Nest von Holzameisen, welche an den verschiedenen Theilen des Gebäudes nagten. Diese wurden durch Arsenik vertrieben, und die Wände, die sehr schmutzig aussahen und voll Ungeziefer waren, wurden von einem Manne geweißt, den ein benachbarter Kolonist zur Hülfe geschickt hatte".

Hier nahm die alte Negerin den Missionar in Empfang und zeigte sich willig, seine Haushaltung zu übernehmen; ein schwarzer, eilfjähriger Knabe aber, welcher bei ihr wohnte, wurde veranlaßt, seine Hängematte im Hause des Missionars aufzuschlagen. Ein wackliger Tisch mit drei Füßen — der vierte wurde durch einen Ast von einem benachbarten Baum ersetzt — und ein kleiner hölzerner Stuhl, der vorn niedriger war, als hinten, bildeten zu Anfang das ganze Mobiliar. — Am nächsten Sonntag wurde der Gottesdienst in der zerfallenen Kapelle eröffnet, war aber sehr schwach besucht. Auch eine Schule wurde mit 2 oder 3 schwarzen und farbigen Kindern angefangen, und jenseits des Flusses eine Niederlassung der Warauen besucht. Aber die große Unwissenheit der Indianer, ihre rohe, wilde Lebensweise, ihre heidnischen Vorurtheile, ihre Abhängigkeit von ihren Zauberern; alles das stand dem Eingang des Evangeliums im Wege. Endlich knüpfte sich bei den Arawakken etwas an, und schon zu Ende des Jahres wurden die Versammlungen von 60 Personen besucht. Mittlerweile wurde 1841 ein besseres Missionshaus gebaut, und wer die Tage geringer Dinge nicht verachtete, konnte sich da und dort an einer Frucht göttlicher Gnadenwirkungen erlaben.

„Von der Zeit an", schreibt der Missionar, „wo der erste Arawakke durch Gottes Gnade bewogen wurde, nach dem lebendigen Gott zu fragen, war noch kein ganzes Jahr vergangen, und schon kam mehr als die Hälfte von den Leuten in der Umgegend in unser geringes Bethaus. Einige Monate nachher erwachte ich eines Morgens früher, als gewöhnlich, und hörte zu meiner Verwunderung leise Töne von der Gegend her, wo mehrere Indianer die Nacht zuvor ihr Lager aufgeschlagen hatten. Ich horchte aufmerksam, und hörte, wie Einer von ihnen in ihrer Sprache betete, worauf Alle das Gebet des Herrn mit einander hersagten. Dieß ist seitdem der Brauch in vielen Familien gewesen, und oft haben ich und meine Mitarbeiter zugehört; aber nie war mir dieser Ton so lieblich, als damals. Ich sah darin einen Beweis, daß die Indianer ihren großen Vater jetzt nicht mehr als ein weit entferntes, von ihnen geschiedenes Wesen betrachten, sondern nach langen Jahren der Unwissenheit ihn als den Gott kennen lernen, der das demüthige Gebet seiner Geschöpfe hört".

Bald nahm die Versammlung in der kleinen Kapelle so zu, daß dieselbe erweitert werden mußte, und bestand aus Engländern, Kreolen, Arawakken, Kariben, Aquaien und Warauen. Letztere wollten Anfangs immer durch die Fenster ein- und aussteigen, und zuweilen kauerte sich Einer auf dem Fenstersims nieder und sah ruhig mit an, was darinnen vorging. Der Gottesdienst wurde in englischer Sprache gehalten, welche die Meisten freilich nicht verstanden, bis Andere, die ein wenig mehr Kenntniß davon hatten, ihnen den Inhalt verdolmetschten. Dennoch kamen Manche 8 bis 9 Stunden weit auf dem Flusse hergerudert, saßen mit großer Ehrfurcht während des Gottesdienstes in dem Kirchlein und warteten, bis ihnen durch einen Dolmetscher auch etwas zu Theil wurde. Bald that das Evangelium auch im Aeußeren Wunder an diesen Indianern; Kleidung, Wohnung, Hausgeräthe und Beschäftigungen derselben zeugten davon; und als im Frühjahr 1843 der englische Bischof von Guiana die Niederlassungen am Pomeroon besuchte,*) wartete seiner in Pompiaco, am Zusammenflusse des Arissiako-Creek mit dem Pomeroonfluß, eine große Versammlung von Indianern, mehr als 200 Arawakken und Kariben, und schienen hocherfreut über den Besuch desselben, da sie wußten, daß ihr Ort so weit von dem Wohnort des Bischofs, und dieser wiederum so weit von europäischen Wohnungen entlegen war. „Ich werde nie," sagt er selbst, „das angenehme Schauspiel von mehr als zwanzig Kanoe's vergessen, gefüllt mit wohlgekleideten Indianern beider Geschlechter, und einer Anzahl Kinder mit strahlenden Augen, wie sie in schöner Ordnung an das Missionsschiff, worin wir saßen, sich anschlossen. Sie selber freuten sich über ihren stattlichen Aufzug, und hatten dabei einen sichtbaren Eindruck von der feierlichen Veranlassung, welche sie herbeigerufen hatte." — Beim Abendgebet war Brett's Haus zum Erdrücken voll, und alle benahmen sich mit Anstand und achtungsvoller Stille. Am folgenden Sonntag wurden zwei erwachsene Indianer getauft und darauf mit einander getraut; 40 Indianer wurden confirmirt, und ebenso viele nahmen am heiligen Abendmahle Theil.

Mittlerweile war auch Bernau's Arbeit unter den Indianern in Segen fortgegangen.

Ein Zauberer, Pipa, früher sein Feind und Widersacher, dem Bernau einst die Hand in's Feuer hielt, um ihm einen Vorschmack des ewigen Feuers, um das er sich nicht kümmern mochte, zu geben, kam durch Gottes Gnade zur Erkenntniß seiner Sünden, und als der Missionar etwa 6 Wochen nach jenem Vorfall ihn besuchte, fand er ihn ganz elend in seiner Hängematte liegen. „Ach", rief Pipa auf die Frage, was ihm fehle, „seit du mir den Finger in's Feuer gehalten hast, finde ich keine Ruhe mehr. Ich sehe nichts als Feuer um mich und über mir und unter mir. Wenn ich schlafe, träume ich von Feuer. Wenn ich in den Busch gehe und sehe mich um, so ist's mir, als stehe der Busch in Flammen. Wenn ich an's Wasser gehe, so sage ich zu mir selbst: wohin würdest du kommen, wenn du jetzt im Wasser ertränkest? In's Feuer! in's Feuer! antwortet mein Herz. Ach, was bin ich für ein elender Mensch! Was soll ich machen!" Bernau, welcher sehen wollte, ob der Mann auch ein rechtes Sündengefühl habe, sagte zu ihm: „Pipa, du weißt selber, daß du ein gottloses Leben geführt und Gott, deinen Schöpfer, ganz vergessen hast. Du hast die angebotene Gnade

*) Calwer Missionsblatt 1844, p. 65.

bisher verachtet; du hast Alles gethan um auch Andere von Jesu abzuhalten. In der That, du hättest wohl verdient, an den Ort zu gehen, wo das ewige Feuer brennt". — „O Lehrer", antwortete Pipa, „du hast recht, ich bin ein sehr gottloser Mann; aber du weißt nichts von den verborgenen Sünden meines Herzens!" Tiefseufzend deutete er auf sein Herz und rief: „Da, da liegt die Bergeslast!" — Jetzt sagte der Missionar in feierlichem Tone: „Pipa, es ist ein theuer werthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, Sünder selig zu machen!" Damit verließ er den Zauberer und betete unterwegs herzlich für ihn zu dem Gott aller Gnade. Einige Zeit hernach erfuhr er, daß Pipa sehr krank sei, und machte sich sogleich auf den Weg, ihn zu besuchen. Bei seinem Eintritt sah er alsbald, daß der Kranke dem Tode entgegen eile. „Wie geht's dir, Pipa?" redete er ihn an. „Ich habe vollkommenen Frieden!" war die Antwort. „Du vollkommenen Frieden?" sagte Bernau voll Verwunderung. „Du, der du dein ganzes Leben lang ohne Gott und Heiland hingegangen bist, — wie bist du zum Frieden gekommen?" — „Es ist wahr", erwiderte Pipa ruhig, „ich bin ein großer Sünder gewesen und verdiene das ewige Feuer; aber sagtest du nicht zu mir, daß Jesus Christus in diese Welt gekommen ist, Sünder selig zu machen? Ich glaube an dieses Wort, und ich habe zu Jesu gebetet, Er möchte mir vergeben und mir helfen — und ich fühle, Er wird mich annehmen!" — Von da an brachte der Missionar fast täglich einige Stunden an diesem lieblichen Krankenbett zu und sah mit freudiger Verwunderung, wie schnell dieser Mann unter der Wirksamkeit des heiligen Geistes in der Erkenntniß Jesu Christi zunahm. Pipa siechte noch einige Wochen hin, aber während dieser Zeit war es seine größte Lust, das Wort Gottes zu hören und zu betrachten, und seine Seele hing mit inniger Liebe an dem Heiland und sehnte sich, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Endlich kam seine Abschiedsstunde, und er entschlief in vollem Frieden und mit fröhlichem Glauben. — Auch anderen Indianern that der Herr das Herz auf. Unter denen, die sich um Bernau sammelten, war auch ein ältlicher Mann, ein Arawakke, Namens Franzen. Er hatte in seiner Jugend ein ausschweifendes Leben geführt; aber nachdem die vorlaufende Gnade Gottes ihn durch mehrere schmerzliche und empfindliche Schläge, unter die auch der Verlust seines Weibes gehörte, mürbe gemacht, fiel das Wort vom Kreuze bei ihm auf einen wohl vorbereiteten Boden. Zwar setzte es bei ihm noch manchen gewaltigen inneren Kampf; aber in Kraft göttlicher Gnade brach er endlich durch, ließ sich taufen, und wurde bald ein sehr brauchbarer Hülfslehrer in den Schulen. „Oft", sagt Bernau von ihm, „oft hörte ich ihn mit brennendem Herzen von der Liebe Jesu reden, und besonders innig und beweglich wußte er seine noch heidnischen Landsleute einzuladen, daß sie zu dem lebendigen Gott sich möchten bekehren. Eines Abends, als er am Flusse mit Fischfang sich beschäftigte, zog er sich eine Erkältung zu, und von da an nahm seine Gesundheit zusehends ab. Ich besuchte ihn täglich. Als ich ihm eines Tages sagte, daß wahrscheinlich diese Krankheit seine letzte sein werde, glänzten seine Augen, und indem er mich bei der Hand faßte, rief er: „Glaubst du wirklich, daß ich dem Himmel so nahe bin? Nun, dann will ich mein Haus bestellen, damit ich nur noch an Jesum denken kann; denn seit ich Ihn recht kenne, habe ich mich immer gesehnt, bei Ihm zu sein". Als ich ihm einige Verse aus Röm. 8. las, rief er: „O gnadenreicher Gott, das ist ein lieblich Wort! Ich danke Dir, daß Du mir die Gewißheit gegeben hast, daß nichts im Himmel und auf Erden mich von Dir scheiden kann!" — Am Tage vor seiner Heimfahrt schickte er nach mir. Als ich eintrat, sagte er: „Ich habe dich zu mir bitten lassen, um wegen meiner Kinder mit Dir zu reden; ich weiß, du wirst ihnen Vater sein". Dann rief er seine drei Kinder herein und sagte: „Meine theuern Kinder, ihr habt keinen Vater mehr, aber der Domine (Lehrer) wird euch Alles sein. Folget ihm, liebet ihn, lernet fleißig, und bald werden wir einander wiedersehen. Ich gehe zu eurer Mutter. O meine theuren Kinder, liebet euren Heiland; denn ihr wisset, Er ist für uns gestorben. Wollet ihr Ihn nicht lieb haben?" — Dann gab er jedem seinen Segen, legte hierauf ihre Hände in die meinigen und sagte: „Gehet nun mit eurem Vater. Warum weinet ihr? Ich weiß, er wird für euch sorgen". — Nach einer Pause rief er: „Betet, o betet!" Auf die Frage, wie er sich fühle, sagte er: „Ganz selig; nur fühle ich mich manchmal so einsam, als wandelte ich allein im Gebüsch; zu andern Zeiten ist Alles dunkel um mich. Aber hier — auf seine Brust deutend — hier

ist's helle, hier ist Ruhe! Mir ist sehr wohl!" Als ich ihn verließ, sagte ich zu ihm: „Franzen, schaue auf Jesum! Er wird dich begleiten!" — „Ja, ja", entgegnete er, „lebe wohl, wir werden uns bald wiedersehen!" — Am folgenden Tage schien er nichts mehr wahrzunehmen; doch bewegten sich seine Lippen wie im Gebet. Wir Alle knieten an seinem Lager nieder und empfahlen seine Seele dem guten Hirten, und nach wenigen Stunden war er in die ewige Ruhe eingegangen". — Ihm folgte nicht lange darauf seine jüngere Tochter,*) Amalia, des Vaters Liebling, ein frommes liebes Kind von sieben Jahren. Als sie bettlägrig wurde, brachte Bernau (nach seiner eignen Aussage) manche glückliche Stunde an ihrem Lager zu. Wenn er mit ihr betete, war sie jedesmal besonders dankbar. Einmal las er ihr etwas vom neuem Jerusalem; da erhob sie sich vom Bette und rief: „Ja, dort werde ich bald sein!" und als er sie nach dem Grunde dieser Hoffnung fragte, sagte sie: „Ist nicht Jesus auch für mich gestorben?" Obschon noch ein Kind, bekannte sie sich doch als eine Sünderin. „Aber ich weiß", fügte sie hinzu, „Jesus hat mir vergeben, Er hat mich zu Seinem Kinde angenommen!" Auf die Frage, ob sie denn nicht gern noch länger leben möchte, entgegnete sie: „Ja, ich möchte es wohl; aber ich fürchte, ich könnte undankbar gegen den Herrn Jesus werden. Du (Bernau) hast mir oft gesagt, daß im Himmel keine Sünde mehr sei, und kein Schmerz und kein Tod mehr; dahin möchte ich am liebsten gehen, und — — — ich werde bald dort sein!" — Am Abend vor ihrem Heimgang war sie so schwach, daß sie regungslos dalag, aber als die Umstehenden an ihrem Bett um Verkürzung ihrer Leiden beteten, und daß der Herr sie in die ewige Ruhe aufnehmen möchte, erhob sie sich plötzlich und sprach laut und innig ihr „Amen!" dazu. Auf Bernau's Frage, ob sie viel Schmerzen habe, erwiederte sie: „Ja, sehr große, — aber in dieser Nacht werde ich im Himmel sein!" — Dann rief sie ihren jüngern Bruder John und ihre ältere Schwester Leonora, und bat sie, diese Nacht bei ihr zu bleiben. „O habet den Herrn Jesus lieb. Sehet wie glücklich ich bin. Ich sterbe nun!" — das waren ihre letzten Worte. Erschöpft sank sie auf ihr Lager zurück, und nach wenigen Stunden eilte ihr Geist gen Himmel. — Leonora, ihre ältere zwölfjährige Schwester, überlebte sie nicht lange, auch sie starb einen seligen Tod und ging im Frieden heim zu ihrem Heiland. Dem Verscheiden nahe rief sie ihren Bruder John und sprach: „John, mein Bruder, du bleibst allein übrig von unserer Familie; ach komm zu Jesu, denn Er ist sehr freundlich. Ich gehe zu . . ." Hier ging ihr die Stimme aus; allein nach einer Weile fuhr sie fort: „ich . . zu den Engeln im Himmel; und heute noch werde ich dort sein." — Als John zu weinen anfing, sah sie ihn voll Liebe an und sagte: „Bruder, weine nicht; ich werde bald sehr glücklich sein. Lerne nur brav, Lieber". Erschöpft sank sie auf's Lager zurück. Bernau betete, und als er von den Knieen aufstand, winkte sie dankend mit der Hand. Bald schlummerte sie zur ewigen Ruhe ein. —

„Die Indianer um uns her," schreibt Bernau von Bartica Grove unterm 2. Januar 1843, „sind mehr als je aufgeregt, obgleich die Meisten von ihnen keinen bestimmten Gedanken dabei zu haben scheinen. Dennoch mußte ihnen jede Vergünstigung gemacht werden, in Betracht ihres entarteteten Zustandes und des wahrhaft beklagenswerthen und schrecklichen Stumpfsinnes, in welchem sie in den verflossenen Zeiten hingebrütet hatten. Dessenungeachtet haben wir Beweise, daß das Wort Gottes an ihnen arbeitet. — Wir haben manche liebliche und auffallende Beispiele an einzelnen Personen, obgleich oft Jahre verstreichen, ehe sie zum Lichte gebracht werden. Jetzt nach mehreren Jahren fangen sie an, Zutrauen zu uns zu fassen." Nur die scheuen, abergläubischen und verrätherischen Akaway's machten eine Ausnahme. Während aber die Indianer in der Nähe der Weißen auf erstaunlich schnelle Weise vornemlich an den Kinderblattern hinstarben, wurde durch den Segen Gottes, den

*) Basler Heidenbote, 1849, p. 44.

er auf die Impfung legte, auch nicht ein Fall in der Mission tödtlich, und die Station war überhaupt im Zunehmen begriffen, indem hier mehr Kinder geboren wurden, als in jeder andern indianischen Niederlassung, während die Sterblichkeit dazu sich wie Eins zu Zehn verhielt, ein Umstand, der ohne Zweifel nächst Gott den Wirkungen der Civilisation, wie auch der gesunden Lage des Ortes zugeschrieben werden mußte.

Von Bartica Grove aus unternahm Bernau in Begleitung des bekehrten Karibenhäuptlings Erie und des Arawakkendolmetschers Friederich auch von Zeit zu Zeit Reisen unter den benachbarten Indianern, Arawakken, Akaway's und Kariben, und machte nicht selten auf denselben recht ermunternde Erfahrungen.

So kam er auf einer solchen Reise einmal an eine 100 englische Meilen entfernte Bucht, die in eine Art Savanne führte. Hier hatten die Leute nicht so bald von seiner Ankunft gehört, als sich gegen 80 Personen in einem der Häuser versammelten, denen er in ihrer eigenen Sprache die Leidensgeschichte des Heilandes vorlas. Als er den Verrath des Judas las, holten etliche einen tiefen Seufzer, als wollten sie einen so niederträchtigen Undank verdammen; und als er die Verleugnung Petri las, standen vielen der Zuhörer Thränen in den Augen. Besorgt, sie zu ermüden, fing Bernau an, das Gehörte auszulegen; aber als er das Buch bei Seite legte, fragten sie: „Willst du aufhören, zu lesen?“ — Er sagte: „Wenn ihr weiter hören wollt, will ich fortfahren“, worauf sie entgegneten: „Wir sind noch nicht müde denn das haben wir nie zuvor gehört. Wir hören auch wohl gern den englischen Lehrer, können aber nicht verstehen, was er sagt. Das verstehen wir ganz gut.“ Es war Nachts eilf Uhr, da er mit Lesen und Reden aufhörte, und die ganze Nacht hindurch hörte er die Leute mit einander von dem reden, was sie gehört hatten. Vor sieben Uhr Morgens aber kamen die Indianer schon wieder, um noch mehr zu hören. — Auf derselben Reise*) gelangte Bernau zu einer Niederlassung am Pomerun, wo sich während des Tages gegen 80 Kariben um ihn sammelten. „Gegen Abend“, berichtet er, „fing Erie an, über die Absicht unseres Besuches zu ihnen zu reden; und nie traf ich aufmerksamere Leute an. Sie schienen an den Lippen des Predigers zu hängen, der auf eine feurige und einfache Weise davon redete, wie Gott die Welt also geliebt habe, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle durch Ihn selig würden. „„Das haben wir nie zuvor gehört““, entgegnete einer der Häuptlinge; „„wir möchten wünschen, ihr lebtet bei uns; dann wollten wir und unsre Kinder mehr von diesem guten Wort lernen; aber da ist Keiner, der für uns sorgte““. Erie, der bisweilen durch Bemerkungen, die sie machten, unterbrochen wurde, fuhr fort, über ihren verlorenen Zustand zu reden, und wie verkehrt es wäre, wenn sie das Anerbieten des Allmächtigen, das ihnen jetzt gemacht werde, nicht annehmen würden. Als ich sah, daß es spät wurde, entließ ich sie mit den Worten: „„Ich hoffe, theure Freunde, was ihr heute gehört habt, werdet ihr nie wieder vergessen.““ — „„Nein““, antwortete Einer von den Alten, „„wir werden daran denken; aber warum kommst du nicht und bleibst bei uns?““ Ich sagte ihnen dann, daß ich am Essequibo wohne, und daß dort Viele seien, die Gott lieben, worauf er entgegnete: „„Gut, wir werden gehen und dich dort sehen““. Als ich mich zur Ruhe gelegt hatte, luden sie Erie ein, in das Haus zu kommen, wo sie ihre Hängematten aufgehängt hatten, und ihnen noch etwas mehr zu sagen. Er willigte ein und fesselte, nachdem er sich mit ihnen um das Feuer gesetzt, ihre Aufmerksamkeit bis 4 Uhr Morgens. Endlich fingen sie an, Fragen zu machen, bis das Gespräch so laut wurde, daß ich erwachte und fand, daß die Sonne über uns aufgegangen war. Sobald sie bemerkten, daß ich wach war, kamen sie herbei, setzten sich um mich her und verlangten, noch mehr von Gott zu hören“.

Bei einer Missionsversammlung in Georgetown am 28. Februar 1844 legte der Gouverneur von Guiana folgendes Zeugniß ab: „Von

---

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 175.

den Missionen in Bartica Grove und Pomeroon kann man fast buchstäblich sagen: die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen, und wird blühen, wie die Lilien (Jes. 35, 1.). Einer, der vormals mit den Waldprodukten an diesem Fluß Handel getrieben hat, versicherte mich, die Arbeitsplätze, wo dereinst Hunderte und aber Hunderte von Negern beschäftigt waren, seien jetzt mit Indianern angefüllt; die Neger haben den Fluß verlassen, und man finde in diesem Augenblick mehr indianische Arbeiter, als man beschäftigen könne. Vom Fluß aus sind die Indianer auch bis an die Küste gekommen, und wie mir kürzlich ein Beamter gemeldet hat, verrichten sie dort ihre Arbeit zur vollen Zufriedenheit." — Im folgenden Jahr, als die Indianer mit ihrem Geschäft am Waramuri, wo ein Missionsposten errichtet werden sollte, fertig waren, gingen 60 Mann alsbald von der neuen Mission hinweg, um eine Zeit lang an der Küste zu arbeiten und Geld zum Ankauf von Kleidungsstücken für sich und ihre Familien zu verdienen. Denn der Indianer, der auch nur Einmal eine Kirche besucht hat, fühlt augenblicklich, daß er sich anständig kleiden muß, oder sich nicht mehr da sehen lassen darf.

Das erste europäische Kleidungsstück, das der wilde Waldmensch sich anschafft, ist gewöhnlich ein Hemd. Dieß trägt er, bis es ihm fast vom Leibe fällt; dann kauft er ein neues und zieht es über das alte an, wenn er in der Kirche erscheinen will. Es kommt nicht selten vor, daß das neue kürzer ist, und die Fetzen des alten darunter herabhängen. Ein Karibe begnügt sich zuweilen mit einer Weste, und trägt unter derselben sein indianisches Kleidungsstück. Nach und nach aber kommt es so weit, daß er vom Kopf bis zum Fuß gekleidet ist. — Wenn die Frauen des Waldes, deren einziger Anzug aus Glasperlen nebst einigen silbernen Zierrathen und Jaguarzähnen bestand, anfangen, auf eine anständigere Kleidung zu denken, so sehen sie mehr auf die Menge, als auf den Geschmack. Die Karibenfrauen konnten sich Anfangs nicht genug Kleider anlegen. Nur das Gesicht, die Hände und die bloßen Füße waren sichtbar, alles Uebrige war mit einem verwirrten Haufen gedruckten Kattun's, Halstücher u. dergl. von den schreiendsten Farben und Mustern bedeckt. Das ihnen eigne Wohlgefallen an Schmucksachen warf sich auf große Ohrringe und Zierrathen von irgend einer Art von Tomback oder Semilor. „Ich war einmal", sagt der Missionar, „genöthigt, einige leise Bemerkungen darüber zu machen; und am folgenden Sonntag waren, mit Ausnahme eines einzigen Paares, sämmtliche Ohrringe verschwunden".

Der Einfluß des Christenthums zeigt sich bei den Indianern am Pomeroon in allen Beziehungen, namentlich auch in der Behandlung des weiblichen Geschlechtes, die früher eine sehr harte war, in einem anständigen Verhalten, in Mäßigkeit und Enthaltsamkeit von berauschenden Getränken, in Verwerfung des heidnischen Aberglaubens und Zauberwesens. Einige der ersten Bekehrten waren ehemalige Zauberer oder Piaimänner. Zwei von ihnen am Pomeroon hatten ihre Klappern zerbrochen, ehe sie sich an die neue Religion anschlossen; andere übergaben sie den Missionaren zum Zeichen ihrer aufrichtigen Sinnesänderung. Einige davon wurden in der Missionsschule aufgehängt, um sie der Verachtung der jungen Leute preiszugeben; die andern wurden nach England geschickt. Die christlichen Indianer beten miteinander, wenn einer krank ist, und schicken nach ihrem Missionar, statt den Zauberer zur Beschwörung des Yarahu kommen zu lassen.

„Vor einigen Jahren", erzählt Missionar Brett, „verloren wir einen unserer tüchtigsten Bekehrten durch den Biß einer Labariaschlange. Er hieß Hendrik Yanke. Während er ein wildes Thier im Wald verfolgte, trat er auf die Schlange, ohne es zu bemerken, und augenblicklich verwundete sie ihn mit ihren Giftzähnen. Ich sah ihn drei Tage nachher: er lag in folternden Schmerzen, sein Fuß, sein Bein und die ganze rechte Seite waren entzündet und zu einer ungeheuren Größe angeschwollen. Er erzählte, er habe die Schlange erschossen, sobald er den Biß fühlte; dann sei eine schwarze Wolke über seine Augen gezogen. Nach einiger Zeit hatte er sich so weit erholt, daß er nach seinem nicht weit entfernten Hause kriechen konnte. Nachdem er so lange am Leben geblieben war, dachte er, er könnte wieder davon kommen, drückte aber dabei seine Ergebung in den Willen Gottes aus. Wirklich erholte er sich scheinbar und konnte wieder umhergehen; allein sein Blut war ganz vergiftet, und bald sank er wieder zusammen. Er suchte ärztlichen Beistand, aber ohne Erfolg. Auf beiden Seiten des Rückgrats bildeten sich große Abscesse, und nicht lange, so traten die Zeichen der herannahenden Auflösung hervor. Er kam nun auf die Station, wo man ihm allgemein große Theilnahme bewies. Seinen Glauben an Christum und seine Unterwerfung unter den Willen Gottes sprach er auf erfreuliche Weise aus, obgleich bei'm Blick auf seine kleinen Kinder die Thränen in seinen Augen standen. Acht Monate, nachdem er gebissen worden, starb er. Ein Bambusgebüsch an der Rückseite des Hügels wurde zum Begräbnißplatz ausersehen; einer der ersten, welche hier beerdigt wurden, war der arme Hendrik. Oben am Grabe errichtete sein Bruder einen Pfosten von hartem Holz mit den Anfangsbuchstaben H. Y. — Mehrere andere christliche Arawakken sind dort begraben, auch Jane, ein schönes kleines Karibenmädchen, eine unsrer besten Schülerinnen. — — Die Auftritte aber, die wir an diesen Gräbern beobachteten, haben uns hinreichend überzeugt, daß das Herz des rothen Mannes, sobald es von der erkältenden Macht abergläubischer Furcht befreit ist, ebensogut zarter Empfindungen fähig ist, als das des weißen."

In Bartica Grove wuchs mittlerweile die Bevölkerung und bot im Ganzen ein liebliches Bild von dem umwandelnden Einfluß des Evangeliums dar; die Schulen waren im Steigen und die Kinder machten Fortschritte, was selbst unparteiische Reisende bezeugen mußten, wie der schon im August 1840 daselbst eingekehrte Bernhard Ries.*) „Ich hatte," sagt derselbe, „Gelegenheit gehabt, in England, Frankreich und Deutschland mit den Schulanstalten näher bekannt zu werden, und lasse mich nicht leicht täuschen durch ein Sonntagsgewand, das man für eine kurze Zeit anzieht. Meine Erfahrung hat mich in den Stand gesetzt, ein Urtheil abzugeben; und ich versichere, daß Herrn Bernau's Schule, hinsichtlich ihres beabsichtigten Zweckes religiöser Bildung und Erziehung, wie man sie in der bürgerlichen Gesellschaft fordert, keiner ähnlichen Anstalt in Europa nachsteht. Herr Bernau hat das Verdienst, die Kinder der Indianer, die, als sie zu ihm kamen, nur Eine Stufe über den unvernünftigen Thieren standen, zu wohlerzogenen Christen umgebildet zu haben u. s. w." Gleiches Lob ertheilte später der gelehrte Reisende Schomburgk, der am Christfest der Taufe von 18 Erwachsenen in Bartica Grove, denen Tags darauf 6 Kinder folgten, beiwohnte und durch ihren Anstand und ihre Antworten sehr befriedigt, auch bei der Schulprüfung anwesend war, der Station und ihrer gesammten Einrichtung, besonders auch den Schulen. „Ich habe," sagt er schließlich, nur den aufrichtigen Wunsch auszudrücken, daß ähnliche Anstalten auch in andern Theilen Guiana's gegründet werden, und dieselbe Hülfe den

*) Calwer Monatsblatt 1845, p. 169.

Resten der Ureinwohner innerhalb des britischen Eigenthums dargeboten werden möchte, wodurch ihr nachwachsendes Geschlecht weit über ihre gegenwärtige religiöse Unwissenheit erhoben werden würde. Dieß ist der einzige Ersatz, welchen ihnen England für den Verlust ihres Landes und für das Elend, das die Europäer ihnen zugefügt haben, anbieten kann." — Bernau selbst schreibt von Bartica Grove unterm 14. März 1845*) nach Basel:

„— — Zwar sind es nicht die vielen Tausende Ostindiens, noch auch die dicht bewohnten Gruppen der Südsee, an welche unser Ruf ergeht; nein, es ist nur ein Ueberrest von einst mächtigen Nationen, und nun zerstreut und einsam umherirrend, ein Fremdling im Lande seiner Väter. — — Doch wer kann dieses Verhängniß über die Ureinwohner Amerika's ergründen? wer die Gründe erläutern, nach welchen ein gerechter Gott die Welt regiert? Mir gebührt es nicht; sondern nur treu zu sein in dem, was der Herr mir anvertraut. Unsere Gemeine beläuft sich auf beinahe 100 Personen, die sich monatlich um den Tisch des Herrn sammeln, während 50 andere sich auf die Taufe vorbereiten. Der Charakter des Indianers ist langsam im Handeln, und, ehe er überzeugt ist, sehr zurückhaltend und nicht selten argwöhnisch. Hat er sich aber überzeugt, oder ist er vielmehr durch die Gnade seines Gottes überzeugt von der Wahrheit, so ist sein Fortschreiten nicht so unterbrochen oder heuchlerisch, als es bei andern Nationen nicht selten der Fall ist. Freilich sind die Bekehrten auch manchen Schwachheiten unterworfen und machen sich oft mancher Fehler schuldig; doch ist dieß nicht sowohl einem bösen Zustand ihres Herzens, als vielmehr ihren Gewohnheiten und Sitten zuzuschreiben. — Unsere Schulen sind ermunternd und lassen hoffen, daß der gute Same seiner Zeit Früchte tragen wird. — Die Knabenschule zählt 48 Kinder verschiedener Stämme, von welchen 35 als Waisen von der (Miss.) Gesellschaft gekleidet und beköstigt werden. Nach zurückgelegtem 13. Jahre verlassen sie die Schule, um in der 70 englische Meilen entfernten Stadt Georgetown ein Handwerk zu erlernen. Andere gehen ihren Eltern zur Hand, und es ist erfreulich, die Rückwirkung, welche sie dadurch ausüben, wahrzunehmen. Während der Schuljahre ist es mir besonders angelegen, sie zur Thätigkeit, vorzüglich im Ackerbau und Gartengeschäft, zu ermuntern und anzuleiten; und auch hierin gelingt es uns über Erwarten. In Verstandesgaben sind sie nicht zurück; insbesondere aber zeigt sich eine vorherrschende Neigung zur Nachahmung in mechanischen Dingen; weshalb sie sehr bald eine gute Hand schreiben lernen. In der Rechenkunst aber hält es etwas schwer, und selten überschreiten sie die Regel-de-tri; doch ist dieses auch nicht nothwendig für ihr künftiges Leben. — Die Mädchenschule zählt 42 Kinder, von denen 25 als Waisen ebenfalls auf Kosten der Gesellschaft erzogen werden. Wie gewöhnlich in dergleichen Schulen werden sie in das Hausgeschäfte eingeleitet, um zu ihrer Zeit als Frauen und Mütter, denen der Schlüssel zu den Herzen der Kinder anvertraut ist, solche zu erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn. — Noch ist eine andere Schule mit dieser Station verbunden, in der etliche 20 Kinder, meistens Halbweiße, Unterricht empfangen. — Unsre Station Warraputa (Warraporta), mehr im Innern des Landes, wird wahrscheinlich aufgegeben werden, indem es scheint, das Klima sei sehr ungesund. Herr Christian, der kürzlich dorthin gesandt wurde, ist erkrankt und wird vielleicht nach Europa zurückkehren müssen". —

Leider erging es Bernau nicht besser, und Anfangs 1846 mußte er seiner geschwächten Gesundheit wegen Bartica Grove verlassen und sich nach Europa begeben. Während er sich daselbst befand, forderte die Mission in Guiana ein neues Opfer, indem im Jahre 1847 der gleichfalls von Basel ausgegangene Missionar Meier**) in Komaka, etwa

*) Basler Missions-Magazin 1845, IV. 13 ff.
**) cf. Basler Heidenbote, 1848, p. 33 ff.

40 Stunden von Neu-Amsterdam stromaufwärts, wo er, wie beim Manaka-Bach, mit seiner treuen Gattin Susette unter den Indianern das Werk des Evangeliums trieb, vom Herrn zur ewigen Ruhe gerufen ward.

Johannes Meier war aus dem schweizerischen Dorf Ostringen im Kanton Aargau gebürtig. Er hatte von dem Jammer der Heiden gehört, und wollte gern Alles verlassen, um ihnen das Evangelium zu bringen. Nachdem er sich in der Stille des Missionshauses zu Basel vier Jahre lang vorbereitet, begab er sich zunächst nach England, und als er hier in London war und alle die Herrlichkeit der Reichen und Vornehmen sah, da wurde sein Herz tiefbewegt, und er machte mit dem Heiland einen Bund, in welchem er zu Ihm sagte: „Lieber Herr Jesus, ich begehre nichts von der Pracht und Eitelkeit dieser Welt. Mein einziger Wunsch ist, daß ich Dir möge ähnlich werden und daß ich Dir etliche Seelen aus den unglücklichen Heiden dürfe zuführen. Wenn nur Du, lieber Heiland, mir versprichst, daß Du mit mir sein wollest auf allen meinen Wegen, und daß Du mich ernähren und kleiden wollest, so will ich gerne im Uebrigen ganz arm sein und gar nichts haben, und nur auf Dich trauen, daß Du mich versorgest. Auch will ich gerne hingehen, wohin Du mich sendest, und wäre es auch in die traurigste Einöde, wo noch verlassene Heidenseelen zu retten sind. Ja, ich will gerne von aller Welt vergessen sein, wenn nur Du, o mitleidiger Jesus, bei mir bist." — Als er nun diesen Bund gemacht hatte, wurde ihm überaus wohl im Herzen, und er fühlte innerlich, wie der Heiland sein Ja dazu sage. Darnach ging er im Jahre 1840, ohne von einer Missionsgesellschaft unterstützt zu sein, im Glauben und festen Vertrauen, daß der Herr ihn ernähren und kleiden werde, zu den Indianern Guiana's, wohin sein Herz ihn zog, und begann mit seiner trefflichen Gattin die schwere Arbeit zunächst an dem Stamme der Arawakken. In dem Dorfe Komaka am Berbice-Strom fand er einen Indianer, der in Neu-Amsterdam etwas Englisch gelernt hatte und ihm nun als Dolmetscher diente. Durch ihn ließ J. Meier den Leuten sagen, er wolle gern bei ihnen bleiben und ihnen zeigen, wie man selig werden könne, und obschon die Indianer dem Fremdling nicht recht trauten, lenkte doch Gott ihre Herzen, daß sie ihm zu bleiben erlaubten und ihm eine Hütte bauten, in welche er mit seiner Gattin und seinen wenigen Habseligkeiten einzog. Hier in der einsamen Wildniß erneuerte er in der ersten Nacht, die er in seiner Hütte zubrachte, jenen in London mit dem Herrn geschlossenen Bund, und empfahl sich und seine Gattin in die treue Obhut und Pflege seines himmlischen Vaters. Fortan hatte er nur eine Sorge, die Indianer zu bekehren, deren Sprache zu erlernen er mit Eifer sich bemühte, denen er, sobald er einige Sätze darin stammeln konnte, überall nachging und vom Heiland ihnen erzählte. Davon schreibt er denn selber im Februar 1847: „Herumreisen und Predigen war mein hauptsächlichstes Werk, wobei es sehr vieles zu erdulden gab, was besonders auf meine Gesundheit nachtheilig wirkte. Ich mußte z. B. oft auf heißem, ja auf glühendem Sande mit bloßen Füßen und unter brennender Sonnengluth wandeln, oft aber im Wasser bis zu den Knieen, oder auch bis zum Leibe und Halse, und dann in der Nacht war ich ohne Decke. — Dabei giebt es so viele beschwerliche Dinge, wovon man in Europa nichts weiß. Da giebt es sehr viele kleine Mücken, die Einem in Mund, Nase und Augen fliegen, daß man oft wie blind wird und böse Augen bekommt. Auch giebt es, was wir Tschigo nennen, ganz kleine Insekten, die graben sich in den Fuß und legen da Eier, aus denen Junge hervorkommen. Hier leben sie vom Safte zwischen dem Fleische und der Haut, was nicht geringe Schmerzen verursacht, bis man sie aus dem Fleisch und der Haut herausgenommen hat, wo man oft gegen 100 solcher Eier zu tödten hat. Thut man letzteres nicht, so kann man gar nicht schlafen vor Schmerzen. Meine Füße sind oft so wund, daß ich keine Schuhe tragen kann, sondern barfuß gehen muß. Soll ich noch mehr sagen von den Stechfliegen, den Ameisen, die uns oft aus unserer Hütte vertreiben, dem Muskitowurm, den Sandfliegen, der Fußkrätze, den Schlangen, Scorpionen, Holzschleichern, den Tigern, der Sonne und dem Mond, wie sie uns in diesem Lande zusetzen? Kürzlich kam ein Tiger mehrere Mal zu unsern Hütten und tödtete einen Hund und ein Huhn; auch wollte er das Kind eines Indianers, das in einer Hängematte lag, ergreifen, aber er wurde von einem unserer bekehrten Indianer erschossen, und nun dient seine Haut meinen

lieben Kindern zu einem Bette. — Wir haben nun ein kleines Haus gebaut, wie die Indianer es haben, und darin wohnen wir und halten unsere gottesdienstlichen Versammlungen mit den Indianern. Da ist aber kein gemachter hölzerner Boden, kein Glasfenster, kein Hausgeräthe, außer was wir etwa selbst mit unsern Händen roh zu machen im Stande sind. — Doch ist dieß durchaus kein besonderer Grund, daß wir nicht glücklich uns fühlen könnten, sondern eher das Gegentheil." — Binnen 6 Jahren durfte J. Meier 45 Heiden taufen, und diese neubekehrten Indianer, für welche er auch Stücke aus der heiligen Schrift in ihre Sprache übersetzte und ebenso ein kleines Liederbüchlein verfertigte, waren ihm gar lieb. Sie bildeten zwei Gemeinden an verschiedenen Plätzen, in Komaka und 40 Stunden davon am Manaka-Bach, zwischen denen er nun auf dem Berbice-Flusse immer hin und her reiste, um bald da, bald dort das Evangelium zu verkünden. An jedem Ort blieb er allemal zwei Sonntage, wo er dann jeden Abend seine lieben Brüder, wie er die bekehrten Indianer nannte, zu Gebet, Lesen und Betrachten des Worts, und jeden Sonntag zum Abendmahl um sich versammelte. Auch besuchte er meist jeden Monat die von Komaka entfernten Gläubigen in verschiedenen Gegenden. Da sagt er denn in seinem letzten Briefe, den er auf Erden geschrieben: „Es däucht mich oft, ich könne mich mit dem Erzvater Jakob vergleichen. Nach langer und mühevoller Arbeit in der Hitze des Tages und in der Kälte der Nacht bin ich durch den Herrn zwei Heere oder vielmehr zwei Heerden geworden; aber über dem Ringen und Mühen in und für Gott ist meine natürliche Kraft zu Grunde gegangen, wie Jakob's Hüfte; aber genug, daß mich der Herr gesegnet hat". — Durch seine unermüdlichen Arbeiten, Reisen und Leiden, namentlich aber durch die Sonnenhitze in jenem Lande wurde allmälig seine sonst starke Gesundheit ganz gebrochen. Er litt namentlich viel an furchtbaren Kopfschmerzen. Im August des Jahres 1847 machte er noch eine Reise nach der Stadt Neu-Amsterdam, um dort ein Boot voll Lebensmittel zu holen, wozu ihm der treue Gott durch einen lieben Freund in England gerade ein wenig Geld hatte zukommen lassen. In der Stadt mußte er drei Tage fieberkrank auf dem Bett liegen, konnte aber doch noch wieder zu seinen Indianern zurückkehren. Hier sagte er zu seiner lieben Gattin, er werde wohl nicht mehr lange hienieden leben. Am Samstag ging er noch eine Stunde weit, um gläubige Indianer zu besuchen. Am Sonntag Morgen bekam er heftiges Erbrechen bis auf's Blut, und dann Fieber; am Montag war er besser. Am Dienstag, den 1. September, trat das Erbrechen wieder ein, wobei er sagte, er könne es wegen der Hitze kaum aushalten: sobald es kühler sei, werde es aber besser werden. Um drei Uhr wünschte er sich in die Hängematte zu legen; als er aber sich hineinlegen wollte, fing sein Körper an zu sinken, während sein Haupt und die Arme auf der Hängematte ruhten. Seine Gattin glaubte, es wäre nur eine Schwäche, und wollte ihn mit Hülfe eines Indianers zum Bette zurücktragen; aber wie sie ihn aufnahmen, verschied er in ihren Armen. Das war das sanfte, selige Ende dieses treuen Knechtes des Herrn; seine tiefgebeugte, gläubige Gattin aber schloß das Schreiben, worin sie einem Freunde seinen Hingang anzeigte, mit den schönen Worten: „Gottes Wort war seine Richtschnur in allen Dingen, war es nun für ihn oder wieder ihn; er hatte richtig gewandelt und ist zum Frieden gekommen. Doch was ich auch sagte, ich meine nicht zu klagen; meine Seele trauet auf meinen Gott, der mir hilft und der bis hieher geholfen und der Gleiche ist in Ewigkeit. Diese 8 Jahre, seit ich meine irdische Vaterstadt verlassen, vertrauend auf den lebendigen Gott und sein Wort, begleitend einen Knecht Gottes, welcher durchdrungen war von der Liebe Gottes, diese 8 Jahr kann ich mit vollem Herzen sagen: Wie soll ich dem Herrn vergelten für alle Wohlthaten, die Er an mir gethan hat? Nie hatte ich Ursache zu bereuen, nach dem Worte Gottes im Glauben gehandelt zu haben; was ich dahinten gelassen, habe ich hundertfältig empfangen (aber auch nach dem Worte Gottes mit Verfolgung) mit solchem Segen und Frieden Gottes, für welchen ich keine Worte habe".

Missionar Bernau ging*) nach 1½jährigem Aufenthalt in Europa, wo er zu Basel verweilte, gestärkt wieder zu seinen Indianern in Bartica

*) cf. Basler Heidenbote 1847, p. 61.

Grove, wo er 1848 ankam. Da fand er freilich viel wieder nachzuholen und aufzurichten, was während seiner zweijährigen Abwesenheit vernachlässigt war,*) und der ihm von England aus zugesandte Missionar Lohrer, gleichfalls in Basel gebildet, ward ihm, doch leider nur kurze Zeit, ein willkommener Gehülfe. J. J. Lohrer, von Thuningen in Würtemberg, war geboren am 13. September 1821, trat in das Missionshaus zu Basel im August 1841, ging dann im Sommer 1846 nach London, um in die Dienste der kirchlichen Missionsgesellschaft zu treten, und wurde im Jahre 1848 nach Bartica Grove bestimmt, um dort in Gemeinschaft mit Bernau zu wirken. Er kam im December an**) und war, obwohl durch öftere Fieberanfälle vielfach angegriffen, ununterbrochen thätig in seinem herrlichen Beruf. Seine Liebe zog die Heiden an, und sein Ernst und Eifer gewannen Manche für Christum. Im Januar 1853 ging er, weil seine Gesundheit einer Luftveränderung bedurfte, ohne Weib und Kind nach Georgetown an der Meeresküste, kam aber schon fieberisch an. Am Samstag, den 8. Januar, wurde er ernstlich krank, und am Montag schon nahm ihn sein Herr zu sich. „Alles ist recht und gut; nichts könnte ich anders wünschen" — das waren seine letzten Worte. Seine edle Gattin eilte auf die Nachricht von seiner Erkrankung unter dem heftigsten Regen im Boote den Fluß herab, traf ihn aber nicht mehr am Leben. Ein Freund schreibt über sie: „So eben habe ich unsere Schwester verlassen, tief darnieder geschmettert von ihrem Verlust; aber Sie wissen, sie ist eine Frau des Gebets und in der Schule Christi wohl geprüft; und der, welcher den Nordwind mäßigt für das frisch geschorene Lamm, ist auch mit ihr. Jetzt, da sie es mit Wirklichkeiten zu thun hat, erprobt sich auch die Kraft und Wahrhaftigkeit ihres Glaubens." —

Die Mission am Pomeroon befand sich Ende 1850 in einem blühenden Zustand. Die Zahl der getauften Indianer war schon recht ansehnlich, auf der Schulliste standen 68 Kinder, und die Sonntagsschule war von Erwachsenen und Kindern fleißig besucht. Auch auf der Station am Mahaiconi waren 40 bis 60 Kinder in der Schule, und das würdige Benehmen vieler von den ältern Indianern ließ die Missionare hoffen, daß ihre Arbeit daselbst nicht vergeblich gewesen sei in dem Herrn. Leider aber mußte Bernau nach mehrjähriger erneuter Thätigkeit sein Arbeitsfeld in Bartica Grove abermals verlassen, und die Committee der kirchlichen Missionsgesellschaft berichtet***) im Jahre 1854: „Die Mission in Britisch Guiana ist annoch ohne die nöthige Oberaufsicht. Missionar J. H. Bernau war außer Stand, auf sein Missionsfeld zurückzukehren, und die Committee suchte ohne Erfolg nach einem Missionar, der seinen Posten einnähme. Sie hat jedoch einen Geistlichen an Ort und Stelle veranlaßt, monatlich dort einen Besuch zu machen, und ein eingeborener Lehrer wird zu uns gebracht werden, um für den geistlichen Stand dort vorbereitet zu werden." So arbeitet denn jetzt in Britisch Guiana auf 1 Station 1 europäischer Lehrer, 1 europäische Lehrerin,

---

*) Basler Missions-Magazin 1850, II. p. 25.
**) Basler Heidenbote 1849, p. 40.
***) Basler Missions-Magazin 1855, I. p. 116.

1 inländischer Lehrer, bei 72 Communicanten, 2 Schulen und 60 Schülern. Wir aber halten uns im Hinblick auf diese Mission an das Wort des treuen Bundesgottes: Seid stille und erkennt, daß Ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden, Ich will Ehre einlegen auf Erden. — Der Herr Zebaoth ist mit uns, der Gott Jakob's ist unser Schutz, Sela. Ps. 46, 11. 12.

Anhang.

Die Patagonische Mission.

Missionsfreund, herausgegeben von Ahlfeld, 1852, p. 87 ff.
Goßner, die Biene auf dem Missionsfelde, 1852, p. 60; 1855, p. 40; 1857, p. 19.
Evangelisch-lutherisches Missionsblatt, 1855, p. 210 ff.
Basler Missions-Magazin, 1849, III. 199; 1850, II. 293; 1852, II. 136; 1854, III. 86; IV. 18.

Ganz und gar versäumt war bisher das große Land Patagonien, südlich vom Vorgebirge Corientes, ein Gebiet, das von der Laplata-Republik bis zur Magellansstraße in einer Länge von 420 Stunden hinabreicht. Die ganze Ostküste, selbst in der Nähe der großen und wasserreichen Flüsse, läßt nur selten einen Baum erblicken, und die Ebenen sind öde, trostlose Steppen, auf denen besonders viele Pferde und Straußen sich tummeln. Das Klima ist sehr gesund, aber für die Erzeugnisse des Bodens sehr ungünstig, weil es zu selten regnet. An der Westküste, von welcher sogleich die Anden beginnen, ist der Himmel selten heiter, indem ein dichter Nebel dieselbe fast immer bedeckt. Europäer haben sich nirgends niedergelassen, doch suchen sie emsig die See-Elephanten an der Küste, aus deren Speck Thran bereitet wird. Die Bewohner des Landes, die Patagonier, von den Spaniern Serrano's, Bergbewohner, genannt, nennen sich selbst Tehuelhets und theilen sich, über 100,000 an der Zahl, ebenfalls in mehrere Stämme mit verschiedenen Sprachen. Sie sind stark und wohlgenährt, über 5 Fuß hoch, von straffen Muskeln und festem Fleisch. Ihr Gesicht ist rund, etwas platt, die Augen sind lebhaft, die Zähne sehr weiß. Ihr langes schwarzes Haar tragen sie über dem Wirbel festgeheftet. Ihre Hautfarbe ist kupferbraun, bei den Weibern etwas heller. Der Anzug der Männer besteht in einem um den Körper geworfenen Rock von Thierfellen, ohne Aermel, der mittelst eines Gürtels um den Leib gebunden wird. Wenn sie zu Pferde sitzen, haben sie öfters lange Stiefel an von der Haut eines Pferdebeins, die ganz abgezogen und so mit dem Huf an die Füße angelegt wird. Gesicht und Körper bemalen sie mit bunten Linien, auch schmücken sie sich mit Ringen, Armbändern und Glaskorallenschnüren. Die Kleidung der Frauen ist ziemlich dieselbe. Ihre Hauptwaffe ist die Kugelschleuder, zwei runde Steine, welche durch starke Riemen verbunden und netzförmig damit eingefaßt sind, doch haben sie auch noch Lanzen, Bogen und Keulen. Als umherirrendes Jägervolk nähren sie sich von dem Fleische der wilden Lama's, der Pferde, des Straußes und anderer Thiere. Das Pferd ist ihnen Alles, und ihre Wohnung macht höchstens ein leichtes Zelt von Häuten oder Binsen aus. Das ganze Hausgeräth darin besteht

aus einigen Fellen zum Schlafen, einem alten Beutel von Haut verfertigt, einer Schüssel, auch von Haut gemacht, zum Trinken, und vielleicht einigen kleinen Steinen, worauf sie das Fleisch rösten, sowie einem Bündel spitziger Stäbe, die zum Trocknen der Häute gebraucht werden. Die Patagonier sind sehr räuberisch, tapfer und kriegerisch, dabei aber entsetzlich träge und in Armuth, Unwissenheit und Rohheit versunken. Sie haben nur dunkle Begriffe von einem guten Geist; weit mehr fürchten sie Gespenster aller Art und vornehmlich den bösen Geist, den sie als einen großen, schwarzen Mann beschreiben, welcher in den Einöden umherschweift, jedes Wort und jede Handlung der Menschen kennt und nach ihrer Aufführung das Wetter einrichtet, auch Krankheiten, Hungersnoth und anderes Unglück verursacht. Dem Todten geben sie, damit sein unzufriedener Geist nicht wiederkehre und sie plage, sein bestes Pferd, seine Lanze u. s. w. mit ins Grab. Bei manchen Stämmen wird der Mann sowohl als sein Pferd einbalsamirt, geräuchert und getrocknet, dann in den Wald getragen und mit Baumzweigen bedeckt; bei andern werden die Verstorbenen beerdigt, das Pferd aber an den Leichenhügel angebunden und seinem Schicksal überlassen. — Im Jahre 1833 hatten die nordamerikanischen Missionare Arms und Coan den Auftrag, die Thunlichkeit einer Mission in Patagonien zu untersuchen, hielten sich zehn Wochen lang unter den Wilden auf und fanden gastliche Aufnahme. Aber sie konnten nur Pferdefleisch und Straußeneier zur Nahrung bekommen, und der ganze Aufenthalt war überhaupt mit so großen Mühseligkeiten verbunden, daß sie selbst muthlos nach Hause zurückkehrten, und sich auch bis jetzt noch Niemand gefunden hat, der sein Leben in die Hand gelegt und diesem Volke den Fürsten des Lebens gepredigt hätte.

Südlich von Patagonien, an der äußersten Spitze von Südamerika, durch die Magellansstraße von dem Festland getrennt, liegt eine Gruppe von drei großen und vielen kleinen Inseln, von Osten nach Westen 150 Stunden lang und 70 Stunden breit, deren unregelmäßige, zerrissene Formen, hohe und steile Felsenküsten und in wilder Verworrenheit sich aufthürmende Gebirge die Spuren ihres vulkanischen Ursprungs deutlich erkennen lassen, davon sie auch den Namen Feuerland bekommen haben. Das Klima derselben ist nicht so kalt und schrecklich, als es früher geschildert wurde; Labrador hat viel höhere Kältegrade und ist viel öder. Es giebt hier noch Wälder, und Hunde und Füchse, ja Hirsche und Rehe bewohnen das Festland, die Küste aber ist reich an Seevögeln, Gänsen und Enten, das Meer bietet im Ueberflusse Robben, Seelöwen und verschiedene Muschelarten. Aber Monate lang sind diese Inseln in düstern Nebeln eingehüllt, die wildesten Stürme toben durch ihre Felsenstraßen, wo die beiden größten Meere der Welt sich begegnen, und die Wasserhosen sind in keinem Meerestheile so heimisch, wie hier. Doch haben auch diese Inseln ihre Bewohner an dem stillen Volk der Pescheräh's, sogenannt von dem Wort Pescheräh, womit sie die Fremdlinge begrüßten, dem einzigen, das man von ihnen gehört haben wollte, und das so viel als Freund bedeuten soll. Sie sind von mittlerer Größe, haben eine gelbbraune Gesichtsfarbe, ein breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, eine flache Nase mit weiten Nasenlöchern und einen sehr großen

Mund. Die langen, schwarzen, groben Haare sind bei den Männern durch einen Reif auf dem Kopfe etwas zusammengehalten, um die Schultern hängt die Haut von einem Seelöwen oder Seehund, über den Hüften mit einem Strick aus Seehundsgedärmen festgebunden. Eine Schürze von Federn und ein Stück Seehundsfell, welches über den Knöchel zusammen gebunden ist, um den Fuß, bisweilen auch noch eine Federmütze auf dem Haupt, vollenden den Anzug, Gesicht und Schenkel aber werden mit rothen, weißen und schwarzen Streifen bemalt. Dazu tragen die Frauen um die Hand- und Fußgelenke noch einen sehr kunstvoll aus Fischgedärmen geflochtenen Ring; auch schöne aus Muscheln zusammengereihete Halsbänder dienen als Schmuck. Ihre Hütten, von denen die größten 24 Fuß Umfang und 6 Fuß Höhe haben, bauen sie aus großen Baumzweigen, die mit dem starken Ende in die Erde gesteckt und oben durch Stricke von Binsen zusammen gehalten werden. Der Fußboden ist mit Seehundsfellen bedeckt, in der Mitte aber ein Platz für das Feuer, um welchen herum Bündel trocknen Grases als Betten und Stühle dienen. Der Rauch zieht durch eine Oeffnung oben ab. Etliche Kannen aus Baumrinde, einige Binsenkörbe und ein Beutel zur Aufbewahrung ihrer Farben und Halsbänder bilden den ganzen Hausrath. Fische, Robbenfleisch und Thran machen die hauptsächlichste Nahrung der Pescheräh's aus, die man in mehrfacher Beziehung die Eskimo's des Südens nennen könnte, und was sie von Europäern bekommen oder entwenden konnten, selbst die Talglichter, wurde mit großem Appetit verzehrt, wenn es nur fett war, wogegen sie dem Brode durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnten. Wurfspieße, Bogen und Pfeile von zierlicher Arbeit sind ihre Waffen; ihre größte Kunstfertigkeit aber entwickeln sie im Bau ihrer Kähne, die sie aus Baumrinde geschickt und zweckmäßig verfertigen. Von Obrigkeiten, Versammlungen und überhaupt einer staatlichen Einrichtung hat man bei diesem elenden Volke bisher noch nichts gefunden. Der Mann ist auch hier, wie bei den meisten Heiden, der faule Herr, der, wenn er nicht jagt und fischt, am liebsten am Feuer kauert, während das Weib selbst den Kahn ausbessern, das Ruder führen und überhaupt die schwersten Arbeiten verrichten muß. Weder evangelische noch katholische Reisende haben auch nur eine Spur von Religion oder Gottesverehrung bei den Pescheräh's wahrgenommen. — Schon im vorigen Jahrhundert versuchten die Spanier an der Magellansstraße eine Kolonie zu begründen, nicht um die Eingebornen zu bekehren, sondern um bei ihren Fahrten nach Peru und Chile einen Haltpunkt an der Küste zu haben. Aber sämmtliche Kolonisten sind Hungers gestorben, und noch heute heißt ihr Wohnplatz deshalb der Hungerhafen. Auch die auf den benachbarten Falklands-Inseln gegründeten Niederlassungen haben nie gedeihen wollen. Aber die Liebe des Herrn, die nicht schläft und schlummert, hat auch dem Volke der Pescheräh's einen Freund zu erwecken gewußt, der durch das alles sich nicht abhalten ließ, diese Armen mit der Botschaft des Friedens aufzusuchen und ihnen selbst sein Leben zum Opfer zu bringen.

Allen Gardiner, so hieß der treue Mann, war 1794 in Berkshire, nahe bei Wallingford, geboren; eine frühe Neigung zu Unternehmungen und Abenteuern ließ ihn den Seemannsberuf wählen. Die Saat der

göttlichen Wahrheit, welche entschieden religiöse Eltern in sein Herz ausgestreut, trat bei ihm zuerst wirklich in das Leben, als er bei dem empörenden Götzendienste in einem Tempel in China zugegen war. Ein feuriger Missionseifer war die unmittelbare Folge solcher Bekehrung, welchen er sich bald ernstlich auszuüben berufen fühlte, da er als Lieutenant auf Ihrer Majestät Schiff „Dauntleß“ Augenzeuge von der tiefen sittlichen und geistigen Erniedrigung der Ureinwohner an den Grenzen von Chile und Buenos Ayres gewesen. Gleich nach seiner Rückkehr nach England, 1823—1824, war er bemüht, die Londoner Missionsgesellschaft zu vermögen, sich jener Südamerikaner anzunehmen; und obgleich ihm dieß nicht gelungen, sehen wir doch 13 Jahre später Capitän Gardiner, nachdem er einen Theil der Zwischenzeit auf eine Missionsthätigkeit in Südafrika verwandt hatte, auf seine eigne Hand nach Buenos Ayres gehen, um das Wort Gottes der umnachteten Bevölkerung zu bringen, was jedoch an dem beständigen Kriegszustande zwischen den Einwohnern und den Pampas-Indianern scheiterte. Darauf wandte sich der unerschrokkene Streiter des Kreuzes nach Mendoza, zu den Araucanischen Indianern, im Süden der Grenze von Chile, und nach Valdivia, wo er aber an dem Katholizismus einen noch ärgern Widersacher fand, als ihm das Heidenthum entgegenstellen konnte; weßhalb er nach Patagonien und Feuerland, die er, als jenen Einflüssen entlegen, für die Missionsthätigkeit günstiger hielt, als das verhältnißmäßig civilisirtere Innere, seine Augen richtete. Nach England zurückgekehrt, sprach er darüber auf die eindringlichste Weise in der Schrift: „Ernste Ansprache an die britischen Christen, zu Gunsten der Patagonier“ sich aus, und der Erfolg seiner unausgesetzten Bemühungen war die Bildung der patagonischen oder südamerikanischen Missionsgesellschaft. Im Auftrage derselben, aber auf seine eigenen Unkosten, segelte er am 12. Dezember 1844 in Begleitung des Katechisten Hunt am Bord der Brigg „Rosalie“ nach Patagonien ab. Dieselbe ging am 18. Februar in der Gregory-Bai vor Anker, und das Schiffsvolk unterstützte daselbst die Beiden bei der Errichtung zweier hölzerner Häuser und der Unterbringung ihrer geladenen Vorräthe; worauf das Schiff seine Reise ohne sie fortsetzte. Nachdem sie hier einige Monate das äußerste Ungemach und alle Entbehrung ertragen, beständiger Beunruhigung und Gefahr durch das zügellose und räuberische Wesen der Eingeborenen ausgesetzt, erfuhren sie von einem daselbst einlaufenden spanischen Fahrzeuge, daß entweder Chile oder Buenos Ayres seine Ansprüche auf Patagonien geltend machen würde. Dieß veranlaßte sie, das Erscheinen eines englischen Schiffes zu benutzen und, wiewohl mit schwerem Herzen, den Schauplatz ihrer beabsichtigten Liebesarbeit noch vor deren eigentlichem Beginn wieder zu verlassen. Aber nach einem kurzen Aufenthalt in England begab sich der unermüdliche Gardiner mit einem jungen Spanier, Frederico Gonzalez, im Auftrage der Patagonischen Missionsgesellschaft wiederum nach Südamerika, um sich vor der Gründung einer neuen Station von der Lage der Ureinwohner noch genauer und umfassender zu unterrichten. Die beschwerlichsten Reisen durch ungeheuere Wüsten und Wälder, wo Fieber und Ruhr sie mehr als einmal niederwarfen, bildeten den Hauptinhalt dieser Unter-

nehmung. Capitain Gardiner indessen hielt sich für alle diese Mühen und Leiden mehr als entschädigt durch die Zusage von Schutz und die Erlaubniß zu Missionsversuchen unter den Ureinwohnern, welche er von dem Präsidenten der Republik Bolivia erhielt. Auf seinen Bericht wurde nun von der Committee beschlossen, nicht allein in Bolivia eine Station anzulegen, sondern auch nach Feuerland ein Missionsunternehmen vorzubereiten, dessen Ausführung Gardiner wie zuvor übernahm. Aber seine Bestrebungen scheiterten auch dießmal vollständig an dem Verhalten der Eingeborenen, welche sich nicht nur aller seiner Vorräthe und Habe bemächtigten, sondern ihm und den 4 Seeleuten, welche ihn begleiteten, ohne Weiteres sogar auch noch die Kleider vom Leibe zogen. Die dadurch veranlaßte schleunige Rückkehr, so wie das aus verschiedenen andern Ursachen unvermeidlich gewordene Aufgeben der seit Kurzem erst in Bolivia errichteten Station vermochte indeß Gardiner's Liebe zu den armen Heiden eben so wenig auszulöschen, als seinen Muth niederzuschlagen. Er war überzeugt, die Feuerländer würden das Evangelium annehmen, wenn es ihnen nur erst in ihrer Muttersprache verkündigt würde; und bis ihre Sprache erlernt werden könnte, sollte man, schlug er vor, die nöthigen Vorräthe auf bedeckten Booten behalten, auf welche, vom Ufer entfernt ankernd, man sich im Nothfalle selbst zurückziehen könnte, um vor Belästigungen gesichert zu sein. Diesen Plan aber vermochte die Patagonische Missionsgesellschaft, deren Mittel durch die vorhergehenden fehlgeschlagenen Versuche erschöpft waren, ohne Hülfe nicht auszuführen, und Gardiner legte denselben, deshalb nach Sachsen und nach Edinburg reisend, der Brüdergemeinde und den Missionsgesellschaften in Schottland persönlich vor, welche ihn jedoch sämmtlich, wiewohl höchst ungern, von der Hand weisen zu müssen glaubten. Da wurden von einer christlichen Dame zur Patagonischen Gesellschaft nicht weniger als 7000 Thaler beigetragen, und in Folge dessen alsbald Anstalten zur Ausführung des Unternehmens getroffen. Als Theilnehmer an der Expedition boten sich der Wundarzt Richard Williams von Burslem, und der Lehrer einer Sonntagsschule in London, John Maidment, beide als Katecheten, selbst an, und der Schiffszimmermann Joseph Erwin aus Bristol, so wie die Fischer John Badcock, John Bryant und John Pearce aus Cornwales wurden als erprobt christliche Männer zu Begleitern ausgewählt. An der Spitze stand Gardiner als Führer, dieser treue Bote Christi, der nun zum letzten Male, Vaterland, Familie und Elternhaus verlassend, die Einöden des Oceans überschritt, um nach dem entfernten Schauplatz seines Todes auf dieser schaudererregenden Küste zu gelangen.

Am 7. September 1850 segelten die 7 Boten Christi auf dem Barkschiff „Ocean Queen (Seekönigin)" von England ab. Mit europäischen Lebensmitteln bis zum Juni 1851 versehen, sollten sie zunächst nach der Insel Picton am Beagle-Canal sich wenden, wofern sie aber da sich nicht halten könnten, nach Staateneiland sich zurückziehen. Sie waren dazu mit theilweise überdeckten Booten versehen; im Juni 1851 aber sollten ihnen weitere Nahrungsmittel von England aus über die Falklands-Inseln nachgesandt werden. Glücklich landete die kleine Schaar am 5. December 1850 auf der Pictoninsel. Von hier schrieb Gardiner an

die Committee: „Ich weiß, wir werden bei Ihnen unvergessen sein, so oft Sie dem Throne der Gnade nahen; das giebt mir Trost und Kraft. Und wenn wir diese verlassenen Indianer ansehen und bedenken, daß sie sowohl wie wir zum ewigen Leben bestimmt sind, so brechen unsre Herzen über ihnen, und wir fühlen uns willig, zu opfern und geopfert zu werden in dem Dienste, ihnen das Evangelium der Gnade in ihrer eignen Sprache zu verkündigen. Mein letztes Wort an Sie ist: Betet für uns!" — Das war der erste und letzte Brief, der von diesem Boten des Friedens einging. Die mitgenommenen Lebensmittel wurden ihnen zum Theil geraubt von denen, die sie zu segnen gekommen waren, zum Theil verdorben von der Fluth. Ihre Boote zerschellte zum Theil der Sturm nach einigen Wochen; die bestellten und heißersehnten Lebensmittel blieben aus, weil keine Gelegenheit vorhanden war, sie ihnen zukommen zu lassen, ungeachtet an den verschiedensten Hafenorten, wie Liverpool, London, Bristol, Swansea, Plymouth, Portsmouth, Boston, New-York, Montevideo und Valparaiso Erkundigungen eingezogen wurden. So waren sie von aller Welt verlassen, nur der Herr und ihr Glaube an Ihn ist ihnen geblieben.

So schrieb am 8. Mai 1851 Gardiner in sein Tagebuch: „Süßen Frieden haben, deren Sinn fest gegründet Auf dem zu Zion gelegten Felsen steht; Keine ängstlichen Sorgen stören ihre Ruhe, Welche irdischen Uebel ihnen auch begegnen, Mitten im Sturme sind sie heiter vor Anker; Ihre Seelen sind in Geduld gefaßt. — Dessen Kinder, deß wachsames Auge Der Raben wahrnimmt, wenn sie schreien, Was brauchen sie zu fürchten oder Böses zu ahnen? Sie wissen, ihre Haare sind alle gezählt, Und auch herabfallen kann nicht der geringste Sperling Ohne ihres Vaters unumschränkten Willen. — Komme denn, was will, demüthig werden wir's erwarten; Noch nie verzog sein Arm, bis es zu spät war; Seine Verheißung wird nicht, kann nicht fehlen. So schwarz auch die Nacht, Der Morgen wird heranbrechen; Sein Eigenthum wird der Herr nicht verlassen; Die Gebete des Glaubens werden doch obsiegen, Und die Prüfung wird uns süß dünken, Die uns wartend zu seinen Füßen legte". —

Bis zum 22. Mai (1851) reichten ihre Lebensmittel; von da ab erlaubten sie sich nur so viel zu genießen, als das Leben unabweislich erfordert. Am 11. Juni stirbt John Badcock, als der erste dieser treuen Schaar, nachdem der Scharbock bereits unter ihnen ausgebrochen, und sie in einer Höhle bei Spanierhafen hatten Zuflucht suchen müssen, aus welcher die Fluth sie wieder vertrieb. Am 4. Juli haben sie noch: „eine halbe Ente, ein Pfund Salzfleisch, ein Pfund Thee, ein Quart Reis, zwei Tafeln Chocolade, vier Quart Erbsen und — sechs Mäuse", die als Leckerbissen verzehrt wurden. Alles irgend Genießbare wird gegessen. Am 22. Juli haben sie nur noch Muscheln und das Moos vom Felsen, das sie zu Gallert einkochen. Damit fristen sie ihr Dasein noch bis zum 23. August, da entschläft Erwin, der Zimmermann, und am 24. August Bryant, der zweite Fischer. Beide werden in Einem Grabe begraben. Die kleine Schaar, nur noch aus 4 Personen bestehend, ist um $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen von einander getrennt. Denn Williams und Pearce verließen die Uebrigen, um irgendwo Nahrung zu suchen; ihre todten Körper wurden später in einiger Entfernung am Coockfluß gefunden. Gardiner und Maidment sind allein übrig; letzterer starb in den ersten Tagen des September. Am 3. September schreibt Gardiner in seinem — später aufgefundenen — Tagebuche:

„Herr Maidment war gestern so schwach, daß er bis Mittag nicht aufstehen konnte. Seitdem habe ich ihn noch nicht wieder gesehen und daher auch nichts genossen. Ich kann nicht auf und weiß nicht, ob er noch im Leibe ist, oder in der beseligenden Nähe des gnädigen Gottes, dem er so treu gedient hat. — Gepriesen sei mein himmlischer Vater für die mannigfache Gnade, die ich genieße, — ein bequemes Lager, kein Schmerz, kein Nagen des Hungers, obgleich außerordentlich schwach. — Aber ich bin durch seine reiche Gnade in völligem Frieden, erquickt durch das Gefühl der Liebe meines Erlösers, und durch die Versicherung, daß es Alles weise und gnädig gefügt ist; und ich bete, daß ich den vollen Segen empfangen möchte, welchen es mir ohne Zweifel bringen soll. Meine Sorge ist alle auf Gott geworfen, und ich warte nur seiner Zeit und seines gnädigen Wohlgefallens, mit mir zu handeln wie es Ihm recht dünkt. Ich lebe nun oder ich sterbe, sei es nur in Ihm. Ich befehle meinen Leib und meine Seele in seine Obhut, und bete flehentlich, daß Er meine theure Frau und Kinder unter den Schatten seiner Flügel nehmen, sie trösten, behüten und stärken wolle und sie heiligen durch und durch, damit wir in einer lichteren Welt mit einander preisen möchten und anbeten die Gnade dessen, der uns erlöset hat mit seinem theuren Blute und uns wie Brände aus dem Feuer gerissen, damit wir die Kindschaft erlangten und Erben würden seines himmlischen Reiches. Amen". — Und einen Tag später schreibt er weiter: „Es ist nun kein Zweifel mehr, daß mein theurer Mitarbeiter seiner irdischen Mühsal entnommen ist und vereinigt mit der Gesellschaft der Erlösten in der Gegenwart des Herrn, dem er bis an's Ende gedient hat. Unter diesen Umständen war es eine gnädige Fügung, daß er das Boot (dieß stand auf dem Lande) verließ, da ich die Leiche nicht hätte entfernen können. Er hinterließ ein wenig Pfeffermünzwasser, und das ist mir sehr zur Stärkung geworden. Aber sonst war kein Wasser vorhanden, und in Besorgniß, vom Durst gequält zu werden, bat ich den Herrn, daß er mich stärken möchte, etwas Wasser zu bekommen. Er erhörte mein Flehen. Gestern war ich im Stande, aufzustehen, und eine hinlängliche Menge, die am Hintertheil des Bootes (vom Felsen) niederträufelte, mit meinem Gummischuh aufzufangen. Wie vielfache Gnade empfange ich aus den Händen meines himmlischen Vaters! Gelobt sei sein heiliger Name!" — Und am 5. September, einen Tag vor seinem Tode, schreibt er noch mitzitternder Hand: „Groß und wunderbar ist die Leutseligkeit meines gnädigen Gottes über mir. Bis hieher hat Er mich erhalten, vier Tage ohne Speise, aber ohne Gefühl von Hunger und Durst". — Diese Zeilen waren schon sehr unleserlich geschrieben, aber noch einmal hat er seine Kräfte zusammengerafft, um an den noch übrigen Katecheten in dem andern Boote zu schreiben, der aber um dieselbe Zeit die Krone des Lebens erhalten haben wird. Er schreibt: „Mein theurer Williams! Es hat dem Herrn gefallen, noch einen von unserer kleinen Gesellschaft heimzurufen. Unser theurer heimgegangner Bruder verließ das Boot am Dienstag Nachmittag, und ist noch nicht wieder gekommen. Ohne Zweifel ist er vor dem Angesichte seines Erlösers, dem er so treu gedient hat. Noch eine kleine Weile, und — (hier kommen unleserliche Stellen) — dem Allmächtigen Lob zu singen ..... Thron ... ich fühle weder Hunger noch Durst, obgleich ... Tage ohne Speise ... Maidments Güte gegen mich ...... Himmel .... Dein treuer Bruder in Christo. Allen F. Gardiner. September 6. 1851." —

Das waren die letzten Worte dieses bis zum Tode treuen Knechtes Gottes. Am 21. Januar 1852 fand Capitain Morshead, der die Missionare aufzusuchen und ihnen Lebensmittel zu bringen gekommen war, die Leiche des Capitain Gardiner und seine Papiere. Ein leserlich geschriebener Zettel, aber ohne Datum, enthielt die Worte: „Wenn ihr das Ufer entlang anderthalb englische Meilen südwärts geht, werdet ihr uns in dem andern Boote finden. Weilet nicht; wir sind am Verhungern". — Von dem ersten Boote aus, neben welchem die Gebeine Gardiner's lagen, dieser Anweisung folgend, traf man wirklich die Ueberbleibsel von Williams und Pearce an. Und so wie die beiden Felseninschriften auf Picton-Eiland, „geht nach Spanierhafen" — auf die Spur nach der Felseneinöde von Spanierhafen geführt hatten, so leitete unsern des ersten

Bootes die Felseninschrift „Psalm 62, 6—9" zur Entdeckung der Grotte, in welcher Maidment sein Sterbebette gewählt. Die aufgefundenen Gebeine wurden am 22. Januar Vormittags unter militärischen Ehrenbezeugungen zur Stelle bestattet, wobei Lieutenant Underwood die Leichengebete las, und ihre Grabschrift bilden die Worte der von ihnen selbst verzeichneten Psalmstelle: „Aber meine Seele harret nur auf Gott u. s. w." — Auf den Falklands-Inseln fanden sich 30 Fässer und Kisten vor, die für sie im Juni 1851 hinspedirt worden waren; aber kein Schiff hatte sich gefunden, welches die weitere Beförderung davon übernommen hätte.

So waren diese treuen Knechte Gottes im eigentlichen Sinne des Wortes verhungert, aber obwohl gestorben, reden sie noch, und ihr trauriges und schönes Ende hat die christliche Barmherzigkeit nicht entmuthigt, sondern vielmehr zu neuem Eifer entflammt. Die Patagonische Missionsgesellschaft bereitete alsbald eine neue Aussendung vor. Ein zu diesem Zwecke eigens angekauftes Schiff erhielt zum Andenken an den ersten heldenmüthigen aber unglücklichen Leiter dieser Mission dessen Namen „Allen Gardiner". Es war ein schöner Morgen, da es vom Stapel gelassen wurde, und Viele hatten sich zu Land und See herbeigefunden, um Zeugen dieser Festlichkeit zu sein. Am Vormittag wurde ein Bazar von Arbeiten zum Besten dieser Mission abgehalten, der eine beträchtliche Summe eintrug. Am Nachmittag füllte sich der Schiffsbauplatz allmälig mit Zuschauern, und um 4 Uhr, der festgesetzten Stunde zum Hinablassen des Schiffs, waren 1500 Menschen zugegen. Gesang, eine zeitgemäße Ansprache und Gebet, worauf die Benennung des Schiffes folgte, gingen dem Vom-Stapel-lassen voraus. Am 19. October 1854 hat dann zu London die Abfertigung des Katechisten Philips, des Arztes Ellis und des Capitains Snow mit einer Anzahl Kolonisten zu einer neuen Mission nach Patagonien und Feuerland statt gehabt, und am 24. Oktober ist der „Allen Gardiner" nebst gut verwahrten Booten nach dem Orte seiner Bestimmung unter Segel gegangen. Mehrere Mitglieder der Committee und eine Anzahl Frauenzimmer begaben sich an Bord und begleiteten die Missionare von Bristol aus eine Strecke weit den Fluß hinunter. Bei Kingsrod wurde dann ein Abschiedssegen gehalten, und die ganze Schiffsmannschaft stimmte herzlich in das Lied mit ein, welches der selig vollendete Diener Gottes, Allen Gardiner, gedichtet hatte. Dann kehrten die Missionsfreunde an's Land zurück. Drei Freudenrufe vom Schiff aus und zwei Kanonenschüsse gaben bald darauf das Zeichen zur Weiterfahrt. Am 22. November war das Schiff schon an den Cap Verdeschen Inseln, gedachte Weihnachten in Rio Janeiro (Brasilien) zu feiern, und dann nach einigen Wochen an der Südspitze Amerika's zu ankern. Die Friedensboten wollten auch den Häuptling Casimiro auf Patagonien aufsuchen, der gar ernstlich um christlichen Unterricht gebeten hat, damit er auch sein Volk zu lehren im Stande sein möchte. Der Sicherheit wegen wird aber ihre Station vorerst auf den Falklands-Inseln und zwar auf West-Falkland sein, wo die britische Regierung 10,000 Morgen Landes der Mission geschenkt hat, deren nächster Zweck ist, unter der Leitung eines Geistlichen der bischöflichen Kirche so viele Eingeborene Feuer-

land's und Patagonien's herüberzubringen, zu unterhalten und zu unterrichten, als sich willig finden lassen, zu kommen. Wenn einmal ihre Sprache erlernt ist, und freundliche und häufige Verbindungen mit dem Festlande bestehen werden, so sollen daselbst verschiedene Stationen gegründet werden.

So eilt denn die Wahrheit Gottes hinaus unter alle Völker bis an die fernsten Enden der Erde. Gesäet wird sie freilich überall mit Thränen, aber auf die Thränensaat folgt eine selige Ernte. Und wenn einst Alles, was sonst gesäet wurde, längst verwelkt sein wird, verdorrt und vergangen vor der Gluth des Feuers, das Alles läutert, dann wird diese Saat noch grünen und Frucht bringen zu rechter Zeit. Darum wollen wir nicht ablassen, zu beten:

„Komm heilger Geist, Herre Gott!
Erfüll mit deiner Gnaden Gut
Deiner Gläubigen Herz, Muth und Sinn,
Dein brünstig Lieb entzünd in ihn'n.
O Herr, durch deines Lichtes Glanz
Zu dem Glauben versammelt hast
Das Volk aus aller Welt Zungen;
Das sei dir, Herr, zu Lob gesungen.
Hallelujah! Hallelujah!"

Druck von Velhagen und Klasing in Bielefeld.